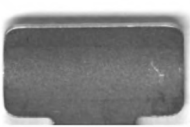
VON 1786 BIS 1813

Ferdinand Schmidt

Digitized by Google



Digitized by Google

Preußens Geschichte

in Wort und Bild.

V.

Digitized by Google

Reprint der Originalausgabe von 1880
nach dem Exemplar der
Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena
Signatur: 4 Boruss. II, 9/500

Reprint © Archiv Verlag
Braunschweig

Digitized by Google

König Friedrich Wilhelm der Zweite.

Digitized by Google

Preußens Geschichte in Wort und Bild. V.

Illustrirte

Geschichte von Brandenburg und Preußen.

Preußens Niedergang und die Völkerschlacht bei Leipzig

Mit besonderer Rücksicht

auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben

in Deutschland.

Von

Ferdinand Schmidt.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

Digitized by Google

Einen beſſern Bund konnte der preußiſche Staat nicht ſchließen, als mit dem auf richtigem Wege ſich fortentwickelnden Geiſte der deutſchen Nation.

Leopold von Ranke.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

der

Illustrirten Geschichte von Preußen.

Fünfter Band.

Preußen unter seinen Königen im achtzehnten Jahrhundert [Dritter Theil]

Regierung Friedrich Wilhelm's II. (1786—1797).

Friedrich Wilhelm II. 3

Die holländischen Unruhen und die türkische Verwicklung 12

Die französische Revolution 16

Krieg gegen Frankreich 29

Zweite und dritte Theilung Polens 35

Blick auf die Lage zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts 42

Preußen unter Friedrich Wilhelm III. [Erster Theil]

Friedrich Wilhelm's III. Jugend- und erste Regierungszeit.

Einleitung 53

Luise, Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. 57

Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. 61

Bis zum Frieden von Tilsit.

Zustand des Landes bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. 67

Emporkommen Napoleon Bonaparte's 76

Zeit der zweiten Koalition gegen Frankreich 80

Die dritte Koalition gegen Frankreich 86

Untergang des alten Deutschen Reiches 92

Der Krieg von 1806 97

Der Fall der Festungen 102

Digitized by Google

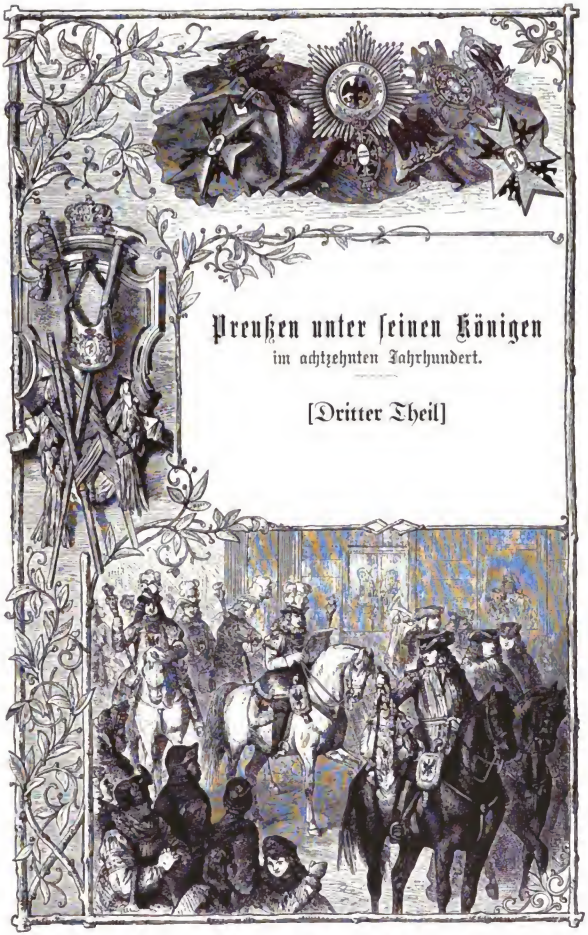
Vom Jahre 1807 bis zum Beginn der Freiheitskriege.

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein 115
Das Jahr 1809 124
Heimgang der Königin Luise 135
Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht 140
Das Jahr 1812 149

Preußens Erhebung bis zur Völkerschlacht.

Erster Anstoß zur Abschüttelung der Fremdherrschaft 157
York's Abfall durch den Vertrag von Tauroggen 162
Aufruf des Königs an sein Volk 167
Die erste Kampfzeit bis zum Waffenstillstande 177
Der Waffenstillstand von Poischwitz und seine Folgen 191
Von Dresden bis Leipzig 197
Die Völkerschlacht bei Leipzig 215

Digitized by Google



Preußen unter seinen Königen

im achtzehnten Jahrhundert.

[Dritter Theil]

Digitized by Google

Das Revolutionsfieber in den Rheinlanden. Zeichnung von F. Lix.

Regierung Friedrich Wilhelm's II.

1786—1797.

Dem großen Könige folgte in der Regierung sein im zweiundvierzigsten Lebensjahre stehender Neffe Friedrich Wilhelm, ein Mann von schöner, herkulischer Gestalt. An ihn trat nun die schwerwiegende Forderung, die von seinen großen Vorgängern errungenen Güter deutschen Lebens dem eigenen, ja dem ganzen deutschen Volke zu Nutz und Frommen zu wahren und zu mehren.

Besaß der neue Fürst die hierzu erforderlichen Eigenschaften? — Hören wir das Urtheil des wahrheitsliebenden Historikers Ludwig Häusser über ihn.

„Der neue König Friedrich Wilhelm II. (geb. 1744) war der Sohn jenes früh verstorbenen Prinzen August Wilhelm, der während des Siebenjährigen Krieges von seinem königlichen Bruder hart, vielleicht ungerecht, angelassen, das Lager verließ und während der gefahrvollsten Zeiten des Krieges zu Oranienburg gestorben war (Juni 1758). Es scheint, dieser jüngere Sohn Friedrich Wilhelm's I. war von weicherem und zerbrechlicherem Metall, als die übrigen Sprößlinge des starken, mannhaften Geschlechts, die vom großen Kurfürsten an bis zum großen Könige aus dem Hause Hohenzollern hervorgegangen sind. Vielleicht die Erinnerung an jenen Zwiespalt, vielleicht auch der Gedanke, daß die weiche Seele des Vaters auf den Sohn übergegangen, war die Ursache, daß Friedrich II. seinen jugendlichen Neffen lange Zeit nie mit rechter Freude und Vorliebe behandelte, ihn kaum zu den Staatsgeschäften heranzog und erst seit dem bayerischen Erbfolgekriege ihm eine

Digitized by Google

Parade unter Friedrich Wilhelm II.

Paradeaufstellung des 1. Bataillon der Leibgarde; beim Musikcorps Mohren von der Preussischen Kolonie Friedrichsburg in Afrika. Friedrich Wilhelm II., gefolgt vom Feldmarschall v. Möllendorf, dem Herzog von Braunschweig und Blücher. Im Hintergrund links die Domkirche, rechts die Schlossapotheke, zwischen durch die Marienkirche.

Digitized by Google

freundlichere Anerkennung zuwandte. Eine unglückliche Ehe, deren Unfriede von beiden Theilen verschuldet war, wirkte vernichtend auf das Leben des jungen Fürsten ein, zumal das unselige Verhältniß des Prinzen zu einem leichtfertigen, verschmitzten Weibe diese Zerrüttung unheilbar machte.

Die Gräfin Lichtenau. „Die Tochter des Kammerdieners Enke, erst mit dem Kammerdiener Rietz verheirathet, dann zur Gräfin Lichtenau erhoben, beherrschte mit allen Künsten, die einer ränkesüchtigen Buhlerin zu Gebote stehen, die nachgiebige Natur des preußischen Thronerben. Auch Friedrich's II. Jugend war nicht frei von Verirrungen gewesen; aber das Unglück seiner Jünglingsjahre hatte an ihm eine heilsame Zucht geübt. Der Umgang mit hervorragenden Geistern gab ihm einen Aufschwung und einen edlen Wetteifer, der die trüben Erinnerungen früherer Zeit verwischte.

„Die weiche, biegsame Natur Friedrich Wilhelm's erlag den schlimmen Einwirkungen, die der Umgang mit frivolen Weibern und weibischen Männern üben mußte, und diese Einflüsse ließen denn auch seine guten Eigenschaften nicht zur rechten Entfaltung kommen. Friedrich Wilhelm war von edlem Gemüthe, trotz der Aufwallungen seines Jähzorns erfüllten ihn Milde und Wohlwollen; er war großherzigen Anregungen zugänglich, auch ritterlich und tapfer wie seine Ahnen; allein die Natur hatte ihm neben einem kräftigen Körper zugleich eine so starke Zugabe von Sinnlichkeit mitgegeben, daß in deren Befriedigung leicht die besseren Züge seines Wesens untergingen. Durch ein wirres Jugendleben gewöhnt, sein Wohlwollen an Weiber und Günstlinge zu vergeuden, in seiner Vereinzelung auf den Umgang mit selbstsüchtigen und mittelmäßigen Menschen angewiesen, in seiner Güte grenzenlos mißbraucht, bald zu sinnlichen Exzessen hingedrängt, bald von der frömmelnden Heuchelei spekulativer Mystiker ausgebeutet, entbehrte Friedrich Wilhelm vor Allem der männlichen Strenge, Zucht und Zähigkeit, durch die das Walten seiner Vorfahren so hervorragend war."

Ein also gearteter Fürst an der Spitze des Staates — dies war in der That ein großes Unheil, zumal die Zeit nicht dazu angethan war, auf Lorbern zu ruhen, die von großen Vorgängern gesammelt worden waren. Hatte doch Friedrich der Große seinem Nachfolger noch warnend zugerufen, „*es sei dem Preußischen Staate nicht bestimmt, dem Genusse der erworbenen Güter zu leben!*" — Friedrich II. war selbst die Seele, der bewegende Mittelpunkt seines Staates gewesen. Alles, was geschehen sollte, hatte er persönlich mit der ihm eigenen Thatkraft in die Hand genommen und mit seinem unvergleichlichen Genie zu glücklichem Ende geführt. Nur so war es möglich geworden, den an natürlichen Hülfsmitteln eben nicht reichen Staat zu solcher Machtentfaltung zu bringen, wie sie die bis in den kleinsten Einzelheiten einzig und allein in den Händen des Königs ruhende Staatsverwaltung damals erzielte. Dieser Umstand wurde aber eben von den Zeitgenossen meist verkannt. Man hielt das System, nach welchem diese Staatsverwaltung geleitet wurde, für die Hauptsache, und man bedachte nicht, daß es allein die persönliche Leitung des Herrschers, seine gewaltige Persönlichkeit, sein Genie und seine unvergleichliche Thatkraft gewesen waren, die solche Erfolge zu erringen vermochten. — Wie mit wenigen Ausnahmen fast überall in Europa, so gab man sich auch in Preußen selbst, zum Unheil des Staates, diesem verhängnißvollen Irrthum hin, und Friedrich Wilhelm II. theilte diesen Irrthum. Man war stolz auf die hohe und gebietende Stellung, welche der Preußische Staat im Rathe der Völker einnahm, man freute sich der gedeihlichen Entwicklung und des blühenden Wohlstandes der Monarchie; aber man glaubte auch hier die errungenen Erfolge dem herrschenden System der Staatsverwaltung zugute halten zu müssen und vergaß dabei fast die Person des Fürsten, der allein diesem todten System das Leben hatte einhauchen können, der allein im Stande gewesen war, die mit aufs Aeußerste gespannter Kraft arbeitende Staatsmaschine in ungestörtem Gange zu erhalten und eine Katastrophe zu vermeiden. Man sah nicht und wollte nicht sehen, daß eine Katastrophe eintreten *mußte*,

Digitized by Google

sobald, wie es jetzt der Fall war, ein Herrscher an die Spitze des Staates trat, dem es an der nöthigen Kraft und Fähigkeit fehlte, die Staatsverwaltung im Sinn und Geist des einzigen Friedrich weiter zu führen, durch kluge und kraftvolle Maßnahmen das von ihm so schnell errichtete gewaltige Gebäude weiter auszubauen und ihm dadurch die noch fehlende innere Kraft und Festigkeit zu geben.

Friedrich Wilhelm II. war zweimal verheirathet. Seine erste Ehe mit Elisabeth Christine von Braunschweig wurde schon nach drei Jahren gelöst. Auch seine zweite Ehe mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt war keine glückliche.

Die Königin Friederike Luise.

Erste Regierungsmaßregeln. Viel schlimme Dinge über das ausschweifende Leben Friedrich Wilhelm's waren im Volke bekannt, als er sein Herrscheramt antrat. Dennoch wurde auch er mit Jubel empfangen, ja Hofschmeichler nannten ihn den „Liebling des Volkes". Und in der That schien es Anfangs, als würde der König einen so ehrenvollen Beinamen sich verdienen. Im Volke berührte es zunächst besonders angenehm, daß von der Vorliebe für den Adel, welche bei Friedrich dem Großen in stetem Zunehmen begriffen gewesen war, auf Friedrich Wilhelm II. wenig oder nichts übergegangen zu sein schien. Bürgerliche wurden alsbald nach seiner Thronbesteigung zu Stellungen befördert, die ihnen früher unzugänglich geblieben wären; zudem begegnete der König auch dem gemeinen Manne mit

Digitized by Google

einer Leutseligkeit und vor Allem mit einer Höflichkeit, die man bisher von dieser Seite nicht gewohnt gewesen war. Das rauhe „Er“ der Anrede, welches Friedrich II. noch fast ausschließlich gebraucht hatte, war verschwunden, ohne Unterschied des Standes und der Stellung galt jetzt die Anrede mit „Sie“. So unbedeutend auch eine solche Auszeichnung an sich war, erschien sie doch dem gemeinen Mann als ein Zeichen höherer Achtung, das er mit Freude entgegennahm. Nicht minder suchte Friedrich Wilhelm II. auf materiellem Gebiet in seinen ersten Regierungsjahren den Wünschen des Volkes entgegen zu kommen und ihm die drückenden Lasten der letzten Jahre wenigstens in etwas zu erleichtern.

Friedrich der Große hatte sich bei Einführung neuer Staatseinrichtungen einzig und allein von den Forderungen des Staatswohles leiten lassen. Selbstsuchtlose Hingabe an das Staatswohl galt ihm als höchste Pflicht des Herrschers und des Volkes; wo diese nicht vorhanden war, wurde rücksichtslos durch Zwang eingetrieben, was das Staatswohl erheischte, und es war dies namentlich auf dem Gebiete der Steuererhebung oft schwer genug empfunden worden. Vornehmlich in letzterer Beziehung hoffte man nun von der milden Gesinnung des neuen Herrschers wesentliche Erleichterungen. Man irrte sich nicht. Eine der ersten Maßregeln des Königs bestand in der Abschaffung des Tabaks- und Kaffeemonopols des Staates. Die Freude darüber war indeß von kurzer Dauer. Bei der Einführung dieser Steuer hatte Friedrich der Große besonders das Wohl der niederen Stände im Auge gehabt. Welchen Vortheil hatten diese Stände nun davon, daß bald nach der Aufhebung jener Steuer andere an deren Stelle traten, an denen auch sie mittragen mußten? Indessen währte auch die Befriedigung der wohlhabenden Leute, die nun jene Artikel billiger bezogen, nicht lange. Bald genug traten für die Regierung Geldverlegenheiten ein, und das Tabaksmonopol wurde wieder eingeführt.

Doch auch von wirklich guten Einrichtungen ist zu berichten. Durch den alten eisernen Dessauer war das Stockregiment in der preußischen Armee heimisch gemacht worden; schon Friedrich hatte freilich den Offizieren aufs Strengste befohlen, dem gemeinen Soldaten eine menschlichere Behandlung zutheil werden zu lassen. Es ergiebt sich dies unter Anderm aus einem Rundschreiben des Generals von Möllendorf an die Offiziere, in dem es heißt: „Der König hat keine Schlingel, Canaillen, Hunde und Kropzeug in seinen Diensten, sondern rechtschaffene Soldaten, was auch wir sind, nur daß uns das zufällige Glück höhere Chargen gegeben. Unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut als wir, und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehen.“ — Schwer jedoch schwinden altgewohnte Mißbräuche, und so fand denn Friedrich Wilhelm auf dem bezeichneten Gebiete überreichen Anlaß, in lebhafter Weise seine Fürsorge für den gemeinen Mann zu erkennen zu geben.

Zedlitz und Rochow. Von noch besserem Erfolge zeigte sich des Königs Fürsorge für das Unterrichtswesen. Er setzte im Februar 1787 das Ober-Schul-Kollegium ein. Minister von Zedlitz, bereits unter Friedrich dem Großen Leiter des Schulwesens, ward Vorsitzender dieser Behörde. Für Hebung des Volksschulwesens wirkte wohlthätig schon seit längerer Zeit der hochachtbare Friedrich Eberhard von Rochow, der als Offizier die ersten Feldzüge des Siebenjährigen Krieges mitgemacht hatte, durch eine Verwundung an der rechten Hand jedoch gezwungen worden war, dem Kriegsdienste zu entsagen.

Belehrend hinsichtlich der Zustände der damaligen ländlichen Bevölkerung und zugleich die Beweggründe klarlegend, welche den wackern Rochow zu einem Schulmanne machten, ist Das, was derselbe über die Veranlassung zu seiner Thätigkeit für die Volksschule erzählt. In den Mißjahren 1771 und 1772 war in seinen Dörfern die Noth sehr hoch gestiegen, und es scheiterten seine Bemühungen, derselben zu steuern, zumeist an der Unwissenheit, den Vorurtheilen und dem Aberglauben der Leute. „In bittern Gram versenkt über diese schrecklichen Folgen der Dummheit und Unwissenheit“, erzählt Rochow, „saß ich einstmals an meinem Schreibtische und zeichnete einen Löwen, der in einem Netze verwickelt daliegt. — So, dachte ich, liegt auch die edle, kräftige Gottesgabe Vernunft, die doch jeder Mensch

Digitized by Google

hat, in einem Gewebe von Vorurtheilen dermaßen verstrickt, daß sie ihre Kraft so wenig, wie hier der Löwe die seinige, gebrauchen kann. Ach! wenn doch eine Maus da wäre, die einige Maschen dieses Netzes zernagte: vielleicht würde dann dieser Löwe seine Kraft äußern und sich losmachen können! Und nun zeichnete ich gleichfalls als Gedankenspiel auch die Maus hin, die schon einige Maschen des Netzes, worin der Löwe verwickelt liegt, zernagt hat. Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele: Wie, wenn du diese Maus würdest? — Und nun enthüllte sich mir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, warum der Landmann so sei, wie er ist. Er wächst auf als ein Thier unter Thieren. Sein Unterricht kann nichts Gutes wirken. Der gröbste Mechanismus herrscht in seinen Schulen. Sein Prediger spricht hoch- und er plattdeutsch. Beide verstehen sich nicht. Die Predigt ist eine zusammenhängende Rede, welcher der Bauer, an Aufmerken und Periodenbau nicht gewöhnt, nicht folgen kann; ja selbst wenn sie gut ist, findet das Bündige derselben bei ihm keinen Eingang. Niemand bemüht sich, die Seelen seiner Kinder zu veredeln. Ihre Lehrer sind, wie Christus es nennt, blinde Leiter, und so leidet denn der Staat bei diesem Zustande der Sachen, nach welchen sein Flor sich in einem beständigen Kriege gegen die verheerende und zerstörende Dummheit befindet, mehr Verlust als in der blutigsten Schlacht. — Gott, dachte ich, muß denn das so sein? Kann der Landmann, diese eigentliche Stärke des Staatskörpers, nicht auch verhältnißmäßig gebildet und zu allem guten Werk geschickt gemacht werden? Wie viele tüchtige Menschen hätte ich nicht z. B. in diesem Jahre meinem Vaterlande gerettet, die jetzt ein Raub ihrer entsetzlichen Dummheit geworden sind! Ja, ich will die Maus sein, Gott helfe mir! Und nun schrieb ich gleich den Morgen die Titel der 13 Kapitel, woraus mein Schulbuch für die Lehrer der Landleute bestehen sollte, nieder, und zwar auf die andere Seite des Blattes, worauf der gefangene Löwe, das Netz und die Maus standen."

Friedrich Eberhard von Rochow.

Schon in der letzten Zeit Friedrich's des Großen hatten Rochow's Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade Eingang und Anerkennung gefunden. Friedrich war von dem Minister von Zedlitz auf den vortrefflichen Mann aufmerksam gemacht worden und hatte befohlen, die Landschulen nach Rochow's Plan einzurichten. — Mit aller Lebhaftigkeit war darauf nun auch Friedrich Wilhelm II. auf die Fortführung der angebahnten Maßnahmen eingegangen.

Um dem Uebel zu entgehen, ungeprüfte Lehrer anstellen zu müssen, wurden philologische wie auch Landschullehrer-Seminare begründet. „Es könne ja", heißt es in einem Erlaß des Ministers von Zedlitz, „nirgends ein Pfarrer oder Arzt angenommen werden, wenn solcher nicht von der Behörde geprüft sei; solle man nun allein das Wohl der künftigen Geschlechter jedem Pfuscher preisgeben dürfen? Was die Einrichtung der Schulen betreffe, so habe der Schulunterricht den Zweck, die Menschen besser und für ihr bürgerliches Leben brauchbarer zu machen. Demnach sei es ein Unrecht, den Bauer wie das Thier aufwachsen zu lassen; es sei Thorheit, den künftigen Schneider, Tischler, Krämer wie einen künftigen Konsistorialrath oder Schulrektor zu erziehen, sie alle Lateinisch, Griechisch, Hebräisch zu lehren. Es müsse Bauern-, Bürger- und Gelehrtenschulen geben."

Der erstrebte Segen wurde indeß fast gänzlich verkümmert, weil der wohlwollende Minister von Zedlitz nur zu bald dem mit Recht allgemein verhaßten Heuchler Wöllner weichen mußte, über den wir im folgenden Abschnitte Näheres zu sagen haben.

Auf Hebung des Handels, der Gewerbe und der Landwirthschaft wurden in der ersten Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm's II. noch ansehnliche Mittel verwandt.

Digitized by Google

Im Jahre 1787 wurde der Ruppiner Kanal gegraben, 1792 die erste Chaussee im Lande, zwischen Berlin und Potsdam, gebaut. — Dem Charakter des Königs entsprechend, wurde freilich manches Gute mit Lebhaftigkeit in Angriff genommen, um bald darauf die Dinge wiederum gehen zu lassen, wie sie gingen; dagegen wurden häufig die ärgsten Fehlgriffe begangen, wie es in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten der Fall war.

Aufklärung war das Losungswort der Zeit geworden, und wer könnte es leugnen, daß durch ihre hervorragendsten Anhänger viele Irrthümer und Thorheiten siegreich bekämpft, nützliche Einrichtungen ins Leben geführt und heilsame Kenntnisse ins Volk gebracht worden sind! Als die Ziele der Edelsten jener Zeit bezeichnet Scherr: Freiheit des Fühlens, Denkens, Glaubens; Duldsamkeit, Erziehung, Bildung, Vermenschlichung der Volkszustände, Erbarmen mit dem Elende, der Armuth, mit dem Verbrechen sogar; Emporhebung der Unterdrückten zum Bewußtsein der Menschenwürde, Herbeiziehung Aller zur Tragung der öffentlichen Lasten, Anerkennung und Verwirklichung der Idee der Brüderschaft im Menschen.

Jedoch die Richtung des Zeitalters artete aus, was sich zunächst und zumeist auf dem religiösen Gebiet erkennbar machte. Die Menge war aus der Scylla in die Charybdis — aus dme Aberglauben in den Unglauben gerathen. In dem ursprünglich löblichsten Bestreben, das Abgestorbene zu tilgen, wurden „vom Baume des Glaubens zugleich mit dürr gewordenen Aesten auch diejenigen, welche noch voll Lebenssaft waren, heruntergeschnitten." Dagegen darf man nicht vergessen, daß dies zumeist nur die naturgemäße Folge der unfruchtbaren dogmatischen Streitigkeiten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war. Wahrhaft verheerend hatten hierauf Voltaire und die ihm verwandten französischen Philosophen, vornehmlich in ihrem Heimatlande, gewirkt. Sie waren „von dem Zweifel an der früheren Kirche zur Bezweiflung des Christenthums fortgeschritten." An den Früchten sollte jedoch der Werth der neuen Lehren bald erkennbar werden. Voltaire und seine Anhänger, die „Encyklopädisten", hatten den weitgehendsten Materialismus zur Herrschaft gebracht, dessen höchstes Ziel die möglichst unbeschränkte Befriedigung des sinnlichen Menschen war. Der Eifer für Aufklärung hatte vielfach zur Unduldsamkeit geführt. Allerdings nahm die Aufklärungsperiode in Frankreich einen viel bedenklicheren Charakter an, als in dem ernsteren Deutschland, wo zunächst von den der Aufklärung huldigenden Männern nur das wirklich Gute und Erstrebenswerthe erstrebt und auch erreicht wurde, bis später französischer Einfluß auch hier zur Ausartung führte. Es lag das im Charakter des französischen Volkes begründet. „Das romanische Wesen", meint Eyth, „war von jeher eine verzerrte Mischung des antik Römischen und des willkürlich Modernen gewesen. Es hat immer nur Pracht ohne tieferen Gehalt, Schein ohne Wahrheit geliebt. Seine Begeisterung konnte immer nur ein auflackerndes Strohfeuer, keine innige, andauernde Glut sein. Vortheil und Vergnügen heißen die Götter, denen das Romanenthum zu dienen bestimmt scheint. Und alles dies um so mehr, weil es sich der Durchdringung von dem Geiste der Reformation großentheils erwehrt und nicht sowol den Honig, als vielmehr das Gift aus der Blume gesogen."

Bunsen sagt: „Seit Frankreich einen Frieden mit Rom einer freieren, redlichen, germanischen Neubildung vorgezogen hat, und indem es diese Entscheidung mit dem Morde und später mit der Vertreibung seiner edelsten Geschlechter besiegelte, ist dort jene unglückliche Aeußerlichkeit eingetreten, welche ihm den Absolutismus statt der germanischen Monarchie gegeben hat, die Form statt des Wesens, also eine Freiheit ohne Selbstregierung, eine Literatur ohne wahre Gelehrsamkeit, eine Religion ohne sittlichen Ernst, eine Poesie ohne Begeisterung, Rhetorik statt Dichtung, Manier statt Stil, Mode statt Sitte." Ein ähnliches Urtheil ist über Frankreich von hervorragenden französischen Schriftstellern, unter Anderen von Tocqueville und neuerdings auch von Proudhon, gefällt worden. Und dieses Frankreich war — Dank Denen, die über Deutschland den grauenvollen Dreißigjährigen Krieg brachten — auch jetzt noch tonangebend in Europa.

Digitized by Google

Von Frankreich ging die Verwüstung nach Deutschland; die französische Sprache — die allgemeine Sprache des Umgangs und der Bildung — vermittelte die Aufnahme jener zersetzenden Philosophie. Lange schon war deutscher Sinn und deutsches Leben durch den Eingang französischer Moden und Sitten, oder vielmehr Unsitten, getrübt worden: jetzt schien es, als sollte der deutsche Geist an seiner Wurzel vergiftet werden. Doch herrlich bewährte sich schließlich, trotz schwerer Verirrungen, die tiefere, maßvollere Natur der Deutschen. Voltaire und Friedrich II. — diese beiden Männer repräsentiren die beiden Völker, Franzosen und Deutsche, im achtzehnten Jahrhundert. Voltaire's sittlicher Aufschwung, der ihn in den Kampf gegen Finsterniß und Knechtschaft in Kirche und Staat trieb, war bald erlahmt, und was übrig blieb, war nur der von der Eitelkeit gesteigerte Drang, als Freigeist und Meister des Spottes zu glänzen. Seine Forderung, Duldsamkeit zu üben, ging keineswegs aus der Anschauung hervor, daß es ein tiefinnerster Zug des Menschen ist, sich mit dem Ewigen in Verbindung zu setzen; sie entsprang nicht aus der echten Nächstenliebe, die den Nebenmenschen in dem, was ihn tröstet und beglückt, bestärken will; sondern er erhob jene Forderung, weil ihm alle kirchlichen Auffassungen gleich widerwärtig waren. „Die Protestanten", sagte er „sind eben solche Narren wie die Katholiken."

Wie anders Friedrich der Große! Oberflächliche Beurtheiler haben gemeint, Friedrich sei ein Voltaire auf Preußens Thron gewesen! Aber kann man auch Trauben lesen von den Disteln und Feigen von den Dornen? „Der schönste, der heiligste Wahlspruch, den ein Mensch sich zu ununterbrochener Nachahmung aneignen kann", sagt Schottmüller, „heißt: „Ich will Gott dienen." Friedrich hat immer danach gestrebt, Gott in seiner Weise zu dienen, wenn er sich auch statt des Namens „Gott" irgend eines andern sinnverwandten Ausdrucks bediente, und wenn er auch von dieser seiner Stellung zu Gott so wenig wie möglich öffentlich Gebrauch machte. Prunk zu treiben mit seinen religiösen Empfindungen, konnte seinem Charakter gemäß nicht seine Sache sein. In einem Briefe an d'Argens sagt er: „Es ist etwas dort oben, das aller Weisheit des Menschen spottet." Dies ist der Ausdruck lebendigen Glaubens, der das Auge Gottes im Menschen ist, welches anders und Anderes sieht, als der leibliche Sinn.

Freilich muß andererseits zugegeben werden, daß viele der gelegentlich mit Lebhaftigkeit hervorsprudelnden Spöttereien Friedrich's über den vorherrschenden Kirchenglauben und Aberglauben bei weniger tiefen und sittlich gefesteten Naturen von verderblicher Wirkung waren. Weil er seiner seltenen Herrschertugenden wegen so außerordentlich verehrt ward, fanden derartige Worte aus seinem Munde um so größeren Anklang in vielen Kreisen. — Und gerade niedere Naturen, denen das ganze Leben und Streben des großen Mannes ein verschlossenes Geheimniß blieb, hielten sich ausschließlich an solche, ihrem Sinn und Verständniß zusagende Aeußerungen, meinend, in seinem Geiste zu wirken, wenn sie denselben eine ihrer Sinnesweise entsprechende Auslegung gaben.

Nicht etwa nur orthodoxe Eiferer, nein, auch freisinnige Männer allerorten klagten über die zunehmende Sittenverderbniß. Pestalozzi erzählt, daß die Jugend in Verwirrung gerathen sei, wozu „Voltaire's verführerische Untreue am reinen Heiligthum des religiösen Sinnes und seiner Einfalt und Unschuld" zumeist mitgewirkt habe. — Georg Forster schrieb 1779 an Jakobi aus Berlin: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit. Freie, aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Die Frauen verderbt." — Im Jahre 1784 schrieb Hamann aus Berlin: „Die Gebildeten schämen sich, den Namen Jesu noch in den Mund zu nehmen." — Um dieselbe Zeit ließ sich der englische Gesandte Malmesbury über Berlin folgendermaßen aus: „Totale Sittenverderbniß beherrscht alle Klassen.

Digitized by Google

Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham als aus Mangel an etwas Anderem so weit gesunken sind." — Lessing „fühlte sich angeekelt von diesem widrigen Gemisch von Flachheit, das sich namentlich in Berlin selber gern für Aufklärung ausgäbe." — — Auch den großen König hatte man in den letzten Jahren seines Lebens oftmals über die zunehmende Sittenlosigkeit klagen gehört.

Zu derselben Zeit legten aber auch schon, und zwar — der Leser erinnere sich an den bezüglichen Ausspruch Goethe's — zumeist angeregt durch Friedrich's Wirken als Held und Landesvater, eine Zahl von Denkern und Dichtern den Grund zu einer tieferen Weltanschauung, als sie das leichtfertige Franzosenthum zu Tage zu fördern vermocht hatte. Die große deutsche Literaturepoche war angebrochen, Klopstock, der Barde der Neuzeit, der Sänger des Vaterlandes, war wie ein strahlender Morgenstern am literarischen Himmel Deutschlands aufgestiegen, und ihm folgten, den Tag verkündend, Herder, Lessing, Kant, Goethe, Schiller und verwandte Geister, die zum Theil wol Berührungspunkte mit dem Streben des Voltairismus hatten, in ihrem tiefsten Wesen aber, gleichwie der große König Friedrich, von ihm völlig unterschieden waren.

Der Prozeß der Heilung von den durch die seichte französische Aufklärung angerichteten Schäden schien sich naturgemäß vollziehen zu wollen, und man hoffte von Friedrich Wilhelm II., er werde mindestens einen eben so regen Antheil an der Entwicklung der deutschen Nationalbildung durch Förderung der Wissenschaft und Poesie nehmen, wie es zur selben Zeit der Hof von Weimar that. Allerdings geschah auch in dieser Beziehung Mancherlei, was zu solchen Hoffnungen berechtigte. That doch der König, der ebenso wie sein Oheim die Musik leidenschaftlich liebte und selbst ein vorzüglicher Cellospieler war, sogar Schritte, Mozart unter äußerst glänzenden Bedingungen nach Berlin zu ziehen. Leider waren seine Bemühungen ohne Erfolg: der Tonmeister glaubte der ehrenvollen Einladung aus Rücksicht auf sein engeres Vaterland Oesterreich nicht Folge leisten zu dürfen. Der Lohn, den er dafür von diesem letzteren erntete, war allerdings kärglich genug: mit einer geringen Pension von 800 Thalern sah er sich vom österreichischen Hofe abgefunden.

Während es schien, als wolle Friedrich Wilhelm durch Begünstigung deutscher Kunst und deutscher Poesie mit anderen deutschen Höfen wetteifern, that er auf einem andern Gebiete, auf dem der Religion, Schritte, welche tief dunkle Schatten auf seine Regierungsthätigkeit werfen, was letzterer stets zum Vorwurf gereichen wird. — Allerdings hatten sich die Sitten bei der damals in weiten Kreisen herrschenden Denkweise außerordentlich verschlechtert. Aber statt auf vernunftgemäßem Wege diesem Uebelstande entgegenzuarbeiten, führte vielmehr die Wahrnehmung des Verfalls den König, während er doch selbst in gewohnter Weise weiter lebte, zu Maßnahmen ganz anderer und höchst verwerflicher Art.

Das Wöllner'sche Religionsedikt. Geistliche Polizeigewalt sollte dem Uebel Einhalt thun! — Wäre aus- und abschweifenden Lehren in der Schule und auf der Kanzel entgegen gewirkt worden, so hätte kein Einsichtiger dies mißbilligen können. So aber ward auch der wissenschaftlichen Forschung ein Halt zugerufen. — Der Mann, welcher den König zur Ergreifung solcher Maßregeln zu bestimmen gewußt hatte, war der bereits erwähnte Johann Christian Wöllner. Als Sohn bürgerlicher Eltern 1702 in Döberitz bei Spandau geboren, studirte er Theologie und wurde im Jahre 1755 als Pfarrer in Behnitz angestellt. Aber seinem ehrgeizigen Sinne genügte solch ein bescheidener Wirkungskreis nicht; er gab nach kurzer Thätigkeit seine Stellung auf, um zunächst den Sohn des märkischen Grafen von Itzenplitz auf Reisen zu begleiten und dessen Erziehung zu leiten, während er zugleich mit regem Eifer landwirthschaftliche und staatswissenschaftliche Studien trieb.

Wenige Jahre später heirathete der gewandte und in allen Künsten der Verstellung wohlerfahrene Mann eine Schwester seines Zöglings und widmete sich nunmehr als Mitpächter der Itzenplitz'schen Güter ausschließlich jenen Studien. Als Schwager des Grafen von

Digitized by Google

Itzenplitz in die vornehme Welt eingeführt und durch mehrere hervorragende wissenschaftliche Arbeiten als eine tüchtige Kraft auf dem Gebiete der Land- und Staatswirthschaft bekannt, wurde er im Jahre 1782 berufen, dem Thronfolger in diesen Fächern Unterricht zu ertheilen, und es gelang ihm, den für äußere Einflüsse so sehr empfänglichen Sinn Friedrich Wilhelm's vollständig gefangen zu nehmen und dadurch das Ziel seines Ehrgeizes, eine einflußreiche, seiner Herrschsucht den weitesten Spielraum gewährende Stellung zu erlangen. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung erhob ihn Friedrich Wilhelm II. in den Adelsstand, um ihm bald darauf die Stellung des auf des Vertrauten Betreiben entlassenen Ministers von Zedlitz zu übertragen.

Aus Wöllner's Feder ist nun das so großes Aufsehen, aber auch allseitig so gerechten Unwillen erregende Religionsedikt geflossen, das in seiner vollen Durchführung den Protestantismus bis in die Wurzel hinein zerstört haben würde. Es heißt in diesem, unter dem 9. Juli 1788 veröffentlichten Schriftstücke: „daß manche Geistliche sich zügellose Freiheiten in Absicht der Lehrbegriffe ihrer Konfession erlaubten, daß sie die Grundwahrheiten der christlichen Religion wegleugneten, daß sie die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Sekten aufwärmten, solche mit Unverschämtheit mit dem Namen Aufklärung unter dem Volke verbreiteten, die Bibel, diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechts, verfälschten, verdrehten, oder gar wegwürfen, daß sie den Glauben an die Geheimnisse überhaupt und vornehmlich an das Geheimniß des Versöhnungswerkes und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig oder doch überflüssig, mithin sie irre machten, und dem Christenthum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn böten." Um nun solchem Unwesen zu steuern, wurde allen Predigern „bei unausbleiblicher Kassation oder noch härterer Strafe anbefohlen, sich weder öffentlich noch heimlich zu unterfangen, die genannten oder noch mehrere Irrthümer bei ihrem Amte oder auf andere Weise zu verbreiten. Denn wie es keinem Richter erlaubt sei, an dem Inhalt der Gesetze zu klügeln und selbige nach Gefallen abzuändern, so könne es noch weniger einem jeden Geistlichen freistehen, in Religionssachen nach Gutdünken zu handeln, die einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten anders zu lehren, sie nach bloßer Willkür beizubehalten oder wegzuwerfen und seine eigenen Grillen an deren Stelle zu setzen. Es müsse eine allgemeine Richtschnur, Norm und Regel feststehen, nach welcher die Volksmenge treu und redlich geführt werde, und diese Norm sollte durch die sogenannten Aufklärer nach ihren unzeitigen Einfällen nicht abgeändert werden."

Nun, nach den „einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten" und nach der darauf begründeten „Richtschnur, Norma und Regel" hatte Huß seiner Zeit den Flammentod erleiden müssen — waren im Laufe der Jahrhunderte Tausende und abermals Tausende von Menschenleben zu Grunde gegangen! Wie mochte man sich in Rom die Hände reiben, daß gerade in Preußen ein solches Edikt das Licht der Welt erblickt hatte! Nach der Ansicht der Römlinge machten die verirrten Schafe des Protestantismus endlich Halt auf ihrem Irrwege, und zwar auf einen Ruf, der so gut römisch klang, daß man zu hoffen wagte, die Verirrten würden sich, wenn man weiterhin in solcher Weise kirchenpolizeilich verfahre, der zu allererst verlassenen „Norma und Regel Roms" mit der Zeit wieder unterwerfen.

Das Religionsedikt versetzte den Staat Friedrich's des Großen in eine wahrhafte Aufregung; von allen Seiten erhoben sich Stimmen dagegen. Wöllner stand nicht an, aus der Rüstkammer Roms eine zweite Waffe — eine Censurverordnung — zu entnehmen, um die Beleuchtung der verderblichen Maßregel zu verhindern; endlich wurde auch noch eine Kommission eingesetzt, die darüber zu wachen hatte, daß nur solche Bewerber als Lehrer und Prediger angestellt würden, die ihre Rechtgläubigkeit — im Wöllner'schen Sinne — zu beweisen im Stande waren. Den im Amte befindlichen Geistlichen von freierer Geistesrichtung wurde bedeutet, daß man sie in ihren Aemtern belassen wolle, wenn sie in ihrer Lehrthätigkeit und in ihren Predigten die Forderungen des Religionsedikts erfüllten, daß

Digitized by Google

man aber gegen sie einschreiten werde, sobald sie, ihrer inneren Ueberzeugung folgend, über jene Forderungen sich hinwegsetzen und weiterhin bei ihren Irrlehren beharren würden. Wöllner mißachtete sogar die Grundgesetze des Landes, indem er Geistliche absetzte, die auf seine Anklagen durch den Spruch hoher Gerichtshöfe für schuldfrei erklärt worden waren.

Bischofswerder. Der vertrauteste Lustgenosse und Rathgeber des Königs war der Major von Bischofswerder, durch dessen Empfehlung sich Wöllner zu seinem jetzigen Amte aufgeschwungen hatte. Beide Männer gehörten dem vielbesprochenen Geheimbund der Rosenkreuzer an, der sich, entgegen der aufklärerischen Zeitrichtung, die Zurückführung des Volkes unter eine schrankenlose und selbstsüchtige Priesterschaft zum Ziele gesetzt hatte, welches dem Geiste des Protestantismus durchaus widerstrebt. Ein geschickt durchgeführtes Ceremonienwesen umgab den Orden mit dem stets so verlockenden Reiz des Geheimnißvollen, und selbst Geisterbeschwörungen und anderer Spuk wurden nicht verschmäht, wo sie zur Förderung des Erstrebten zweckdienlich erschienen. Die Rechtgläubigkeit, auf welche die Rosenkreuzer pochten, war demnach von höchst wunderlicher, ja überaus bedenklicher Art; Schriften aus jener Zeit versichern, die Ordensgenossen hätten in Gegenwart Friedrich Wilhelm's Geistererscheinungen veranstaltet, um die reizbare Phantasie des Königs im Interesse selbstsüchtiger Zwecke zu verwirren. „Zur Stärkung seiner Nerven empfing der König die einfachsten Arzneimittel von Bischofswerder, indem Letzterer dieselben für Geheimmittel erklärte, deren Zusammensetzung ihm in den höchsten Graden des genannten Ordens bekannt geworden sei."

Es gab der Leute genug im Lande, die von ganzer Seele der rechtgläubigen Richtung zugethan waren. Aber selbst unter diesen fanden Wöllner und Bischofswerder nur äußerst wenige Anhänger. — Der Werth des Edikts wurde nach der Würdigkeit seiner Urheber bemessen. Aber auch abgesehen davon, mißbilligten gelehrte und fromme Theologen mit aller Entschiedenheit den eingeführten Glaubenszwang. So kam es, daß das Wöllner'sche Edikt nicht nur nichts nützte, sondern Schaden anrichtete. Zur herrschenden Verderbtheit war ein neues Uebel hinzugefügt worden: pharisäische Heuchelei! —

Die holländischen Unruhen und die türkische Frage.

Die bürgerlichen Zwistigkeiten in Holland, deren wir schon S. 339 vorübergehend gedachten, gaben dem Könige schon kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung den ersten Anlaß, das Schwert zu ziehen. In den Generalstaaten standen sich zu jener Zeit zwei Parteien, die oranische, die sich eng um den Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien scharte, und die Partei der „Patrioten", welche die Erweiterung der Volksfreiheiten anstrebte, feindlich gegenüber. Der Streit währte bereits Jahr und Tag, und Wilhelm V., der mit einer Schwester Friedrich Wilhelm's vermählt war, hatte sich schon an Friedrich II. um Beistand gewandt. Doch war von diesem, der wohl erkannte, daß die Partei der Patrioten, die sich auf die bürgerlichen Magistrate stützte, begründete Ursache zur Klage hatte, nichts weiter geschehen, als daß er nach beiden Seiten hin zur Mäßigkeit gemahnt hatte. Die Erbitterung der Parteien war indeß höher gestiegen, und es schien bei dem Tode Friedrich's, als solle Holland das traurige Schauspiel eines Bürgerkrieges abgeben. Nachdem nun Friedrich Wilhelm zur Herrschaft gelangt war, wurde er von seiner Schwester, der Gemahlin des Erbstatthalters, aufs Lebhafteste angegangen, der monarchischen Sache in Holland seinen thätigen Beistand angedeihen zu lassen. Dem Könige erschien es indeß bedenklich, die in dieser Angelegenheit von seinem großen Vorgänger eingeschlagene Bahn zu verlassen. Dagegen forderte er Frankreich auf, von wo her die Partei der Patrioten unter der Hand zum Widerstande aufgemuntert worden war, mit ihm gemeinschaftlich durch friedliche Vermittelung die Wirren auszugleichen. Der Prinz von Oranien war aber keineswegs geneigt, auf Vermittelungen einzugehen, er wollte entschieden seinen Willen zur Geltung gebracht haben. Darüber mißgestimmt, beauftragte Friedrich Wilhelm seinen Gesandten, dem Prinzen und seiner Gemahlin in eindringlichster Weise Vorstellungen zu machen.

Digitized by Google

Vergebens! Da nun auch die mit Frankreich wegen gemeinsamer Vermittelung angeknüpften Unterhandlungen scheiterten, so loderte der Haß der Parteien um so lebhafter auf, und es kam hier und da bereits zu blutigen Zusammenstößen. Nun wurde eine List ersonnen, um den König von Preußen gegen die Partei der Patrioten aufzubringen. Die Gemahlin des Statthalters unternahm eine Reise nach dem Haag, angeblich, um eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Sie wurde von einer Bürgerwache der Patrioten angehalten unter dem Vorgeben, man müsse wegen ihrer Weiterreise Befehle von den Behörden erst einholen, ja ein Offizier zündete sich in Gegenwart der Statthalterin seine Pfeife an. Das war zu viel! Kaum hatte die beleidigte Fürstin ihren königlichen Bruder von diesem Vorfall in Kenntniß gesetzt, so verlangte dieser in heftiger Weise Genugthuung für den seiner Schwester angethanen Schimpf, und da ihm von den Patrioten, die sich auf die versprochene Hülfe Frankreichs verließen, Genugthuung verweigert ward, rüstete er sich zum Kriege.

Unruhen in Holland. Nach F. Lix.

Einrücken der Preußen in Holland. Am 13. September 1787 überschritt ein preußisches Heer von einigen 20,000 Mann unter Führung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig bei Nymwegen und Arnheim die holländische Grenze. Schmachvoll für Frankreich war es, erst die Patrioten zur Auflehnung angereizt zu haben, um nun, in der Stunde der Gefahr, ihnen jegliche Hülfe zu versagen. So kam es, daß den Preußen fast gar kein Widerstand entgegengesetzt wurde, und Wilhelm V., dessen Forderungen man sich unterwarf, am 20. September nach seiner Residenz im Haag zurückkehren konnte. Nicht als Staatsmann, sondern allein den Aufwallungen seines verletzten ritterlichen Gefühles nachgebend, hatte der König diesen Kriegszug unternommen. Aus einer Anwandlung von Großmuth wiederum entstand in ihm der Entschluß, entgegen allem Kriegsgebrauch, die Kriegskosten nicht von Holland sich bezahlen zu lassen, sondern sie — seinen schon an Lasten genug tragenden Unterthanen aufzubürden. Und doch hatte dieser unblutige Siegeszug für Preußen noch Uebleres im Gefolge. Er bestärkte in militärischen Kreisen jenes verderbliche Sicherheitsgefühl, das sich schon in den letzten Regierungsjahren des Großen Friedrich bemerkbar gemacht hatte, und das bald nachher dem Staate so schwerwiegenden Nachtheil bringen sollte. Die preußische Armee hatte während der Schlesischen Kriege allerdings Unübertreffliches

geleistet, aber sie war nicht mehr das, was sie bis zum J. 1763 gewesen, und Friedrich II. selbst war sich, wie wir aus seinen Schriften ersehen, dieser betrübenden Thatsache wohl bewußt. Der Siebenjährige Krieg hatte die besten Kräfte des Landes und des Heeres verzehrt; es fehlte an tüchtigen, kriegsgewohnten Offizieren, die einst so straffe Disziplin war bedenklich gelockert, das soldatische Pflichtgefühl merklich geschwunden, und solch kurze Scheinkriege, wie der bayerische Erbfolgekrieg vom Jahre 1778 und jetzt dieser holländische Kriegszug, waren nicht geeignet, dasselbe neu zu beleben. Im Heere selbst aber theilte man solche Befürchtungen nicht, man wiegte sich in dem stolzen Gefühl der Unüberwindlichkeit, bis die Ereignisse der kommenden Jahre die Besorgnisse des großen Königs rechtfertigten und die traurigen Folgen der Selbstüberhebung wahrhaft niederschmetternd zu Tage traten.

Die Türkische Frage. Kaum waren die holländischen Wirren beseitigt, so nahm eine „neue Frage" die volle Aufmerksamkeit des Königs in Anspruch. Schon seit längerer Zeit sah sich die Türkei von Rußland immer schwerer bedroht, und Joseph II. hatte nun mit Rußland, dessen Vorgehen er nicht zu hindern vermochte, gemeinschaftliche Sache zu machen beschlossen, um von der Beute, auf die es von Seiten Rußlands abgesehen war, ein gutes Stück für sich zu erlangen. Dem Anscheine nach war nicht zu erwarten, daß die Türkei sich gleichzeitig der beiden Gegner, Rußlands und Oesterreichs, würde erwehren können, und so standen für die beiden Staaten bedeutende Gebietserweiterungen in Aussicht, ein Umstand, dem Preußen, das damals noch unter der Leitung des alten bewährten Ministers von Herzberg in der auswärtigen Politik den Grundsätzen Friedrich's des Großen folgte, nur mit Besorgniß entgegen sehen konnte. Einen solchen Machtzuwachs, wenn möglich, zu verhindern, gebot die Staatsklugheit. Demzufolge trat Preußen, nachdem es sich in dieser Angelegenheit mit England verständigt hatte, in ein Bündniß mit der Pforte, welches der letzteren ihre bisherigen Besitzungen garantirte.

Der Krieg hatte sich aber trotz der drohenden Haltung Preußens nicht vermeiden lassen. Von Seite der Russen mit Glück begonnen, war er allerdings von den Oesterreichern, wiewohl — oder trotzdem eben weil — der kriegskundige Kaiser Joseph II. das Kommando selbst führen wollte, bisher mit Ungeschick und unter Unfällen aller Art geführt worden. Als jedoch zwei der tüchtigsten Heerführer jener Tage: Held Laudon und Prinz Josias von Sachsen-Koburg mit der Führung der österreichischen Heere betraut wurden, schritten diese von Sieg zu Sieg vor.

Tod des Kaiser Joseph II. Unterdessen rang der edle Kaiser Joseph mit dem Tode. Die Kunde von der Einnahme von Belgrad (1789) hatte noch einmal seine Lebensgeister aufflackern lassen; indeß wenige Monate nachher — am 20. Februar 1790 — hauchte der schwer Geprüfte seine edle Seele aus. — Friedrich Wilhelm II., welcher mittlerweile ein Heer in Schlesien zusammengezogen hatte, drang siegesgewiß auf Eröffnung des Feldzuges; da traten die Dinge mit der Thronbesteigung von Joseph's II. Bruder, des bisherigen Großherzogs von Toscana, mit einem Male in ein anderes Stadium.

Leopold II., wußte durch kluge Verhandlungen in kurzer Zeit die Gefahren, sowol äußere wie innere, von denen Oesterreich zu jener Zeit bedroht war, zu beseitigen. Es kam noch im Sommer desselben Jahres zwischen Preußen und Oesterreich der Vertrag von Reichenbach zu Stande, in welchem Oesterreich den Türken alle Eroberungen heraus zugeben und den Russen keine Unterstützung weiterhin zu gewähren zusagte. — Der kluge Minister Herzberg hatte versucht, bei dieser Gelegenheit die wichtigen Gebiete von Danzig und Thorn, die Polen gegen das von Oesterreich abzutretende Galizien herausgeben sollte, als Entschädigung für die aufgewendeten Mobilisirungskosten und als Lohn für seine Vermittlerrolle an Preußen zu bringen; sein Plan scheiterte indessen an der Ungeduld des Königs und dem Einflusse einer Oesterreich freundlichen Partei am preußischen Hofe. Friedrich Wilhelm begnügte sich mit der Rolle eines großmüthigen Vermittlers und Schiedsrichters, auf jeden Vortheil und jede Entschädigung für sein Land verzichtend.

Digitized by Google

In der Nationalversammlung.

Die Französische Revolution.

Wir haben, ehe wir die Geschichte Preußens weiter verfolgen, zunächst eines Welt-ereignisses zu gedenken, das umgestaltend auf ganz Europa gewirkt hat. Dieser erschütternde Vorgang, hier in Bausch und Bogen verherrlicht, dort ohne Prüfung der tieferen Ursachen verdammt, ist die Französische Revolution. Möge eine Betrachtung der Ursachen und des Verlaufes jener welthistorischen Begebenheit zu einer richtigen Auffassung derselben führen!

Wir knüpfen an Dasjenige an, was über den Absolutismus in Preußen und den Absolutismus in Frankreich gesagt worden ist. Aus dem Elende, das die mörderischen Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges über Deutschland gebracht hatten, war während desselben der fürstliche Absolutismus emporgewachsen. Preußen erhielt in dem Großen Kurfürsten seinen ersten absoluten Herrn, und zwar zu seinem Segen. Der Absolutismus entriß den Ständen zum größten Theile ihre Macht, welche sie darauf zu verwenden unterlassen, dem Theile des Volkes, der in Unterdrückung gelebt hatte, eine bessere Zeit anzubahnen. Wären die Stände, wonach sie rangen, wieder zu ihrer früheren Macht gekommen, so hätte Preußen seine spätere Bedeutung nie erlangt; es wäre vielmehr einer Zerklüftung entgegengegangen, Zuständen, wie sie in Polen sich ausgebildet hatten, und das Ende wäre wie dort ein kläglicher Untergang der staatlichen Selbständigkeit gewesen. — Die Stände, deren Vorrecht nur der Gegensatz der Unfreiheit der unteren Volksklassen war, hatten sich überlebt. Die Aufgabe des absoluten

Digitized by Google

Herrscherthums in Preußen war es, die Fesseln der Hörigkeit mehr und mehr zu lösen, und den Rechtsstaat anzubahnen. Eine plötzliche Erlösung der unteren Stände aus den Banden der Hörigkeit, die von dem Ständethum des Mittelalters zum Theil noch verschärft worden war, durfte nicht stattfinden. Die plötzliche Erlangung der vollen Freiheit ist noch niemals, weder dem in Versunkenheit aufgewachsenen Sklaven, noch weniger seinem Herrn von Segen gewesen. Die niederen Stände mußten zunächst zu einem würdigen Gebrauch der ihnen erst später voll und ganz zu gewährenden Freiheit erzogen werden. Dies geschah durch die von der fürstlichen Gewalt gegründete preußische Volksschule. Hand in Hand mit deren Wachsthum ging die Förderung des Rechtsschutzes Aller. So schritt in Preußen die Entwicklung des Staatslebens auf dem Boden protestantischer Weltanschauung — sie war es, aus der das Herrscherhaus seine Kraft schöpfte — unter haushälterischen Fürsten naturgemäß vorwärts.

Wie anders hatte der Absolutismus in Frankreich sich entwickelt! Die Macht der Stände war auch dort von Ludwig XIV. gebrochen worden, aber nicht, um den bisher in niedrigster Abhängigkeit gehaltenen unteren Klassen Bildung, Rechtsschutz und Befreiung von Forderungen zu gewähren, die das Christenthum verwarf, sondern allein aus despotischen Gelüsten. Nur zu Gunsten der Krone hatte man die Rechte der Stände eingeschränkt oder ganz beseitigt; theilnahmlos sah man zu, wie Adel und Geistlichkeit für den Verlust dieser Rechte sich nach unten schadlos hielten, wie das Volk, der Bürger- und Bauernstand, für die Beseitigung der Stände durch vollständige Unterdrückung seiner Rechte doppelt und dreifach leiden mußte. Daß eine solche Art von Absolutismus dort aufwuchern konnte, lag, worauf wiederholt hingewiesen werden muß, einzig und allein daran, daß Frankreich in arger Verblendung die Erneuerung seines Wesens durch den Protestantismus von sich gewiesen hatte. Auch dort hatte diese „Stimme von oben" sich vernehmbar gemacht, und in einem Theile des Volkes waren Anschauungen erwacht, die der Keim zur naturgemäßen Entwicklung besserer Zustände hätten werden können. Aber der Aufschwung, der später vor vielem Unheil hätte bewahren können, war schließlich durch Scheiterhaufen, Schaffot und Verbannung gewaltsam unterdrückt worden. Von da ab trieb das französische Staatsschiff auf unsicheren Wogen umher, bei bedecktem Himmel, der einen Blick nach den die Richtung angebenden Sternen kaum noch gestattete.

Daß Frankreich in äußeren Dingen tonangebend geblieben war, konnte die Tieferblickenden nicht täuschen. Bei seiner letzten Begegnung mit seinem Großneffen (dem späteren König Friedrich Wilhelm III.) hatte Friedrich der Große geäußert: „Ich fürchte, nach meinem Tode wird es pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe, vorzüglich in Frankreich, und leider nähren sie die regierenden Herren, statt sie zu kalmiren!" — Ja, wahrlich, diese Könige in Frankreich nährten diese Stoffe; gerade sie waren es, die „den Feuerzunder in den Schoß der Städte" häufen halfen. Was des Volkes Fleiß erwarb, das ward in üppigster Weise am Hofe verpraßt. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem kostspieligen Haushalt der französischen Könige zu machen. In den königlichen Zimmern, in den Küchen- und Kellerräumen hauste ein schier unübersehbarer Troß von Hofleuten, Trabanten und anderen Dienerschaften. Das königliche und prinzliche Marstall- und Jagdpersonal belief sich in die Tausende, der Unterhalt von Tausenden von Pferden, Hunden, kostbaren Karossen und Wagen ꝛc. erforderte weitere Hunderttausende: Jeder, der mit dem Hof in Berührung kam, zehrte von der königlichen Gunst, wenn er sie nicht gar schnöde mißbrauchte.

Die Stände, seit 175 Jahren nicht wieder zusammenberufen, verhielten sich hierzu mundtodt. Man hatte sie für den Verlust ihrer Rechte dadurch entschädigt, daß man sie an der unsinnigen Verschwendung und Ueppigkeit Theil nehmen ließ. Das Laster, das am Hofe Triumphe auf Triumphe feierte, hatte den letzten Rest von Scham verdrängt. „Alle Anzeichen", schrieb schon 1753 der englische Gesandte aus Paris nach Hause, „die einem jemals in der Weltgeschichte als Vorläufer großer Revolutionen erschienen sind, finden sich in diesem Lande vor und mehren sich Tag für Tag."

Digitized by Google

Die zur Herrschaft gekommene Hoftheologie, zum Theil recht übel vertreten von jungen und alten Abbés, umhüllte sophistisch wie mit einem undurchdringlichen Nebel die Grundforderungen des Christenthums. Die Vorführung einiger Gebräuche wird genügen, erkennbar zu machen, wie die Gleichheit der Christen vor Gott ganz vergessen war. Das Königspaar sowie die Prinzen und Prinzessinnen erhielten beim Abendmahle nicht gewöhnliche Oblaten, sondern eigens für sie zubereitete. Einmal waren sie „der Unannehmlichkeit ausgesetzt", warten zu müssen, da die für sie zubereitete Oblate nicht zur Hand war und keiner der Priester sich des Verstoßes schuldig zu machen wagte, ihnen die für das Volk bestimmte Oblate zu reichen. — Den gräflichen Domherren des Kapitels von St. Johann in Lyon ward auf ihre Vorstellung das (hinterher kirchlich bestätigte) königliche Privilegium ertheilt, bei der Messe „zum Unterschiede von dem gemeinen Haufen" nicht knieen zu dürfen, welches Zeichen der Erniedrigung ihrer Standesehre offenbar Abbruch thue. Den adeligen Stiftsdamen von Verdun war dasselbe Vorrecht ertheilt worden; auch durften sie den Prozessionen in der Kirche bedeckten Hauptes beiwohnen. Die Majestät Gottes hatte der irdischen Majestät und der „Standesehre" der adeligen Geschlechter den Platz räumen müssen; der Abfall von Gott war vollzogen. Geistlichkeit und Adel, vergiftet von der Hofluft, standen als unterthänige, überdienstfertige Knechte vor dem Throne, übten aber die unbarmherzigste Härte gegen die unteren Stände. Für den Schuldner eines Vornehmen öffnete sich sofort die Bastille — bei den Klagen der Bürger und Bauern gegen Höherstehende waren die von oben beeinflußten Gerichte taub. In diese der Auflösung entgegengehende Welt schlenderte nun Voltaire seine vergifteten Pfeile. Er verkündete nicht die Heilmittel, aber er zeigte dem schwerbedrückten Volke nur, wie es Rache üben könne an seinen Unterdrückern. Die Ueberzeugung, daß der Umsturz erfolgen werde, lebte in ihm; doch tröstete er sich damit, daß er selbst die bedenkliche Krise nicht mit durchzumachen haben werde. Geringschätzig auf die Masse herabschauend, hatte er über dieselbe das Urtheil abgegeben: das französische Volk sei halb Tiger und halb Affe! — Wie verkommen Frankreich im Zeitalter der Aufklärung war, zeigt der Umstand, daß der im Grunde edle Rousseau den Franzosen rieth, alle Ueberkultur, die zum Verderben der Menschheit geführt habe, abzuwerfen und zur Natur zurückzukehren.

Um den Sturz des verderbten Königthums in Frankreich herbeizuführen, wirkte noch ein Anderes mit. Die englischen Kolonien in Nordamerika, denen von Engand willkürlich drückende Abgaben auferlegt worden waren, hatten sich gegen das engherzige Mutterland erhoben und im Jahre 1776 ihre Unabhängigkeit von England erklärt; der alsbald ausbrechende Krieg sollte über ihr ferneres Schicksal entscheiden.

Ludwig XVI. Zwei Jahre zuvor (1774) war Ludwig XVI., ein guter, aber schwacher Fürst, der Enkel Ludwig's XV., begrüßt von den hoffnungsreichsten Erwartungen seines Volkes, zur Regierung gelangt; er war es, der für die Sünden der Väter büßen sollte.

Benjamin Franklin erschien in Paris, um die französische Regierung zur Unterstützung der Kolonien gegen England geneigt zu machen. Der würdige Patriot sah seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Er gewann den Hof, der ja Englands Schwächung wünschen mußte, und wußte das Volk für die in der Bildung begriffene transatlantische Republik zu begeistern. Edle Männer, unter ihnen der Marquis Lafayette, begaben sich nach Amerika und fochten unter den Fahnen des eben so tapferen wie staatsklugen Generals Washington gegen die Engländer. Die britische Regierung trug nicht den Sieg davon, sondern die standhaften Kolonien, deren Unabhängigkeit im Jahre 1783 auch von England anerkannt wurde, und welche als Vereinigte Staaten von Nordamerika unterdessen an die Spitze der Neuen Welt getreten sind.

Eines hatten die regierenden Kreise in Frankreich außer Acht gelassen, als sie der aufkeimenden Republik zum Leben verhalfen — und das Schwerwiegende seiner Unterlassungssünde wurde dem Hof erst klar, als die französischen Mitkämpfer aus Amerika in

Digitized by Google

ihre Heimat zurückgekehrt waren. Von dem Hauche der Freiheit angeweht, trugen diese sich mit Hoffnungen und Plänen, die der heimatlichen Regierung im höchsten Grade lästig werden mußten, zumal in einer Zeit, in der sich die Ueberzeugung bis in die weitesten Kreise verbreitet hatte, daß mit der alten Ordnung der Dinge gebrochen werden müsse, wolle man nicht dem Verderben entgegen treiben. Die Ideen dieser Männer zündeten nun in unzähligen Köpfen.

Zum Unglück für den König und seine Umgebung war seine Gemahlin Marie Antoinette, die schöne Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia, nicht sonderlich beliebt im Lande. Man machte ihr Leichtfertigkeit und Verschwendung zum Vorwurf, und der unglückliche Halsbandbetrug konnte nur aus diesem Grunde eine Zeit lang zu Ungunsten der an sich hochherzigen Fürstin ausgelegt werden, weil man ihre Vorliebe für Kostbarkeiten und Aufwand kannte.

Der schwache König, von dem mehrfach Versuche ausgegangen waren, die Zustände seines Volkes nach dem von Friedrich dem Großen gegebenen Beispiele zu reformiren, dem aber sowol der rechte Blick fehlte, in den meisten Fällen das Richtige zu treffen, als die Kraft, es durchzuführen, machte einen neuen Versuch, den drohenden Sturm zu beschwören: er rief die Reichsstände ein. Es erschienen nun in Versailles im Jahre 1789 die Abgeordneten des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerstandes. Tracht und Ceremoniel war ihnen nach Bestimmungen, wie sie 200 Jahre zuvor Geltung gehabt hatten, vorgeschrieben. Die Anzüge des Adels und der Geistlichkeit strotzten von Gold, die Abgeordneten der Bürger trugen schwarze Kleidung und weiße Halsbinden; vor jenen wurden beide Flügelthüren des Sitzungssaales, vor diesen nur eine Thür geöffnet. Dies und Aehnliches verstimmte, wenngleich es sich nur auf Aeußerlichkeiten bezog, den sogenannten dritten Stand, dessen Mißstimmung sich aber alsbald in offene Feindschaft gegen die beiden ersten Stände verwandelte, als man auch in den inneren Angelegenheiten der Versammlung die alten Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit zur Geltung zu bringen versuchte. Sich auf die aus dem Grabe hervorgeholte Geschäftsordnung stützend, verlangten Adel und Klerus, ein jeder Stand solle für sich berathen, und die Abstimmung solle in althergebrachter Weise nach Ständen erfolgen. Dagegen protestirten die Abgeordneten der Bürger. Geschähe dies, ward von ihrer Seite gesagt, so sei ein der gegenwärtigen Lage entsprechendes Ergebniß der Berathungen nicht zu erwarten. Adel und Geistlichkeit würden dann mit zwei Gesammtstimmen den Bürgerstand stets überstimmen, die überkommenen Mißbräuche dadurch nicht beseitigt, sondern im Gegentheil gesetzlich befestigt werden. Erwäge man, daß Adel und Geistlichkeit nur 4 Proz. der dritte Stand dagegen 96 Proz. der Nation repräsentire, so erscheine es als eine nicht zu umgehende Forderung, in eine gemeinschaftliche Berathung einzutreten und nach Kopfzahl abzustimmen. Als Adel und Geistlichkeit sich weigerten, diesen Antrag anzunehmen, erklärte sich der dritte Stand selbst zur verfassunggebenden Nationalversammlung. Eine Anzahl Abgeordnete des Adels und der Geistlichkeit entsagten daraufhin ihren Vorrechten und traten in die Nationalversammlung ein. Der König, von seinen Anhängern aufs Dringendste gebeten, die Versammlung der Bürger aufzuheben, zeigte sich schwankend.

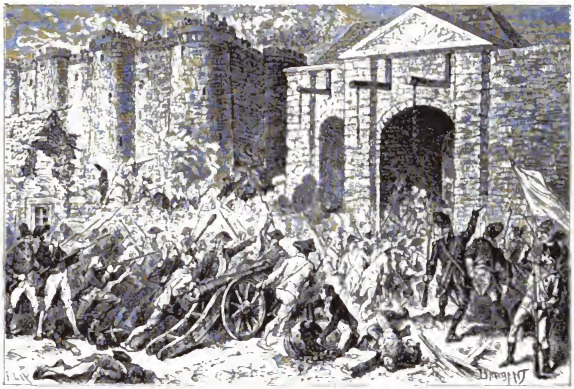
Der Pöbel, dem die nachgiebige Gesinnung des Königs nicht verborgen geblieben war, wagte sich nun an allen Orten frech hervor und beging bereits die gröbsten Unordnungen, so daß Ludwig sich endlich veranlaßt sah, eine Abtheilung der Schweizergarde aus Paris nach Versailles zu berufen. Da nun gleichzeitig bekannt ward, daß der kaum zum Minister berufene Necker (Vater der später so berühmt gewordenen Frau von Staël), zu dem das Volk Vertrauen hegte, entlassen worden war, brach der Aufstand in Paris aus.

Der Bastillensturm. In der Mitte von Paris lag die Bastille, damals eine von einem tiefen Graben umgebene kleine, aber äußerst starke Citadelle, die mit ihren hohen Mauern, an denen statt der Fenster nur Schießscharten zu sehen waren, die Stadt beherrschte. Ihr Anblick war dem Volke aufs Höchste verhaßt; denn in derselben, die zugleich als Gefängniß

Digitized by Google

diente, hatten viele Unschuldige geschmachtet, Opfer der Maitressen und Höflinge, unter ihnen der edle Pelisson, dem der grausame Kerkermeister die Spinne, die er sich gezähmt, seine einzige Freundin in der qualvollen Einsamkeit, getödtet hatte. Auf diese Bastille richtete sich jetzt der ganze Haß des Volkes. Ein Sturm auf sie, bei dem sich die Théroigne, „die schöne Lütticherin", Säbel und Pistolen führend, hervorthat, gelang. Die Zwingburg ward der Erde gleich gemacht. Die Erstürmung der Bastille, bei der man das berüchtigte Lied „Ça ira" („Nur drauf los, es wird schon gehen!") sang, fand am 14. Juli des Jahres 1789 statt, und von diesem Tage datirt man die Französische Revolution. —

Die Nationalversammlung hob alle Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit auf und forderte die „allgemeinen Menschenrechte" für Alle zurück. Das Aussprechen einer solchen Forderung ist leicht, ihr nach jeder Richtung hin Geltung zu verschaffen aber das Schwierigste, was man sich denken kann. Davon sollte Frankreich der Welt ein Beispiel liefern.



Erstürmung der Bastille in Paris. Zeichnung von F. Lix.

Anfangs waren die Männer der Bewegung selbst noch darüber im Unklaren, welche Wege einzuschlagen seien. Es gab deren unter ihnen, die da meinten, das Zauberwort werde, dem schöpferischen Frühlingshauche gleich, die Zustände harmonisch umgestalten. Von dem „Wahn" und „Schrecken" der späteren Zeit war ja auch noch nichts zu erkennen. Daher kam es, daß bei den ersten Nachrichten von der Erhebung des so lange geknechteten und von den Bourbonen um seine edelsten Güter betrogenen Volkes die rechtschaffensten, christlich gesinntesten Männer aller Völker ihm ihre Sympathien offen aussprachen. Klopstock sang der Erhebung eine begeisterte Ode, in der er beklagt, daß nicht Deutschland die That der Befreiung vollbracht habe. Schlözer, der die Losreißung der nordamerikanischen Kolonien von England gemißbilligt hatte, meinte, die Französische Revolution sei eine kräftige Lehre für die Menschenbedrücker aller Weltgegenden. „Welcher Menschenfreund", rief er aus, „wird das nicht sehr schön finden! Eine der größten Nationen in der Welt, die erste in der allgemeinen Kultur, wirft das Joch der Tyrannei, das sie anderthalbhundert Jahre lang komisch-tragisch getragen hat, endlich einmal ab: zweifelsohne haben Gottes Engel im Himmel ein Te deum laudamus darüber angestimmt!" Johannes Müller feierte den Tag der Bastillenerstürmung als „den schönsten Tag seit dem Untergange der römischen Weltherrschaft!"

Digitized by Google

Bald jedoch trat, und zwar in dem Maße, in dem die innersten Gedanken und Empfindungen des französischen Volkes sichtbar wurden, eine Wandlung der Meinungen über die Thaten der „glorreichen Nation“ bei allen denkenden Menschen ein. Denn es blieb nicht bei der Aechtung der Aristokratie der Geburt: auch die Aristokratie des Geistes verfiel dem Banne. Erhebe nicht der Mann der Wissenschaft und Kunst, hieß es, ebenfalls sein Haupt über die Menge? Auch dies sei Herrschaft; eine Vorherrschaft aber wolle man nicht mehr. Darum: Hinweg mit den Universitäten! Was das Volk an moralischen Vorschriften nöthig habe, könne ihm auf gedruckten Blättern an den Straßenecken überliefert werden. In dem sturmbewegten Meere der Revolution war der Schlamm aus der Tiefe zur Höhe gekommen. Sitten, Lebensformen und Worte, die an die verhaßten Aristokraten erinnerten, wurden verpönt, Roheit galt als das würdige Erkennungszeichen des echten Volks- und Vaterlandsfreundes.

Verfolgen wir zunächst das Geschick, von dem der König Ludwig XVI. und seine Gemahlin betroffen wurden. Die königliche Familie befand sich, wie bemerkt, in Versailles, und Ludwig's Haltung war nach wie vor eine schwankende. Daß er sich von der Schweizergarde, von „Soldknechten“, wie gesagt ward, bewachen ließ, mißfiel längst; jetzt vernahm man von einer Festlichkeit, die bei Hofe stattgefunden hatte, und bei der es zu volksfeindlichen Kundgebungen gekommen war. Die Unzufriedenheit, dadurch genährt, daß in Paris die Geschäfte zu stocken begannen, hatte sich auch der Frauenwelt bemächtigt; Rednerinnen traten auf, die zu einem Zuge der Frauen nach Versailles aufforderten. Der König müsse erfahren, hieß es, daß es dem Volke in Paris an Brot fehle; es sei vor Allem die Verlegung des Hofes nach Paris zu erzwingen, auch Rache an den Schweizern zu nehmen, aus deren Mitte dem Könige der Wunsch zu erkennen gegeben worden sei, als Werkzeug zur Sprengung der Nationalversammlung benutzt zu werden. Am 5. Oktober begann das Vorspiel zu schmachvollen Akten des Volksübermuthes damit, daß Weiber und Männer in Weiberkleidern vor Bäckerläden nach Brot schrieen. Ein Mädchen mit einer Trommel schlug Alarm. Der Zug vergrößerte sich; vor dem Stadthause angekommen, belief sich die Zahl der Weiber, die sich zusammengerottet hatten, bereits auf 7000. Die Wachen vor dem Stadthause wurden zurückgedrängt, die Thüren erbrochen, worauf die Eindringenden sich der im Stadthause befindlichen Waffen bemächtigten.

Nun ward von den Weibern der Zug nach Versailles angetreten. Von dem Bürgerrath empfing Lafayette darauf den Auftrag, mit 30,000 Nationalgarden den Weibern nach Versailles zu folgen, daselbst die Ordnung aufrecht zu erhalten, dem Könige aber auch mitzutheilen, daß die Bürgerschaft die Rückkehr des Hofes nach Paris ebenfalls wünsche.

Die Nationalversammlung tagte gerade, als die Nachricht von dem Annahen des Zuges der Weiber in Versailles eintraf. Die Mahnung Mirabeau's: „die Pariserinnen sind unterwegs; schließen wir die Sitzung!“ wurde unbeachtet gelassen — kurze Zeit darauf füllte sich der Saal mit Weibern, und ihr Sprecher, Maillard, stellte den Antrag, eine Deputation an den König zu senden, die ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen habe. Es wurde beruhigend auf die Weiber einzuwirken gesucht und beschlossen, daß zwölf derselben von dem Präsidenten Mounier zu dem Könige geleitet werden sollten. Ludwig empfing die Weiber überaus freundlich, er umarmte sogar die Sprecherin, die schöne Louison Chambry, und gab das Versprechen, augenblicklich Befehle zum Ankauf von Getreide zu ertheilen; er erklärte auch, daß, um den Frauen die Rückkehr zu erleichtern, alle Wagen, die in Versailles aufzutreiben seien, ihnen zur Verfügung gestellt werden sollten. Danach wurde die Deputation huldreich entlassen.

Inzwischen hatte sich der Platz vor dem Schlosse mit Weibern gefüllt, und man war gespannt, welchen Eindruck des Königs Erklärung auf die Mehrheit derselben hervorbringen würde. Der König, befragt, ob im Falle ernster Ruhestörungen die Schweizer auf die Weiber feuern sollten, sagte: „Auf Weiber? Sie scherzen!“ — Aber den Weibern hatten sich bereits viele bewaffnete Männer angeschlossen, und es wurden nicht nur die Theilnehmerinnen

Digitized by Google

der Deputation, die, obgleich sie eine genügende Antwort nicht brachten, beschwichtigend einzuwirken suchten, mit Hohn und Spott überschüttet, sondern man begann auch, sich in lauten Drohungen gegen den König und seine Gemahlin zu ergehen; es wurden Steine auf die vor dem Schlosse stehenden Schweizer geworfen, ja, als an diese der Befehl des Königs erging, sich ins Schloß zurückzuziehen, wurden mehrere derselben durch Pistolenschüsse niedergestreckt. Der Abend brach heran, der Platz blieb von den Weibern besetzt; unter den Abgeordneten wie bei Hofe herrschte peinliche Verlegenheit. In der Nacht vernahm man aus dem wüsten Durcheinander Drohungen und Verwünschungen, kreischende Weiberstimmen verlangten den Kopf der „Oesterreicherin", der Königin. Wie es mehrmals schon geschehen, wurde auch jetzt Ludwig von seiner Umgebung gebeten, Versailles zu verlassen, sich nach dem festen Metz zurückzuziehen und daselbst eine Armee um sich zu sammeln. Als der König sich nunmehr bereit erklärte, jenem Rathe zu folgen, ergab es sich, daß es zur Ausführung der Flucht zu spät sei. Alle Ausgänge des Schlosses waren bereits von dichten Volkshaufen umlagert und versperrt.

Um Mitternacht traf Lafayette mit der Nationalgarde in Versailles ein, und es gelang ihm, die Menge zu beruhigen, worauf er sich in das Schloß begab. Da er dem Könige und der Königin versicherte, daß von den Nationalgarden alle Wachen der Stadt besetzt seien, begaben sich Beide gegen 2 Uhr früh zur Ruhe. Von Lafayette war vorgeschlagen worden, zum Schutze des Königs auch in das Schloß Nationalgarden zu legen. Ludwig XVI. hatte diesen Vorschlag abgelehnt, er meinte unter dem Schutze der Schweizer sicherer zu sein. Somit vertraute er sein Geschick einer Handvoll Leuten an, die sich wenige Tage zuvor durch eine noch dazu vom königlichen Paare wohlgefällig aufgenommene Demonstration überaus verhaßt gemacht hatten!

Als der Morgen zu grauen begann, fanden neue Zusammenrottungen in der Nähe des Schlosses statt. Männer und Frauen drangen von dem Marmorhofe aus, wo ein Gitter unverschlossen geblieben war, in das Schloß. Der Tumult erweckt die Königin, und sie flüchtet im Unterrocke auf einem geheimen Gange nach dem Schlafgemach des Königs, der eben im Begriff steht, Schutz bei der Königin zu suchen. Sie vernehmen wilde Rufe, Poltern, Stampfen, Brüllen, dazwischen Schüsse. Es kam darauf an, ob es einer Zahl von Schweizern gelingen würde, eine Hauptthür zu halten, vor der sie eine Barrikade von Meubeln aufthürmten, während man von außen mit Aexten zu arbeiten begann. Noch war der Durchgang nicht erzwungen, da vernahm man Trommelwirbel. Lafayette eilte mit Nationalgarden herbei — es war die höchste Zeit. Das Gesindel stob, zwei Köpfe von getödteten Schweizern mit sich führend, hinweg, König und Königin begrüßten den General als ihren Erretter. Der Tumult wird gestillt, doch verlangt das Volk den König zu sehen. Ludwig zeigt sich auf dem Balkon; die Menge lärmt und schreit: „Der König nach Paris!" Er verspricht's, Beifall erschallt, dann wird nach der Königin gerufen. Marie Antoinette tritt heraus, an den Händen ihre Kinder führend. „Die Kinder zurück!" Ein Mensch legt sein Gewehr auf die Königin an, setzt es aber wieder ab. Lafayette rettet sie, indem er ihr Angesichts des Volkes ehrerbietig die Hand küßt, und damit seine augenblickliche Popularität wie einen schützenden Mantel um sie breitet.

Unter dem Schutze Lafayette's und seiner Gardisten bestieg die königliche Familie die Wagen und fuhr nach Paris, wohin ihr das Volk das Geleit gab. „Nous amenons", verkündigten sie, „le boulanger, la boulangère, le petit mitron!" (Wir bringen den Bäcker, die Bäckerin, den kleinen Bäckerjungen!) Auf Piken wurden Brotlaibe, Pappelzweige und als Trophäen die Köpfe der beiden getödteten Leibgardisten einhergetragen.

Darf es nach solchen Vorgängen Wunder nehmen, wenn dem König und der Königin der Sieg der Revolution immer mehr Abscheu und Bangen einflößte? Waren doch zuletzt nur noch armselige Bruchstücke der königlichen Gewalt vorhanden, und auch vor diesen schien die wilde Gier der Freiheitsmänner nicht Halt machen zu wollen.

Digitized by Google

Eine Zeit lang schien Mirabeau dazu berufen zu sein, den völligen Umsturz des sinkenden Thrones zu verhindern. Aber dem Titanen an Kraft und Feuer der Rede versagte der Tod die Ausführung seines Werkes. Seine letzten Worte charakterisirten ihn und die Lage. Auf seinem Sterbebette vernahm er Kanonenschüsse. Da rief er: „Sie verkünden das Leichenbegängniß des Achilleus!“ Nach einer Weile, aus kurzem Schlummer erwachend, sprach er: „Ich nehme die Thränen der Monarchie mit ins Grab. Von nun an werden die Aufrührer sie vollends zerreißen und sich in ihre Fetzen theilen!“

Als Alles verloren schien, entschloß sich der König zur Flucht — nicht außer Landes, sondern zur Armee, welche bei Montmédy stand. Statt aber den Weg über Rheims zu wählen, wie Bouillé, der Obergeneral der Truppen, rieth, zog der König die Straße über Varennes vor, obwol das Bereithalten von frischen Pferden hier schwieriger war und mehr Aufsehen erregen mußte.

Den inneren Wachtdienst im Palast versah die Nationalgarde, und die Ueberwachung wurde mit größter Strenge gehandhabt. Die Offiziere revidirten unaufhörlich die Posten. Dennoch gelang es in der Nacht vom 20. zum 21. Juni dem Königspaare, in Begleitung ihrer Kinder und zweier Hofdamen durch eine geheime Thür unbemerkt den Palast zu verlassen. Ein Miethswagen brachte sie glücklich vor das Thor St. Martin, wo ein großer, eigens zur Aufnahme für sie eingerichteter Reisewagen, der das Ansehen hatte, als berge er Möbel, bereit stand. Sie stiegen ein, die Fahrt ging vorwärts. Das Reiseziel war die an der luxemburgischen Grenze gelegene Festung Montmédy. Die Flüchtlinge glaubten sich gerettet, als sie Châlons hinter sich hatten; von dort aus sollte, der geheimen Verabredung mit Bouillé gemäß, an jeder Station ein berittenes Detachement die königliche Familie erwarten und derselben als Schutz dienen. Die erste der bestimmten Stationen war erreicht — das angesagte Detachement war nicht da, oder vielmehr: es war nicht mehr da. — Das Detachement hatte die richtige Zeit eingehalten, aber den königlichen Wagen nicht vorgefunden. Der König, schlaff wie immer, hatte auf den zurückgelegten Stationen Verzögerungen eintreten lassen. Der Führer der Eskorte, in der Meinung, die Flucht des Königs möchte aufgegeben worden sein, hatte nun Kehrt gemacht und dadurch bewirkt, daß auch die übrigen Detachements zurückgingen. So kam es, daß der König auch zu St. Ménehould das angesagte Detachement nicht vorfand. Als er hier mehrmals aus dem Wagen sah, erkannte ihn der Sohn des Postmeisters an seiner Aehnlichkeit mit dem Bilde auf den Münzen. Er schwang sich rasch aufs Pferd und gelangte auf einem nähern Wege früher nach Varennes, wo der nächste Pferdewechsel stattfinden sollte, als der königliche Postzug.

Hier in Varennes wurde der König auch von einem Krämer erkannt. Dieser hält ihn zuerst mit Höflichkeit auf, dann, als er eine genügende Anzahl Nationalgardisten versammelt sieht, erklärt er Ludwig XVI. für gefangen. Der König suchte sich Anfangs zu verleugnen; als er aber sah, daß dies nichts half, wurde er beredt, wie er es noch nie gewesen. Er faßte den Krämer bei der Hand, beschwor ihn, die Fortsetzung der Reise nicht zu verhindern, die Königin, ihre Kinder, ja Frankreich zu retten. Die Königin vereinigte ihre Bitten mit den seinigen. Der Krämer war gerührt und blickte fragend auf seine Frau, aber diese verrieth nicht die mindeste Bewegung, vielmehr antwortete Sie an entschiedenem Tone: „Madame, ich würde Ihnen gern den Gefallen thun, aber wenn Sie an den König denken, so denke ich an meinen Mann. Jeder Frau steht ihr Mann am nächsten!“

Vergebens hatte man noch auf Bouillé gehofft; er kam erst mit dem Regiment Royal Allemand, als die königliche Familie schon seit anderthalb Stunden Varennes verlassen hatte. Entmuthigt führte er seine Truppen zurück, eilte in das Luxemburgische und schrieb an die Nationalversammlung einen Brief, in welchem er die Schuld des ganzen Fluchtversuchs auf sich allein nahm und durch Drohungen das Leben des Königs zu sichern suchte.

Unterdessen war an allen Straßenecken von Paris eine Bekanntmachung angeheftet worden, in der es hieß: „Wer dem Könige zujauchzt, wird geprügelt; wer ihn beschimpft, wird gehangen.“

Digitized by Google

Lafayette rettet die Königin. Zeichnung von E. Lanard.

Digitized by Google

Das Volk ließ es sich gesagt sein, es schwieg als die königliche Familie in Paris eingebracht wurde. Aber wie furchtbar war dieses Schweigen!'

Der König ward seiner Würde provisorisch enthoben. Von nun an wurde ihm und der Königin begegnet, als ob sie Staatsverbrecher wären; an die Wachen erging der Befehl, sie weder Tag noch Nacht aus den Augen zu lassen. Ihre Zimmer mußten geöffnet bleiben, und wenn die Königin zu Bett gegangen war, setzte sich in dem sogenannten „großen Kabinet", welches vor dem Schlafzimmer lag, ein Bataillonskommandant der Nationalgarde in einen Lehnstuhl, um die Monarchin durch die offene Thür zu überwachen.

Man ernannte Kommissäre, um den König und die Königin über die Beweggründe zur Flucht zu verhören. Die Erklärung Ludwig's XVI. befriedigte offenbar die Kommissäre, und sie statteten ihren Bericht an die Versammlung in einem dem Könige günstigen Sinne ab. Dennoch wurde seine Absetzung diskutirt, die Umsturzmänner, die Jakobiner, machten sie sogar zum Gegenstande einer öffentlichen Bittschrift und luden ein, auf dem Marsfelde, wo der „Altar des Vaterlandes" stand, dieselbe zu unterzeichnen. Es war auf einen Aufruhr abgesehen; ein solcher brach auch aus, wurde aber von Lafayette mit Waffengewalt unterdrückt. Die Folge war, daß es nicht, wie die Jakobiner gewollt, zu einer Anklage gegen den König kam. Für kurze Zeit hatte das konstitutionelle Frankreich über das republikanische gesiegt.

Mit der Eröffnung der neugewählten Versammlung, welche sich die gesetzgebende nannte, trat die Nation dem Königthum gegenüber in eine dem letzteren entschieden ungünstigere Stellung. Die Versammlung begann damit, dem König die Titel „Sire" und „Majestät" streitig zu machen. Unheil erwuchs dem Könige aus dem Umstande, daß eine ansehnliche Zahl unzufriedener Adeliger und Vornehmen, denen es gelungen war, Frankreich zu verlassen, sich in Koblenz um „Monsieur" und den Grafen von Artois, die Brüder Ludwig's, scharte, um mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den Kampf gegen die zur Zeit in Paris herrschenden Gewalthaber zu erheben.

Die einzige Hoffnung des Hofes war jetzt auf fremde Mächte, namentlich auf Oesterreich gerichtet, welches gemeinsam mit Preußen zu den Waffen gegriffen, um der Hydra des Umsturzes womöglich noch den Kopf zu zertreten. Dies hatte die Mißstimmung in bedenklichem Grade noch gesteigert. — Unaufhaltsam schritt nun die Revolution vorwärts. Vergebens forderte Lafayette in seinem und der Truppen Namen die Bestrafung Derer, welche die letzten Unruhen hervorgerufen hatten. Nur der Achtung vor seiner Vergangenheit war es zuzuschreiben, daß er überhaupt von der Versammlung angehört wurde. Leider wirkten ihm bei dem Plane, den er nun faßte: die Zersprengung des Klubs der Jakobiner durch die Nationalgarde ins Werk zu setzen, der König und die Königin selbst entgegen, weil sie ihm nicht vertrauten, sondern ihr Heil allein von absolutistisch gesinnten Männern erwarteten.

Unterm 25. Juli erließ der an der Spitze der preußischen Armee stehende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, bereit nach Frankreich einzurücken, von Koblenz aus sein die Revolutionäre Frankreichs bedrohendes Manifest. Es half dem Könige nichts, daß er erklärte, er billige durchaus nicht den Inhalt des Manifestes. „Athmet dieses Schriftstück", ward gesagt, „nicht gänzlich den Haß, der die Emigranten, deren Häupter die Brüder des Königs sind, gegen die gegenwärtig in Frankreich herrschende Regierung erfüllt? Möge der König sagen, was er wolle: er steht mit seinen Ansichten und Wünschen auf der Seite der Vaterlandsverräther und der Regierungen Preußens und Oesterreichs, die Frankreich zu bekämpfen sich anschicken; er ist ein Feind des Vaterlandes, der den Tod verdient." — So hatte der Herzog von Braunschweig in seinem thörichten Uebergreifen die Lage des Königs um Vieles noch verschlimmert. Am 3. August wurde die definitive Absetzung Ludwig's beantragt.

Nach der Niedermetzelung der Royalisten und der Schweizergarden am 10. August 1792 unterlag das Königthum. Ludwig XVI. sprach, trotz der Abmahnung seiner Gemahlin, den Schutz der Nationalversammlung für sich und die Seinen an.

Digitized by Google

Ludwig XVI. nimmt von seiner Familie Abschied. Zeichnung von F. Liz.

Digitized by Google

Am 13. August wurde der König und seine Familie in den „Temple“ gebracht und am 11. Dezember forderte ihn der Konvent vor sich, um ihn — zu richten. Von da ab sah der König die Seinen nicht eher wieder, als am Abende vor seinem Todestage.

Der Abschied des auf Alles gefaßten Monarchen von Frau, Kindern und Schwester ging selbst seinen Wächtern zu Herzen. Das geschah am 20. Januar. Am 25. Dezember, am Christtage 1792, schrieb Ludwig sein Testament nieder; doch vergingen noch beinahe vier Wochen, ehe das Todesurtheil an ihm vollstreckt wurde. Man schrieb den 21. Januar 1793, als der Abbé Edgeworth, der ihn auf das Schaffot begleitet hatte, zu ihm sprach: „Sohn des heiligen Ludwig, steige empor zum Himmel!“

Nachdem Anfangs Juli 1793 die Königin von ihrem Sohne getrennt worden war, wurde sie am 2. August Nachts um 2 Uhr aus dem Temple nach der Conciergerie abgeführt, wo sie zwei Monate, „erdrückt von ihrer Einsamkeit“, verblieb und sich auf den Tod vorbereitete. Am 13. Oktober 1793 theilte der öffentliche Ankläger in einem geheimen Verhör der Königin die Anklage gegen sie mit, und am nächsten Tage erschien sie vor ihren Richtern. Sehr wahr sagt Lamartine: Marie Antoinette habe den Klageakt mehr wie eine dem Tode vorhergehende Formalität angehört, nicht der Mühe werth, besprochen zu werden. „Ihr Verbrechen war“, setzt Lamartine hinzu, „Königin, Gattin und Mutter von Königen zu sein und die Revolution zu verabscheuen, welche ihr Krone, Gemahl, Kinder und das Leben entriß.“ — Ihre Antworten waren klar und von bewunderungswürdiger Besonnenheit. Durch ihre Aussagen ist kein einziger ihrer Anhänger kompromittirt worden. Ihre letzten Worte vor Gericht waren: „Ich schließe mit der Bemerkung, daß ich nur die Frau Ludwig's XVI. war und mich gänzlich nach seinem Willen richtete.“

Als die Todesstrafe ausgesprochen worden war und der Präsident die Angeschuldigte fragte, ob sie noch irgend etwas einzuwenden habe, schüttelte sie als einzige Antwort nur den Kopf. — Um sieben Uhr am nächsten Morgen erschien der Nachrichter, die Königin war bereit, sie hatte sich ihr Haar selbst abgeschnitten. Der elende Karren, der die Verurtheilte nach dem Schaffot führen sollte, fuhr langsam; das Volk hatte volle Zeit, die gehaßte „Oesterreicherin“ noch einmal mit allen den Schmähungen zu überschütten, welche es für sie erfunden hatte. Bevor sie ihr Haupt unter das Beil legte, warf sie noch einen letzten Blick nach den Tuilerien. Während die Menge den Ruf erhob: „Es lebe die Republik!“ fiel das Haupt der Königin. Das war das Schicksal einer deutschen Kaisertochter in dem „schönen Frankreich“.

Das Königthum war gefallen, unter der Guillotine verhauchten in den nächsten Jahren zahllose Anhänger der alten Zustände und auch viele der freisinnigsten und besten Männer, die es wohl mit ihrem Vaterlande meinten und Besonnenheit und Mäßigung zu predigen wagten, ihr Leben. In welchem Umfange die Hinrichtungen stattfanden, und zu welcher unerhörten Tiefe der Verworfenheit die Bewegungsmänner hinabgestiegen, beweist allein schon der Umstand, daß man eine Gerberei von — Menschenhäuten errichtete; Menschenhäute wurden zu Reithandschuhen und Beinkleidern verarbeitet!

Der Konvent. Nachdem das Königthum gestürzt und der Gesellschaftsboden in seinen Grundfesten unterwühlt worden war, sollte auch das Christenthum und schließlich selbst Gott abgeschafft werden. An Stelle Gottes sollte die „Vernunft“ die Herrschaft über eine aus Rand und Band gelangte Gesellschaft üben, deren eigentliche Gottheit die schnödeste Selbstsucht war. Dies war die Konsequenz der Lehren Voltaire's und seiner Anhänger.

Ein Priester schrieb an die das Land beherrschende Versammlung der Revolutionsmänner, den Konvent: „sein Leben lang habe er Lügen gepredigt; es sei nichts mit „diesem Christus; er sei der Sache müde, verzichte auf seine Pfarrei und bitte den Konvent um ein anderes Stück Brot.“ Diese Erklärung ward mit donnerndem Beifall aufgenommen. Der Vorgang fand Nachahmung unter den Geistlichen. Kurz darauf erschien mit seinen Domherren der greise Erzbischof Göbel von Paris, die rothwollene Jakobinermütze auf dem Kopfe, Mitra, Kreuz und Ring in der Hand, im Konvent. Er habe, erklärte er,

Digitized by Google

ſeither nur gepredigt, weil das Volk einmal in dem Irrthum befangen geweſen ſei, im Chriſtenthum ſei Wahrheit enthalten. Jetzt, da das Volk eine beſſere Anſicht gewonnen habe, erkläre er in ſeinem, wie auch im Namen der ihn begleitenden Prieſter, daß es nur eine einzige wahre Religion gebe: die der Freiheit! Damit warf er die Zeichen der Prieſterwürde von ſich, während von allen Seiten ihm rauſchender Beifall geſpendet ward und der Präſident des Konvents ſich erhob, um ihm, dem wahrhaft erleuchteten Manne, den Bruderkuß zu geben. Der Abbé Sieyès, einer der Hauptführer der Revolution, gerieth bei dieſem Vorfall wie außer ſich vor Entzücken und erklärte die Abſchaffung des Chriſtenthums für „die größte Wohlthat der Republik“. In dem neu eingeführten Kalender erhielt dieſer Tag den Namen „Tag der Vernunft“.

Abſchaffung des Chriſtenthums. Nun entſtand allerorten in Frankreich ein wahrer Wetteifer unter den Prieſtern, den Führern der Revolution zu betheuern, ſie hätten allein um der Thorheit der Menge willen, ſich dazu hergegeben, die Lehren des Chriſtenthums zu predigen. Wo die Prieſter ihre Aemter nicht freiwillig niederlegten, wurden ſie hinweggejagt, und dem Konvent wurden mehrmals ſolche Vorgänge mit der Bemerkung angezeigt daß man mit den ſchwarzen Beſtien, Pfarrer genannt, nichts mehr zu thun haben wolle.

Volksaufſtand in Paris.

Endlich wurde öffentlich erklärt, daß es keinen Gott gebe, als die Vernunft; damit wurden die Forderungen der chriſtlichen Religion als beſeitigt angeſehen, und es traten an deren Stelle die Forderungen der „Vernunft Aller“. Der ſchrecklichſte der Schrecken, „der Menſch in ſeinem Wahn“, war zu abſoluter Herrſchaft gelangt. Unter der Theilnahme der Geiſtlichkeit begann das Volk an vielen Orten die Kirchen zu plündern. Eſel, denen man Bibeln an die Schwänze gebunden hatte, wurden mit Meßgewändern und Biſchofsmützen geſchmückt, aus bleiernen Särgen wurden Kugeln gegoſſen, und mit den geweihten Abendmahlsgefäßen trieb der Pöbel frechen Spott. Für die Kirchhöfe ward die Inſchrift beſtimmt: „Der Tod iſt ein ewiger Schlaf“. Eine Buhlerin, in himmelblauem Gewande, die rothe, mit Eichenlaub bekränzte Jakobinermütze auf dem Haupte und eine Pike in der Hand, wurde auf einem Seſſel nach dem Konvent getragen, wo man die Vernunftreligion predigte, deren edelſtes und reinſtes Bild, wie der Sprecher ſagte, auf dem Seſſel zu ſchauen ſei. Der „Göttin der Vernunft“ ward ein Ehrenplatz zur Rechten des Präſidenten eingeräumt, und ſie empfing von ihm den Bruderkuß. Gleich ruchloſe Poſſenſpiele wiederholten ſich in faſt allen Städten Frankreichs. Die Pfaffen der Kirche hatten Unheil genug angerichtet, jetzt aber wurden ſie noch übertroffen von den „Pfaffen der Vernunft“, die ihre Dogmen auf

die Beweiskraft der Guillotine stützten. „Das Beilklingen der Guillotine war gewissermaßen der Pulsschlag der Republik, und je fieberhafter das Leben in der Republik ward, desto rascher schlug der Puls.“ — Wie anders lauteten nun die Stimmen in Deutschland über die Französische Revolution! „Die Aristokraten“, sagte Herder, „sind Tyrannen, aber das gebietende Volk ist ein Leviathan!“ Und wer kennt nicht Schiller's Klage über dieses sinnlose Walten der rohen Kräfte in der „Glocke“? Am 8. Februar 1793 schrieb Schiller an seinen Freund Chr. G. Körner: „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französischen Zeitungen mehr ansehen, so ekeln diese elenden Schinderknechte in Paris mich an“.

Krieg gegen Frankreich.

Doch sehen wir nun zu, welche Stellung Deutschland und namentlich Preußen, dem wild aufgeregten „unermeßlichen Schlamm, Frankreich genannt“*), gegenüber einnahm.

Wir müssen zunächst die Beweggründe ins Auge fassen, welche schließlich doch zu einem bewaffneten Einschreiten von Seiten Oesterreichs und Preußens führten. Daß die große Freiheitsbewegung anfänglich die Theilnahme der besten Männer des deutschen Volkes erregt hatte, ist angeführt worden. Anders wurde natürlich der Sieg der Umsturzpartei von den Fürsten aufgefaßt, wenngleich zunächst nicht in dem Sinne, daß ein Einschreiten für den in seinen Rechten gefährdeten Ludwig XVI. für angemessen zu erachten sei. Es ward sogar an einzelnen Höfen die Schwächung der innern Kraft Frankreichs nicht ungern gesehen. Doch in dem Grade als das seit so langer Zeit mächtigste europäische Königthum weitere Einbuße seiner Macht erlitt, in dem Grade begann in den deutschen Fürsten, besonders an den geistlichen Fürstenhöfen, die Besorgniß zu erwachen, die republikanische Bewegung würde über die Grenzen Frankreichs hinausgreifen. Von allen Seiten drang man sowol in den Kaiser als auch in den König von Preußen, die Volkserhebung in Frankreich mit Waffengewalt niederzuschlagen. Den Krater in Frankreich sich austoben zu lassen, ihrerseits aber zeitgemäße Reformen in den eigenen Gebieten einzuführen und damit den einheimischen revolutionären Elementen ihre Kraft und die Grundbedingung ihres Daseins zu nehmen, wäre ohne Zweifel die beste Politik gewesen, die den Fürsten die Zustimmung der großen Mehrzahl ihrer Unterthanen gesichert hätte. Allein es fehlte nicht an selbstsüchtigen, lediglich auf die Wahrung ihrer eigenen Vorrechte bedachten Höflingen, welche die Kluft zwischen Fürstenrecht und Volksrecht für ganz unausfüllbar erklärten, indem sie behaupteten, jenes stütze sich auf Gottes, dieses auf des Teufels Macht, somit ein Erfüllen der Volkswünsche als verderblich bezeichneten und, ihre Lehre in fromme Phrasen hüllend, mit Eifer jedes Nachgeben widerriethen.

Besonders darauf bauten diese falschen Fürstenfreunde, daß deutsche Fürsten und Stände Besitzungen im Elsaß, in der Franche-Comté, in Lothringen und Hennegau hatten. Da nun in Frankreich die Aufhebung aller Feudalverhältnisse beschlossen worden war, so wurden allerdings jene Fürsten und Stände in den auf ihren genannten Besitzungen ruhenden Rechten gekränkt, was den Kaiser veranlaßte, von Ludwig XVI. die Aufrechthaltung der vertragsmäßigen Einrichtungen zu verlangen, obschon es zu Tage lag, daß dieser Fürst gar nicht mehr die Macht besaß, das Geforderte gewähren zu können. Die Revolution schritt indeß weiter fort. Es sammelten sich am Rhein Tausende von französischen adligen Flüchtlingen, unter ihnen die Brüder des Königs, die bei den geistlichen Fürsten willige Aufnahme fanden, sich militärisch organisirten und sich sowol an den Kaiser als auch an den König von Preußen um Hülfe wandten; dabei suchten sie, um Jene ihren Wünschen günstig zu stimmen, die Sache so darzustellen, als harre die überwiegende Mehrheit des französischen Volkes nur des Einmarsches fremder Truppen, um sich sofort zu Gunsten des bedrohten Königthums zu erheben. Aber auch diese Flüchtlinge verleugneten selbst in ihrer derzeitigen Nothlage den Grundzug französischen Charakters nicht. In ausgelassenen Zerstreuungen, in Festgelagen, Liebeshändeln, Komödien- und Hasardspielen, verbrachte der junge Adel seine Tage.

*) Worte, die Danton, der Schöpfer des Revolutionstribunals, kurz vor seiner Hinrichtung sprach.

Digitized by Google

Die Preußen bei Valmy. Zeichnung von A. Beck.

Digitized by Google

Machten es doch ihre Genossen in Frankreich, als bald darauf die Guillotine ihre grauenvolle Blutarbeit begann, selbst in den Gefängnissen nicht besser! Man führte dort Komödien auf, in denen Einer den Ankläger, der Andere den Angeklagten, der Dritte den Richter spielte. Eine Bettstelle stellte die Guillotine, ein Sofakissen oder etwas Aehnliches das Fallbeil vor. Wo Männer und Frauen gemeinschaftlich das Los theilten, wurden Liebeshändel angeknüpft, die man durch Eifersüchteleien interessant zu machen suchte!

Feinde des Protestantismus haben später gesagt, die deutsche Reformation sei die Mutter der Französischen Revolution gewesen. Welch eine Thorheit! Die deutschen Protestanten wollten alles Pfaffenwerk abthun, um der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu werden, die Franzosen verwarfen das Christenthum. Die Deutschen wollten nach den Forderungen des Christenthums reformiren, die Franzosen nach den religionsfeindlichen „Vernunftforderungen Aller" auf einen Schlag ein neues Reich der Freiheit gründen. Sie wollten ernten, wo sie nicht gesäet; sie wollten Lohn an sich reißen, ohne ernste Müh' und Arbeit für eine gute Sache verwandt zu haben.

Diejenigen Frauen, welche bei ihrem vertrauten Verhältniß zum Könige Friedrich Wilhelm II. derzeit auf die Entschließungen desselben mächtigen Einfluß zu üben vermochten, nahmen lebhaft Theil an den Berathungen über die Stellung, welche Preußen dem französischen Volke gegenüber einzunehmen habe. Die Gräfin Dönhoff, Mutter des Grafen Brandenburg, der fünfundfünfzig Jahre später als preußischer Minister bekannt wurde, prophezeite dem König Unheil aus einem Kriege gegen Frankreich, wogegen die Gräfin Lichtenau ihn fortgesetzt zum Kriege anfeuerte. Letztere behielt die Oberhand. Da nun auch der unterdessen auf den Thron gelangte Beherrscher Oesterreichs, der junge Kaiser Franz II., zum Kriege neigte, so wurde eine Zusammenkunft der beiden Fürsten verabredet. Dieselbe fand in Mainz statt; hier ward der Einmarsch in Frankreich beschlossen. Die nächste Folge davon war, wie wir gesehen haben, daß die Stellung des Königs Ludwigs XVI., seinem Volke gegenüber, nur noch mißlicher wurde. Hatte man ihn doch bereits im Verdacht, daß er im Einverständnisse mit den ausländischen Fürsten stehe, deren Hülfe seine mit Recht gehaßten Brüder in Denkschriften forderten!

Der Entschluß Friedrich Wilhelm's fand unter den preußischen Offizieren die freudigste Zustimmung. Der glänzende Tag von Roßbach war noch nicht vergessen, man hoffte auf Siegesthaten gleicher Art. Der Widerstand der republikanischen Armee, die man als „Pariser Advokaten und die undisziplinirten Heere Frankreichs" verspottete, wurde niedrig, leider viel zu niedrig angeschlagen. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, ein Neffe des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der sich im Siebenjährigen Kriege so hohen Ruhm erworben hatte, wurde zum Oberbefehlshaber der preußischen Invasionsarmee ernannt, und dieser sagte den preußischen Offizieren: „Meine Herren, nicht zu viel Gepäck! Alles ist nur ein militärischer Spaziergang!"

Eine derartige Auffassung schien allerdings nicht so gänzlich haltlos zu sein. Die französische Nation war durch Parteiungen zerrissen, die alte Staatsordnung aufgelöst, an der Spitze der Armee standen Führer, die sich noch kein Vertrauen erworben, Handel und Wandel war gehemmt, Geld zur Kriegführung nicht vorhanden. Wäre der Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich so rasch erfolgt, wie es Friedrich Wilhelm wollte, es würden muthmaßlich andere, wol günstige Erfolge erzielt worden sein. Eine Zeit lang schien es auch, als sei ein Zusammengehen der beiden mächtigsten deutschen Fürsten, des Königs von Preußen und des Kaisers, ernstlich gemeint und Dauer versprechend. Friedrich Wilhelm hatte sich in ritterlicher Weise vor Allem durch sein Mitgefühl bewegen lassen, mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen, um der von Schmach und Elend heimgesuchten französischen Königsfamilie Rettung zu bringen. — Aber in Wien hatten sich bereits wieder die Forderungen der traditionellen Politik geltend gemacht: mit Aufwendung geringer Mittel, auf Kosten Deutschlands, namentlich aber Preußens, möglichst große Vortheile zur Stärkung

Digitized by Google

und Vergrößerung der Hausmacht zu gewinnen. Man lasse den feurigen Preußenkönig, hieß es dort, immerhin Geld und Leute verwenden, man lasse ihn mit dem gehässigen Vorwurfe eines derartigen Eingriffs in die inneren Angelegenheiten eines Volkes sich beladen: wir werden, wenn die Erntezeit der Vortheile eintritt, schon bei der Hand sein! — Niemand durchschaute solche Hintergedanken klarer, als der tapfere Prinz Heinrich, der hintenangesetzte Bruder Friedrich's des Großen. Seine Mahnung fand indeß für jetzt keine Beachtung. Der Herzog von Braunschweig erließ, wiewol er die Ansichten des Prinzen Heinrich theilte, das schon erwähnte aufreizende Manifest an das französische Volk, in welchem man drohte, seine Städte und Dörfer in Brand zu stecken, wenn es nicht zum Gehorsam unter seinen König zurückkehre. Das gab den ohnehin aufgereizten Gemüthern neuen Stoff zu Haß, Ursache zu Argwohn gegen den unglücklichen König Ludwig XVI.

Zusammenstoß Blücher'scher Husaren mit den Soldaten der Republik. Zeichnung von Ludw. Burger.

Als endlich die Oesterreicher Miene machten, von den Niederlanden aus den Krieg zu beginnen, überschritt das nur 42,000 Mann starke preußische Heer, bei dem sich Friedrich Wilhelm befand, am 19. August 1792 die französische Grenze und errang alsbald einige Erfolge. Valenciennes, Longwy und Verdun wurden erobert, die Pässe des Ardenner Waldes durchbrochen. Man kam bis in die Ebenen der Champagne. Die Nachricht von der schimpflichen Gefangennahme Ludwig's, die beim Heere eintraf, verstärkte den Eifer Friedrich Wilhelm's, der es nun für doppelte Ritterpflicht ansah, den unglücklichen französischen Monarchen aus seiner unwürdigen Lage zu befreien.

Kanonade von Valmy. Der französische Oberbefehlshaber Dumouriez hatte indeß Zeit gehabt, nicht unbedeutende Verstärkungen an sich zu ziehen; am 19. September war die ganze französische Armee auf den Hügeln bei Valmy vereinigt. Ein Versuch des preußischen Heeres, sie durch eine heftige Kanonade aus ihrer Stellung zu vertreiben, blieb erfolglos, wodurch der Muth der Franzosen nicht wenig gehoben ward. Längst schon hatte man sich preußischerseits davon überzeugt, daß die Versicherungen der französischen Flüchtlinge, das französische Volk werde die ausländischen Heere als Retter begrüßen und ihnen Unterstützung

Digitized by Google

gewähren, eitel Wind und Dunst gewesen seien. Gleichwol wollte Friedrich Wilhelm eine Schlacht gegen Dumouriez wagen, um, falls sie sich zu Gunsten seines Heeres entscheide, sofort auf Paris zu marschiren. Die Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig brachten ihn von diesem Vorhaben ab. Der Herzog wies auf die Lage des Heeres hin, die in der That bedenklich genug war. Die Stimmung der Bevölkerung erschwerte die Beschaffung von Lebensmitteln, so daß die Truppen sich tagelang mit unreifen Weintrauben begnügen mußten; die natürliche Folge davon war, daß bei den kalten Regentagen die Ruhr im Heere in furchtbarer Weise ausbrach. Dazu kam, daß anhaltende Regengüsse den lehmigen Boden der Champagne in einen förmlichen Morast verwandelt hatten. Endlich drohte auch noch der französische General Custine von Landau aus mit einem Einfall in das niederrheinische Deutschland.

So bestimmte denn die Gesammtlage des Heeres und der politischen Verhältnisse den König, statt vorwärts zu gehen, lieber an den Rückzug zu denken. Um denselben möglichst gefahrlos ausführen zu können, wurden Unterhandlungen mit den Franzosen angeknüpft, und man nahm preußischerseits die Miene an, als wolle man sich von Oesterreich trennen. Natürlich erweckte dies Mißtrauen bei den Oesterreichern, und das ohnehin schon dahinschwindende gute Einvernehmen erkaltete bis zur Entfremdung.

Der Rückzug ward am 29. September angetreten. Eine Verfolgung von Seiten der Franzosen fand zwar nicht statt, doch wurde das preußische Heer von Mangel und Krankheit hart mitgenommen. Als dasselbe Luxemburg erreichte, betrug sein Gesammtverlust 12,000 Mann. — So übel endete der preußische Feldzug in der Champagne, der den preußischen Lorbern kein frisches Reis hinzufügte. Abgesehen von den oben angeführten Ursachen des Mißlingens, hatte auch die Führung der Truppen Manches zu wünschen übrig gelassen.

Das österreichische Heer war in seinen Unternehmungen nicht glücklicher gewesen. Man hatte die Belagerung von Lille aufgeben und sich vor den Franzosen zurückziehen müssen; infolge der Vortheile, welche die Franzosen über die Oesterreicher davontrugen, gingen dem Kaiserhause die Niederlande verloren. Custine drang aus dem Elsaß über Speyer und Worms nach Mainz vor, wo sich eine Revolutionspartei gebildet hatte, zu der auch der bekannte Naturforscher Georg Forster gehörte. Das Streben dieser deutschen Republikaner, von denen die Franzosen nach Mainz gerufen worden, ging dahin, die neuen politischen Schöpfungen Frankreichs nach Deutschland zu verpflanzen. Trotzdem man aber die Franzosen in Mainz wie Brüder aufgenommen hatte, behandelten dieselben das von ihnen besetzte Gebiet wie ein erobertes Land und übten sogar Gewaltthat und Erpressungen aus. Custine besetzte auch Frankfurt und legte außerdem dieser Stadt, ohne ihre Berufung auf ihre Neutralität im Mindesten zu beachten, wochenlang schwere Brandschatzungen auf. Erst nach fünf Wochen ward Frankfurt von Preußen und Hessen zurückerobert. — Mainz erklärte sich gegen Ende 1792 für eine Republik.

Jetzt durchzuckte die Kunde von der Hinrichtung Ludwig's XVI. Europa. Das Waffenglück der französischen Heere hatte dem Konvent in Paris einen derartigen Aufschwung verliehen, daß er in einem Dekret (13. Dezember 1792) offen die Absicht aussprach, alle Monarchen stürzen und allen Völkern „die Freiheit bringen zu wollen." Man ging sogar in Paris ernstlich mit der Absicht um, „eine heilige Schar von Königsmördern zu errichten, um alle Tyrannen des Auslandes möglichst schnell aus der Welt zu schaffen." Jene im Konvent ausgesprochene Absicht und die an dem eigenen Fürsten bereits vollführte That der Franzosen mußte alle Monarchen mit Besorgniß erfüllen.

Den Greueln in Frankreich ein Ende zu machen und die seinen Nachbarn drohenden Gefahren zu beseitigen, stellte sich jetzt England an die Spitze einer großen, gegen das revolutionäre Frankreich gerichteten Verbindung, zu welcher außer Oesterreich und Preußen nun auch das Deutsche Reich, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, Sardinien, der Kirchenstaat, Spanien und Portugal gehörten. Selbst von der Türkei traf in Paris eine Kriegserklärung ein.

Digitized by Google

Schlacht von Neerwinden. So begann der Krieg von 1793 gegen Frankreich. Oesterreich schlug zuerst los. Die Franzosen erlitten am 18. März bei Neerwinden, wo Erzherzog Karl seine ersten Lorbern pflückte, eine schwere Niederlage. Gleichzeitig ward Holland durch Engländer, Holländer und Preußen von den französischen Eindringlingen befreit. Der französische Befehlshaber Dumouriez, der mit den Beschlüssen der Machthaber in Paris längst schon nicht mehr einverstanden war, trat mit dem österreichischen Heerführer, Prinz Josias von Sachsen-Koburg, in Unterhandlungen, die darauf abzielten, in Gemeinschaft mit ihm den Konvent aus einander zu sprengen und das Königthum in der Person des jungen Herzogs von Orleans wieder herzustellen.

Da Dumouriez aber vernahm, daß man in Paris Kunde von seinen Absichten empfangen habe, hielt er es für rathsam, zu fliehen. Statt aber nun mit vereinter Kraft auf Paris zu marschiren, zersplitterten die Verbündeten ihre Kraft und verschwendeten unnöthiger Weise kostbare Zeit auf Belagerung und Einnahme der Grenzfestungen. Dennoch waren ihre Waffen vorläufig noch glücklich. Der Prinz von Koburg, der die Festung Condé belagerte, schlug zwei ihm entgegenrückende Heere, auch nahmen die Verbündeten Valenciennes. Eine Lähmung der Bewegungen erfolgte aber, als die Engländer und Hannoveraner sich von ihren Verbündeten trennten, um Dünkirchen zu erobern.

Am Rhein war Custine von den Preußen und Oesterreichern zurückgedrängt und Mainz wieder erobert worden. Der genannte Georg Forster, der mit einer Anzahl von Abgeordneten von Mainz nach Paris gesandt worden war, um beim Konvent über eine Vereinigung mit Frankreich zu unterhandeln, gab sich, als er den schauerlichen Abgrund der Schreckensherrschaft erkannte, selbst den Tod. Immer noch schien die Lage für die Verbündeten günstig. Frankreich war durch innere Unruhen gespalten. In der Vendée, in der Bretagne und in vielen Theilen des Südens hatten sich die Anhänger der Bourbonen erhoben. Nun griff die republikanische Regierung zu den äußersten Mitteln, um sich den inneren und äußeren Feinden gegenüber zu halten. Ein allgemeines Aufgebot ward beschlossen. „Ganz Frankreich", hieß es, „wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke erschallt, greift Alles zu den Waffen gegen die fremden Tyrannenknechte. Unverheirathete ziehen an die Grenzen, Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei, die Weiber verfertigen Kleider und Zelte, Kinder zupfen Charpie, Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der wegziehenden Krieger."

Dieser Aufruf war von der großartigsten Wirkung. Nicht vergebens hatten sich die Machthaber im Angesichte der drohenden Feindesheere an das lebhafte Nationalgefühl des französischen Volkes gewandt. In Scharen strömten Kämpfer von allen Seiten herbei, Begeisterung ersetzte die fehlende militärische Uebung. Den Generälen war nur die Wahl gestellt zwischen Sieg und Guillotine. Es ward mit abwechselndem Glücke gefochten, die Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig schlugen bei Kaiserslautern nach harten Kämpfen die Angriffe einer Abtheilung der Moselarmee unter General Hoche während dreier Tage (28.—30. November) zurück. Mit dem Ende des Jahres 1793 neigte sich jedoch der Vortheil auf die Seite der Franzosen, die fortwährend neue Zuzüge erhielten.

Die Batavische Republik. Glücklicher noch waren die Franzosen im folgenden Jahre. Nachdem die Verbündeten bei Chateau-Cambresis gesiegt hatten, verloren sie mehrere Schlachten, und alles Land auf dem linken Rheinufer, mit Ausnahme von Mainz und Luxemburg, fiel in die Hände der Franzosen. Das englisch-holländische Heer wurde von ihnen bis über die Maas zurückgedrängt. Selbst die Witterung zeigte sich ihnen als getreue Verbündete; die englischen Schiffe froren ein, und ein Handstreich der französischen Kavallerie auf dieselben gelang. Am 19. Januar 1795 hielt der französische General Pichegru seinen Einzug in Amsterdam; Holland wurde zur Batavischen Republik erklärt.

Während ihre bisherigen Erfolge die Franzosen in dem Glauben an ihre Unbesiegbarkeit bestärkten, nahm die Uneinigkeit unter den Verbündeten zu. Statt zu einer gemeinsamen

Digitized by Google

kraftvolleren Anstrengung sich aufzuraffen, maß Einer dem Andern die Schuld an den Unfällen bei. Namentlich herrschte große Mißstimmung gegen Preußen, von dem bedeutendere Anstrengungen erwartet worden waren. Jedoch war die Lage Preußens um diese Zeit übel genug. Es begann an Mitteln zur Kriegführung zu fehlen; der Staatsschatz war erschöpft, die Seemächte stellten die Zahlung der Hülfsgelder ein. Auch war der König endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß von Wien aus gegen Preußen ein falsches Spiel getrieben würde. So erwachte denn der lebhafte Wunsch, den ruhmlosen, kostspieligen Krieg im Westen je eher um so besser zu beendigen.

Nach allen den widerfahrenen Täuschungen wuchs Friedrich Wilhelm's Unmuth, als er darüber mit sich ins Klare kam, daß Preußen ein Löwenantheil an den Ergebnissen des Krieges sicherlich nicht, wol aber ganz gewiß die Hauptanstrengung bei Niederwerfung des Gegners zufallen würde. Und so ließ sein Kampfeifer bald merklich nach, zumal da er gleichzeitig vernahm, Kaiser Franz verhandle im Geheimen mit Frankreich wegen eines Friedens und suche zugleich eine Verständigung mit Rußland zu dem Zweck anzubahnen, hinter dem Rücken Preußens zu einer neuen Theilung Polens vorzuschreiten. — Nach dem Siege der Preußen bei Pirmasens (in der jetzigen Rheinpfalz) konnte der König sich mit Ehren von dem Kriegsschauplatze zurückziehen. Er begab sich zunächst nach Berlin, und es wurden nun seinerseits in der Stille Einleitungen zum Friedensschlusse getroffen.

Rücktritt von der ersten Koalition. Es sind vielfach tadelnde Urtheile über das Zurücktreten Preußens von der ersten Koalition gegen Frankreich ergangen. Man wird darüber anders denken, wenn man in Betracht zieht, daß auch Rußland, welches später im Bunde mit Oesterreich sich wider die französische Republik wandte, Ursache hatte, seinem Verdrusse über die Unzuverlässigkeit seines Bundesgenossen in bitteren Worten Ausdruck zu verleihen, und daß infolge dessen die zweite Koalition gleich übel endigte, wie die erste — hauptsächlich aber zum Nachtheil des Deutschen Reiches.

Friede von Basel. Am 5. April 1795 kam der Friede zu Basel zu Stande, dem zufolge Frankreich das preußische Gebiet jenseit des Rheins behielt, wogegen dem Könige von Preußen die Zusage ward, bei dem allgemeinen Friedensschlusse anderweitig entschädigt zu werden. — Der Eindruck, den der Friede von Basel in Deutschland, ja in Europa machte, lief darauf hinaus, daß man nicht mit Unrecht darüber klagte, daß durch Abschluß desselben Preußen seine unter Friedrich dem Großen so glorreich errungene, machtgebietende Stellung, vornehmlich sein Uebergewicht in Deutschland eingebüßt habe. Daß Oesterreich bemüht war, diese Stimmung gegen Preußen zu seinen Gunsten auszubeuten, liegt auf der Hand.

Zweite und dritte Theilung Polens.

Die so plötzlich veränderte Haltung des Königs, der Umwälzung im Westen gegenüber, hatte allerdings für Uneingeweihte etwas Räthselhaftes. Sie ist aber zum Theil auch dadurch erklärt, daß die Angelegenheiten des Polnischen Reiches und namentlich die Haltung Rußlands und Oesterreichs gegen Polen fortgesetzt hemmend auf die Kriegführung Preußens gegen Frankreich eingewirkt und den Abschluß des Friedens zu Basel beschleunigt hatten. Die Lage der Dinge im Osten, ihren Verlauf und ihre Folgen wollen wir jetzt ins Auge fassen.

Polen ging unaufhaltsam seinem Verhängniß entgegen. Wir knüpfen an die Schilderung jener Vorgänge des Jahres 1789 an, als Rußland und Oesterreich durch ihr gemeinsames Vorgehen den Sturz der Pforte herbeizuführen drohten. Die Besorgniß vor einer zu großen Machterweiterung beider Nachbarn war für Friedrich Wilhelm bestimmend gewesen, zu Gunsten der Türkei einzutreten. Preußens kostspielige Kriegsrüstungen hatten aber nicht den alleinigen Zweck, zu verhindern, daß die genannten Mächte sich auf Kosten der Türkei, indem sie dieselbe unter sich theilten, vergrößerten, sondern im Hintergrunde der preußischen Politik lag, wie schon angedeutet, die Absicht, Danzig und Thorn mit ihren Landgebieten zu erhalten, um dadurch im Osten eine besser abgerundete Grenze zu gewinnen.

Digitized by Google

Dies war auch der Hauptgrund gewesen, der Preußen bestimmt hatte, mit Polen ein Bündniß zu schließen. Letzterer Macht war es aber gelungen, die Abtretungsfrage in Betreff der beiden Städte hinauszuschieben, so daß Preußen bis dahin bei dem ganzen kostspieligen Handel nichts gewonnen hatte.

Wir wissen, wie Leopold II., der Nachfolger Joseph's II., die türkische Verwicklung durch Klugheit und Mäßigung zu lösen verstand. Sein Rücktritt von dem mit Rußland zum Zwecke der Theilung der Türkei geschlossenen Bündnisse hatte zur Folge, daß auch Katharina II. sich genöthigt sah, ihre weitgehenden Pläne in Bezug auf die Vergrößerung ihres Reiches im Süden zu mäßigen.

Während nun Rußland allein den Krieg gegen die Türkei noch fortführte, wurde in Polen das Bestreben wach, sich von dem verhaßten russischen Joche zu befreien. Die tiefschmerzliche Erinnerung an die erste Theilung des Landes hatte die Polen zur Erkenntniß gebracht, daß jenes Unheil, das sie betroffen, durch die Uneinigkeit, in welcher sich die traurige Verfassung des Staates wiederspiegelte, verursacht sei. Aus dieser Erkenntniß erwuchs in vielen Patrioten die redliche Absicht, dem wirklichen Uebel zu begegnen, und es kam auf einem eigens zu diesem Zwecke berufenen Reichstage (1791) der Entwurf zu einer besseren Verfassung zu Stande. Nach derselben sollte Polen, wie die Patrioten wünschten, eine erbliche konstitutionelle Monarchie werden, wodurch der Einfluß, den fremde Mächte, namentlich Rußland, bei der Königswahl bisher gehabt, für immer beseitigt werden sollte. Das liberum veto wurde aufgehoben; der Adel behielt noch einzelne Vorrechte, doch wurden seine Bauern unter den Schutz der Gesetze gestellt. Die katholische Religion sollte die herrschende, jedes andere Bekenntniß aber geduldet sein.

Leider war die bessere Erkenntniß dem bessern Theile der Bevölkerung des polnischen Staates zu spät gekommen; auch ergriff sie nicht mit siegender Allgewalt das ganze Volk, namentlich nicht den vornehmeren Adel, in dessen Händen sich doch die Macht befand.

Der Leser erinnert sich der Stellung, die Friedrich der Große zu Polen vor der ersten Theilung desselben einnahm. Seine Rathschläge an den König Stanislaus Poniatowski hatten erkennen lassen, wie lebhaft er wünschte, Polen möge sich auf sicherer Grundlage entwickeln. Erst später, als es sich nur noch um die Frage handelte, ob Polen gänzlich von Rußland verschlungen werden, oder ob er einen Theil von demselben nehmen solle, hatte Friedrich sich für das Letztere entschieden. — Die Stellung, die nun Friedrich Wilhelm zu Polen, nachdem es sich jene Verfassung gegeben hatte, zunächst einnahm, entsprach der von Friedrich II. anfänglich innegehaltenen, obgleich der Minister von Hertzberg mit aller Lebhaftigkeit darauf verwies, daß ein auf fester Grundlage beruhender polnischer Staat eben so gefahrdrohend für Preußen werden könne, wie der russische Nachbar, wenn dieser (durch Aufnahme des ganzen Polenreichs) bis an die Grenze Preußens vorrücke.

Preußen erkannte jedoch die neue polnische Verfassung an, wie dies auch seitens Oesterreichs erfolgte; allein es fragte sich doch vor Allem, was von Seiten Rußlands geschehen würde. Katharina beeilte sich, den Krieg mit der Türkei zu beendigen, um ihre ganze Aufmerksamkeit den Vorgängen in Polen zuwenden zu können, worauf sie — es stand einmal im Petersburger Kabinet als unumstößlich fest, Polen zu zertrümmern — eine Erklärung erließ, des Inhalts, daß Rußland der polnischen Konstitution seine Anerkennung versage.

Das war für Polen der Anfang des Endes.

Leopold war indeß gestorben, und sein Nachfolger Franz II. wandte sich der russischen Politik zu, so daß Polen nur noch an Preußen auf kurze Zeit eine Stütze hatte. Nun suchte Katharina den König Friedrich Wilhelm zu überzeugen, daß „die wahren Interessen Preußens" ein gemeinschaftliches Vorgehen gegen den Aufschwung, den das allerdings hocherregte Polen zu nehmen im Begriffe stand, geböten.

Doch wer weiß, was geschehen wäre, hätten die Polen aller Stände sich einmüthig um das Banner der neuen Verfassung geschart! Aber das liberum veto war nur erst auf

Digitized by Google

dem Papiere abgeschafft, thatsächlich wurde es, in dieser Stunde der höchsten Gefahr für das Vaterland, ausgeübt. — In den reichsten und mächtigsten Adelsgeschlechtern herrschte großer Widerwille gegen einzelne Bestimmungen der Konstitution vom 3. Mai 1791. Der Bauer sollte durch dieselbe der Willkür der adligen Grundherren entzogen und unter das Gesetz gestellt, dem religiösen Bekenntniß Freiheit der Ausübung gewährt werden. Das mißfiel einem großen Theile des von despotischen Gelüsten und jesuitischem Geiste erfüllten Adels in hohem Grade. Er freilich wünschte frei zu werden von der Herrschaft des Auslandes; allein der Bauer sollte nach wie vor die schwere und ihn entwürdigende Kette der Knechtschaft tragen. Von diesen „Gottesordnungen" nicht eines Nagels Breite aufzugeben, bezeichnete der in Polen immerfort herrschende Jesuitismus als eine „Pflicht". Wie konnte in Geistern, die der Knechtung des Geistes durch römische Priester fröhnten, die heilige Liebe zum Vaterlande rechte Wurzel schlagen! Als die Reformation auch in Polen Grund fassen wollte, hatte die Adelsrepublik diese Lebenserneuerung an Haupt und Gliedern von sich gewiesen. — Jetzt traten die Enkel Derer, die einst die Bluturtheile gegen Andersgläubige schrieben, unter dem Schutze Rußlands in Targowiza zu einer Konföderation gegen die Einführung der Verfassung, das Werk der besseren Erkenntniß Dessen, was noth that, zusammen, um das Vaterland zu entehren, es zu verrathen! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! —

Die genannte Konföderation verband sich mit Rußland, und im Mai 1792 ließ Katharina 100,000 Mann in Polen einrücken. — Die Handlungsweise der Vaterlandsverräther trieb einen Theil der Polen und solche, die zur neuen Verfassung standen, zu dem verzweifelten Entschlusse, sich an Frankreich um Beistand zu wenden. Es erschienen polnische Abgeordnete in Paris mit der Erklärung, Polen eigne sich die „Ideen" Frankreichs an.

Kosciuszko. Die Patrioten leisteten indeß unter dem edlen Thaddäus Kosciuszko, einem tapferen polnischen Edelmanne, der mit Washington und Lafayette für die Unabhängigkeit der Amerikaner gekämpft und dann unter dem Befehle des Fürsten Joseph Anton Poniatowski im Verein mit Wielhorski das Heer der Konstitutionellen organisiren half, kraftvollen Widerstand. Nachdem aber auch der wankelmüthige König Stanislaus sich hatte bewegen lassen, der Konföderation beizutreten, fiel der größere Theil der Streitkräfte von Kosciuszko ab; er selbst mußte fliehen, die Russen überschwemmten das Land und brachten es zur Verzweiflung. — Auch diese Vorgänge hatten dazu beigetragen, den König von Preußen zur Beendigung des Krieges im Westen zu bestimmen.

Die zweite Theilung Polens. Rußland hätte gern Polen ganz und gar für sich behalten, wenn es ihm nicht gefährlich erschienen wäre im Hinblick auf die bedrohliche Stimmung des Landes und die Haltung der anderen Staaten Europa's. Es begehrte auch jetzt Theilnehmer an dem Raube zu haben, mit denen Hand in Hand sich später etwaigen Erhebungen mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten ließ. — Der König von Preußen zögerte nun nicht länger mehr, sich an der Auflösung des Polnischen Reiches zu betheiligen; auch ein preußisches Heer rückte in Polen ein. — Zunächst wurde der zusammengerufene Reichstag gezwungen, die neue Verfassung für aufgehoben zu erklären. Bald darauf (16. April 1793) fand die zweite Theilung Polens statt. Preußen erhielt Danzig und Thorn mit ihren Landgebieten und dem größten Theil von Großpolen. Diese Länder erhielten den Namen „Großpolen".

Kosciuszko, der unterdessen in Leipzig gelebt, kehrte auf Verlangen der polnischen Revolutionspartei 1794 in sein Vaterland zurück, zur Leitung des unterdessen vorbereiteten Aufstandes. Noch einmal erhoben sich die Patrioten. Von Krakau aus erließ der zum Diktator des Landes ernannte feurige Mann einen Aufruf an alle freiheits- und vaterlandsliebenden Landsleute, sich zum Kampfe, dessen Endziel die Wiederherstellung des ehemaligen Polnischen Reiches sein müsse, unter dessen Banner zu scharen. Die Verfassung von 1791 wurde als wiederhergestellt erklärt; doch hatte Kosciuszko zu mahnen und zu wehren, um die exaltirten Elemente unter seinen Landsleuten, welche, Frankreich zum Muster nehmend, über das ins Auge gefaßte Ziel weit hinaus wollten, niederzuhalten.

Digitized by Google

Sogleich setzten sich russische und preußische Heere in Bewegung. Kosciuszko brachte den Russen bei Krakau eine Niederlage bei, und als es gleichzeitig einer Volkserhebung in Warschau gelungen war, die Russen aus der Stadt hinauszuschlagen, da loderte allüberall in Polen infolge dieser glückverheißenden Ereignisse die Begeisterung in hellen Flammen empor.

Schon glaubte man des Erfolges sicher zu sein. Aber leider fehlte es auch nicht an Mißklängen, welche die allgemeine Freude dämpften. Während der Schlacht bei Krakau hatte sich ein Aufgebot der Edelleute feige bewiesen, während die bäuerlichen „Sensenträger" (Krakusen) mit heldenmüthiger Unerschrockenheit fochten. In seinem Zorn über Jene warf Kosciuszko seinen Waffenrock von sich und zog den weißen Kittel eines Bauern an. —

Finis Poloniae! **Der schwer verwundete Kosciuszko sinkt vom Pferde.** Zeichnung von Ludw. Burger.

Das hatte den Haß der Edelleute gegen ihn erregt, und dieses Zerwürfniß nahm noch zu, als Kosciuszko dem Landvolk die völlige Aufhebung der Leibeigenschaft verhieß. — Unterdessen waren 50,000 Preußen bis Warschau vorgedrungen, hatten jedoch heldenmüthigen Widerstand gefunden. Nun trat dasselbe schnöde Spiel von Seiten Rußlands gegen Preußen ein, welches von Oesterreich im französischen Kriege geübt worden war.

Preußen sollte durch die Niederwerfung der Polen seine Kriegsmacht schwächen, damit Rußland ohne Aufwendung erheblicher Opfer desto sicherer zu reicher Beute gelange. Es ging sogar der kleinen Abtheilung Russen, die sich bei den Preußen befand, von der Kaiserin Katharina die geheime Weisung zu, „sich zu schonen und die Preußen Alles allein

Digitized by Google

machen zu lassen." Bald begann es dem preußischen Heere an den nöthigen Lebensmitteln zu fehlen, und der König sah sich zu seinem größten Verdrusse gezwungen, den Rückzug anzuordnen. Nun wollten die Russen zeigen, daß sie mehr vermöchten, als die Preußen, und ihre gewaltigen Heeresmassen setzten sich von mehreren Seiten her gleichzeitig gegen die Polen in Bewegung.

Kosciuszko, welcher im aussichtslosen Kampfe mit den anarchischen Elementen der Hauptstadt unterdessen der Diktatur entsagt hatte, und den vereinigten feindlichen Streitkräften bei Szczekocżyn unterlegen war, zweifelte am Siege der Sache seines Vaterlandes, als auch eine gegen den aus Südrußland anrückenden russischen Feldherrn Suwarow entsandte unzureichende Abtheilung seines Heeres nach heldenmüthiger Gegenwehr überwältigt wurde. Indeß machte der General Fersen Miene, über die Weichsel zu gehen. Um dies zu verhindern, zog ihm Kosciuszko entgegen, und es kam am 10. Oktober 1794 bei Maciejowice zu einer Schlacht, die ebenfalls für die Polen unglücklich endete.

Schwer verwundet und mit dem Rufe „Finis Poloniae!" sank der edle Freiheitskämpfer vom Pferde und gerieth in russische Gefangenschaft. Suwarow rückte nun vor Warschau, nahm nach grauenvollem Kampfe die Vorstadt Praga mit Sturm und machte sich dadurch zum Herrn von Warschau. Die ganze friedliche Bevölkerung Praga's, Greise, Weiber und Kinder — etwa 10,000 an der Zahl — wurden von den durch den verzweifelten Widerstand bis zur Erbarmungslosigkeit erbitterten Russen abgeschlachtet.

Die dritte Theilung Polens. Damit war der Aufstand besiegt, und man schritt nunmehr zur dritten und letzten Theilung Polens. Oesterreich, obgleich es sich an dem letzten Kriege fast gar nicht betheiligt hatte, beeilte sich, mit Rußland ein Abkommen zu treffen, nach welchem an Preußen nur ein unbedeutender Theil Polens fallen sollte. Dem entschlossenen Widerstand des Königs gelang es, diesen Plan zu vereiteln: Preußen erhielt das Land links von der Weichsel mit der Hauptstadt Warschau.

Das Polnische Reich war nun gänzlich aufgelöst. Kosciuszko, dem seine Stellung vielfach Gelegenheit bot, tief in das Herz des polnischen Volkes zu schauen, hatte nur zu wahr gesprochen, als aus seinem Munde der Ruf Finis Poloniae! erscholl. Er hat sich trotz späterer Zuckungen bis heut bewahrheitet und wird wol auch zum Kummer vieler edler Herzen noch ferner geltend bleiben. — Katharina ließ den polnischen Nationalhelden in ein Staatsgefängniß werfen; doch gab ihn Zar Paul I. später (1796) gegen das Gelöbniß, nicht wieder gegen Rußland kämpfen zu wollen, frei. — Kosciuszko trat hierauf (1798) in die Dienste der nordamerikanischen Union. Nachher, aus Amerika zurückgekehrt, lehnte er im Hinblick auf sein Versprechen alle Aufforderungen des Kaisers Napoleon, Polen aufs Neue zu revolliren, ab und starb 1819 in der Schweiz.

„In Polen", sagte Stein später, „fehlt ein dritter Stand, der in allen gesitteten Ländern der Bewahrer der Einsichten, der Sitten und der Reichthümer des Volkes ist." Dem selbstsüchtigen und verschwenderischen Grundadel und den Jesuiten war es dort gelungen, das Aufkommen eines solchen dritten Standes zu verhindern. Unsere Theilnahme gebührt den edlen polnischen Patrioten, welche um den Sturz des Vaterlandes trauern und seine Wiederherstellung wünschen; aber deswegen dürfen wir uns nicht der Wahrheit verschließen, daß in den polnisch-preußischen Landestheilen ein Aufschwung in Sitte, Bildung und Verkehr erst begonnen hat, seit sie unter preußischen Gesetzen und damit zugleich unter der Einwirkung der geistigen Befruchtung durch deutsches Leben stehen.

Tod Friedrich Wilhelm's II. Die sich weiterhin vorbereitenden Wandlungen und die vielfachen Veränderungen auf der Landkarte von Europa erlebte Friedrich Wilhelm nicht. Er starb im „Marmorpalais" am Heiligensee bei Potsdam am 16. November 1797 im vierundfünfzigsten Jahre seines Lebens und im zwölften seiner Regierung. Seine Regierungsperiode wird nicht den gesegneten Zeiten des aufstrebenden Königreichs beigezählt. Dem Monarchen gebrach es an Charakter, Ausdauer und vor Allem an Selbstvertrauen; der Sinn für

Digitized by Google

Sparsamkeit und der unermüdliche Thätigkeitstrieb seines Großoheims waren nicht auf ihn vererbt. Zum Unglück standen dem Könige nicht die besten Rathgeber zur Seite; Hofschranzen, frömmelnde Schönredner und Henchler schmeichelten ihm, und die überhandnehmenden üblen Sitten trugen dazu bei, dem Monarchen die Liebe und Achtung seiner Unterthanen zu rauben. Des Königs Gutmüthigkeit wurde nur zu sehr gemißbraucht; Gunst, Ehrenstellen und Orden, Adelsgüter und Adelsdiplome, beträchtliche Summen Geldes wurden, meist an Unwürdige, verschenkt. Der neu ernannte Adel zählte allein 23 Grafengeschlechter! Kann es unter solchen Umständen Wunder nehmen, daß der reiche, von Friedrich dem Großen gesammelte Staatsschatz bald erschöpft war, ja daß sich eine Schuldenlast von 35 1/3 Millionen Thalern angesammelt hatte? Da nun schon 12 1/2 Millionen Staatsschulden von früher her vorhanden waren, so betrug die ganze Staatsschuld beim Tode des Königs 48 Millionen Thaler. Bedeutsamer war indeß der Ausfall an Ansehen und Achtung, den die Regierung Friedrich Wilhelm's dem Lande in Bezug auf seine Geltung im Rathe der Völker hinterließ.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die politischen und wirthschaftlichen Mißgriffe oder die Unterlassungssünden erörtern, welche in die Regierungszeit Friedrich Wilhelm's II. fallen. Nach Ansicht der herrschenden Günstlinge genügte es für den Ruhm des Monarchen, wenn er dieses oder jenes nützliche Institut ins Leben rief oder förderte, und wenn der zunehmende Wohlstand in Stadt und Land es erlaubte, von einer gesteigerten Gewerbthätigkeit zu sprechen. Von einem Fortschrittsleben, von einem gründlichen Aufräumen des Schuttes aus der Vergangenheit konnte kaum die Rede sein. Daß jedoch selbst langjährige Gebrechen im Völkerleben bei rechter Einsicht und etwas gutem Willen ohne verderbliche Störungen sich heben lassen, ließ sich in Dänemark wahrnehmen. Hier war es dem trefflichen Rathgeber des Königs, Grafen Bernstorff, im Verfolgen der von seinen Amtsvorgängern eingeleiteten Maßregeln gelungen, einen guten Theil der an die Leibeigenschaft sich knüpfenden Rechtsungleichheiten, wenigstens der Hauptsache nach, zu beseitigen.

In Wahrheit waren die Beziehungen Preußens zu den meisten Regierungen des europäischen Festlandes weder besonders herzlich noch durch Aufrichtigkeit oder Vertrauen von beiden Seiten gefestigt. Alle Staatsweisheit drehte sich um Erweiterung der Landesgrenzen. Und in der That konnte die Regierung sich auf das nach dieser Richtung Erreichte etwas zugute thun. — Schon im Jahre 1791 waren die Markgrafenthümer Ansbach und Bayreuth an Preußen gefallen, und nach dem erlangten Zuwachs an Land und Leuten infolge der Zerstückelung Polens war Preußen von einem Umfange von 3393 Geviertmeilen mit 5,400,000 Einwohnern zu einem Umfange von nahezu 5552 Geviertmeilen mit fast neun Millionen Einwohnern emporgewachsen, demnach an Flächeninhalt damals schon um 500 Geviertmeilen größer, als es im Jahre 1866 vor dem Deutschen Kriege war.

Aber zu jener Zeit hätte man sich weniger um Erweiterung des Ländergebietes absorgen sollen, als um Erhaltung und Festigung des längst Erworbenen. Denn die durch ihre Erfolge begeisterte französische Nation, von allen Seiten her durch deutsche, ungarische, italienische, spanische und englische Kriegsvölker bedroht, hatte sich wie ein Mann erhoben, und Alles, was Waffen tragen konnte, hatte zur Wehr gegriffen, um übereifrige Nachbarn von der Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs zurückzuschrecken. Die unberufenen Wiederhersteller der alten Ordnung der Dinge hatten die rechte Zeit versäumt, als man den erregten Leidenschaften noch ein entscheidendes Halt gebieten konnte. Jetzt war es dazu zu spät. Das glänzende Kriegsgestirn eines neuen Cäsar war eben über Frankreich aufgegangen, Napoleon Bonaparte hatte seine Siegeslaufbahn begonnen; eine schwere Zeit blutiger Kämpfe stand ganz Europa, eine noch schwerere Zeit tiefster und schmachvollster Erniedrigung stand Deutschland und Preußen bevor. Doch ehe wir von Neuem unseren Lesern von dem zwei Jahrzehnte durchtobenden Krieg und Waffenlärm erzählen, wollen wir ein freundlicheres Bild vor ihren Augen entrollen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Blick auf die Lage zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Eine neue Zeit war angebrochen, deren Flügelschlag schon Friedrich II. ahnungsvoll empfunden hatte. Diese neue Zeit verlangte neue Menschen, ein machtvolles Auf- und Zusammenraffen aller Volkskräfte, eine Erhebung des ganzen Menschen von innen heraus. Wie aber waren in Deutschland die Zustände geartet, als der Held, der dem Jahrhundert seinen Namen gegeben, für immer die müden Augen geschlossen?

Ein altes Wahrwort sagt, daß nur dasjenige Volk anderer Nationen volle Achtung genießt, welches sich selbst achtet und sein Alles setzt an seine Ehre. Und diese uralte Wahrheit hatte man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in unserm Vaterlande vergessen. Als Volk kannte man die Deutschen kaum noch, das Reich aber war dem Zusammensturz nahe und die Reichsverfassung, auf welche der alte, morsche Kaiserbau sich stützte, war dermaßen in Verfall, daß im In- und Auslande ihr Niemand mehr Achtung zollte — das Reichsoberhaupt selber nicht; das Volk, das keinen Segen von ihr verspürte, schätzte sie auch nicht, noch weniger die immer eigenmächtiger und ungefügiger gewordenen Reichsstände. Sie hielten sich sammt und sonders für die Auserwählten Gottes, seitdem Abkömmlinge deutscher Fürstenhäuser in Schweden, England, Rußland, dann in Holland, eine Zeit lang in Polen, weiterhin in Dänemark sowie in einem guten Theile von Italien als regierende Herren geboten.

Hatte die Mehrzahl der deutschen Fürsten und Würdenträger sich über die Lehren der Geschichte hinweggesetzt, so war es leider dem deutschen Bürger und dem Bauern während der schweren und langen Kriege gänzlich aus der Erinnerung gekommen, was er ehedem gegolten. So lebte unser Volk, an schwere Lasten gewöhnt, in den Tag hinein und wußte eigentlich selbst nicht, wie rechtlos und versunken es während der letzten Jahrhunderte geworden war. Die Gebildeten, welche sich erinnerten, wie groß und herrlich, wie geachtet, ja gefürchtet das deutsche Kaiserreich vormals gewesen: sie Alle, gerade die Besten, hatten völlig den Glauben verloren, daß für Deutschland jemals wieder glorreiche Tage zurückkehren könnten. Nur sehr Wenige wagten noch zu hoffen, daß dereinst wieder ein einiges, neu gefestigtes Deutschland erstehen werde. Wol gab es Sachsen, Schwaben, Bayern, Oesterreicher — aber man darf dennoch kühnlich behaupten: in Deutschland lebten

Digitized by Google

vor hundert Jahren keine Deutschen mehr! Immer breiter machte sich der engherzige Geist in den größeren Staaten; in den Reichsstädten aber und an den Höfen der kleinen Potentaten wucherten immer üppiger kleinliche Interessen empor. Je kleiner das Städtchen und Ländchen, desto mehr gedieh die Einbildung der ehrsamen Bürger und der Adelsgeschlechter in Betreff ihrer Wichtigkeit. Anmaßung und Pochen auf eingebildete Rechte und Geltendmachung der Vorrechte, dies Alles stand überall in erster Reihe; den vaterländischen Pflichten jedoch suchte sich die große Mehrzahl nach Kräften zu entziehen. So wenig nun auch die Deutschen als Nation unter den Nationen gewannen, um so erfreulicheren Aufschwung hatten die Wissenschaften und die Künste genommen, welche das Leben verschönern. In seltener Pracht und Fülle war im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts der deutsche Dichtergarten erblüht, und fröhlich gedieh die Aussaat im deutschen Gelehrtenhain während des goldenen Zeitalters unserer Literatur.

Der Leser hat an einer andern Stelle dieses Buches, wo wir über den mit der Mitte des 18. Jahrhunderts überall in Deutschland sich mächtig und immer mächtiger erhebenden Aufschwung auf allen Gebieten geistigen Lebens sprachen, bereits Gelegenheit gehabt, einige der Hauptvertreter und Förderer dieses Aufschwunges kennen zu lernen. Es wurde dort darauf hingewiesen, wie Lessing auf dem Gebiet der Literatur, Winckelmann auf dem der Kunst durch ihr erlösendes Wort die deutsche Geistesthätigkeit aus ihrer bisherigen beschämenden Abhängigkeit vom Auslande und namentlich von Frankreich befreiten, und es wurde bereits erwähnt, wie das Streben dieser beiden Männer, von einem von ihnen selbst kaum geahnten Erfolge gekrönt, im Norden und Süden, im Osten und Westen des deutschen Vaterlandes einen lauten und begeisterten Wiederhall fand. Eine Schar strebsamer und von glühender Freiheits- und Vaterlandsliebe beseelter Männer und Jünglinge — ihre Namen wurden gleichfalls bereits an anderer Stelle genannt — traten in der Universitätsstadt Göttingen zu einem Bunde zusammen, der als der „Göttinger Hainbund“ in der Geschichte unserer zweiten klassischen Literaturperiode eine so bedeutsame Rolle spielt. Die von dem Hauche edelster Frömmigkeit und hingebendstem Patriotismus durchwehten Lieder und Gesänge Klopstock's, des Sängers des „Messias“, hatten diese Jünglinge begeistert, die frische Natürlichkeit der älteren englischen Poesie, die hinreißende Gewalt der Dichtungen des bisher in Deutschland fast unbekannten, ja mißachteten großen Briten Shakespeare, des ersten der Dichter, hatte befruchtend auf sie eingewirkt. So vermochten sie den rechten Weg von der entwürdigenden Nachahmung sowol der schulmäßig-pedantischen älteren, als auch der sittenlos-frivolen neueren französischen Poesie zu eigenem, selbstthätigem Schaffen zu finden, und durch die allerdings oft unvollkommenen und verfehlten Erzeugnisse ihrer Muse eine deutsche Nationalliteratur wenigstens anzubahnen. Den Sinn und das Interesse für eine solche in den weitesten Kreisen des deutschen Vaterlandes erweckt und genährt zu haben, das ist das eigentliche, nicht zu unterschätzende Verdienst des Hainbundes in seiner Gesammtheit, und gern übersieht man deshalb die vielfachen und nicht zu verkennenden Mängel und Schwächen seiner einzelnen Mitglieder.

Man hat — nach dem Titel „Sturm und Drang“ eines Klinger'schen Dramas — die Dichter des Hainbundes und einige andere ihnen geistesverwandte, aber dem Bunde selbst fernstehende Dichter mit dem Gesammtnamen der „Stürmer und Dränger“ und die Zeit ihres ersten Wirkens mit dem das eigenthümliche Wesen derselben treffend charakterisirenden Namen der Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur bezeichnet. „Eine mehr oder weniger rücksichtslose Fehdelust gegen alles Aus- und Abgelebte, Greisenhafte, Unzulängliche und Verrottete in Kunst und Wissenschaft, Staat, Kirche und Gesellschaft, ein mehr oder weniger tapferes Sturmlaufen gegen Standesvorurtheile, gegen die Zopfigkeit in Denkweise, Sitte und Tracht“, das war das gemeinsame Merkmal aller Dichter dieses Kreises, dessen Richtung auch Goethe mit den ersten Erzeugnissen seiner Muse und in gewissem Sinne selbst Schiller angehört.

Digitized by Google

Es wurde oben gesagt, das hauptsächlichste Verdienst der Dichter des Hainbundes sei es gewesen, den Sinn und das Interesse für eine national-deutsche Literatur in den weitesten Kreisen des Volkes erweckt und genährt zu haben. Wenn sich nun der Leser dessen erinnert, was an anderer Stelle über die Sitten und Anschauungen dieser Zeit, namentlich in den Kreisen der deutschen Höfe und des vornehmen deutschen Adels, gesagt worden ist, so wird er es erklärlich und begreiflich finden, daß in diesen Kreisen die Freiheits- und Bardengesänge der Sturm- und Drangperiode nur wenig Anklang finden konnten, ja daß man ihnen dort eher mit Widerwillen und feindseliger Abneigung entgegentrat. Aber auch diese Kreise wurden in das Interesse an der neu aufblühenden deutschen Nationalliteratur hineingezogen, als Wieland mit seinen witzsprudelnden, harmlos heiteren Erzählungen und Dichtungen vor die Oeffentlichkeit trat.

Weimars Musenhof. Nach van Oer.

Geistreich und witzig zu schreiben, hatte bisher als ein ausschließliches Privilegium der Franzosen gegolten; die deutsche Poesie hatte bisher in dem zumeist allerdings nicht unverdienten Rufe pedantischer Langweiligkeit oder bombastischer und deshalb abstoßender Gefühlsüberschwenglichkeit gestanden. Jetzt trat nun in Wieland mit einem Male ein Mann auf, der schon durch seine ersten Werke jenen durch die französische Literatur verwöhnten Kreisen zu ihrer Ueberraschung darthat, daß auch ein Deutscher ebenso geistreich und witzig zu schreiben im Stande sei, wie die französischen Nachbarn. Der Widerstand, die Gleichgiltigkeit jener Kreise gegen die deutsche Poesie war damit überwunden; einem deutschen Schriftsteller war es gelungen, ihre Aufmerksamkeit, ihr Interesse zu erregen. Die natürliche Folge war auch hier eine eifrigere Beschäftigung mit der deutschen Literatur, deren erste volle Blüten sich in Goethe's „Götz von Berlichingen" und den „Leiden des jungen Werther" eben entfaltet hatten; und bald wuchs unter ihrem Einfluß das Interesse zu heller Begeisterung empor.

Digitized by Google

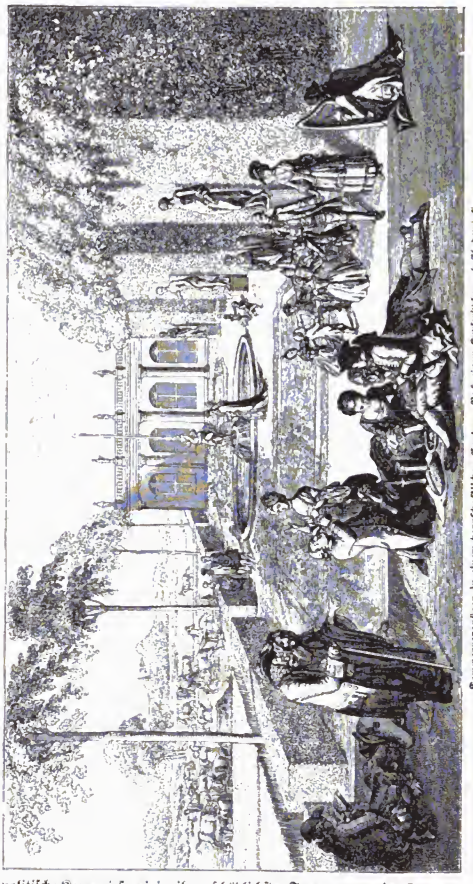
Ein deutsches Vaterland in politischem Sinne gab es, wie oben angeführt wurde, zu jener Zeit nicht — schon lange hatte ein solches nicht mehr bestanden. Da war es nun ein Glück für Deutschland und namentlich für die Entwicklung der deutschen Literatur, daß unter den deutschen Fürsten Männer auftraten, die, in gerechter Würdigung der hohen Bedeutung dieses literarischen Aufschwungs und selbst von Begeisterung für denselben erfüllt, es sich angelegen sein ließen, den deutschen Dichtern ein deutsches Vaterland in engerem Sinne zu schaffen, ihnen eine ihrer würdige Heimstätte zu bereiten. Friedrich der Große, der durch die Gewalt seiner Persönlichkeit und den Glanz seiner Thaten zuerst wieder, nach einem Ausspruch Goethe's, der deutschen Literatur einen wahren Inhalt gegeben hatte, schien in erster Linie dazu berufen, der Beschützer und Förderer der neu erblühenden deutschen Kunst und Poesie zu sein; aber er war — der Leser weiß, durch welche Einflüsse — auf andere Bahnen gedrängt worden; Kaiser Joseph II., der — eine rühmliche Ausnahme in der Reihe der habsburgischen Kaiser — mit Recht den Ausspruch thun konnte, „daß er das gemeinsame Vaterland liebe und stolz darauf sei, ein Deutscher zu sein", fand, wenigstens in der kurzen Zeit seiner selbständigen Regierungsthätigkeit, bei dem Eifer und Ungestüm, mit welchem er seine großartigen politischen Pläne verfolgte, nicht Zeit und Ruhe, der deutschen Literatur und ihren Vertretern seine Aufmerksamkeit und Theilnahme zuzuwenden. Dem Beherrscher eines kleinen mitteldeutschen Staates in Thüringen, dem trefflichen Herzoge Karl August von Sachsen-Weimar, blieb es vorbehalten, ein deutscher Mäcenas im edelsten Sinne des Wortes zu werden. Seine Residenzstadt Weimar ward der Sammelpunkt für alle die großen Geister jener Zeit; Herder, Wieland, Goethe und Schiller, und mit ihnen die große Zahl ihrer glücklichen oder auch unglücklichen Nachahmer und Verehrer, sie Alle haben sich kürzere oder längere Zeit, zum Theil in höheren und ehrenvollen Stellungen, in Weimar aufgehalten, haben in regem geistigen Verkehr, dessen lebendiger Mittelpunkt neben Goethe vor Allem der Herzog Karl August selbst war, ihre Gedanken und Empfindungen dort ausgetauscht und vielfach neue Anregungen zu weiterem fruchtbringenden Schaffen gesammelt. Die kleine Residenzstadt Weimar war der geistige Mittelpunkt Deutschlands geworden; ein förmlicher Musenhof war dort entstanden, und in buntem Wechsel erschienen dort alle Diejenigen, die zur Zeit auf dem Gebiete der Literatur etwas bedeuteten oder auch nur zu bedeuten glaubten, um die beiden deutschen Dichterfürsten Goethe und Schiller zu schauen, mit ihnen in Verkehr zu treten und zugleich an dem ungebunden fröhlichen Treiben des auserwählten Kreises Theil zu nehmen, dem der leutselige Herzog eine wahrhaft goldene Zeit an seinem Hofe bereitet hatte.

Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, die ganze Epoche dieses goldenen Zeitalters unserer Literatur in ihrem Verlaufe, das Leben und Wirken der großen Dichter im Einzelnen darzustellen, oder einzelner jener unvergänglichen Meisterwerke, die sie geschaffen, hier eingehender zu gedenken. Der Leser wird im Verlaufe unserer Darstellung noch mehrfach ihren Namen begegnen, er wird Gelegenheit haben, den segensreichen und erhebenden Einfluß kennen zu lernen, den ihre Werke namentlich in der nun bald über Deutschland hereinbrechenden Zeit schwerer Trübsal auf die Nation ausübten. Hier kam es uns nur darauf an, in kurzen Zügen dem Leser Umrisse des glanzvollen Bildes vor Augen zu führen, welches das geistige Leben jener Zeit in Deutschland darbietet, und das ja deutsche Literaturhistoriker, wie Gervinus, Scherr, Hettner, Leixner und noch Andere, so reich und farbenprächtig in gediegenen Werken ausgemalt haben.

Gesellschaftliches Leben. Während so auf dem Gebiete der Geistesthätigkeit, der Kunst und Literatur, nicht weniger auch der ernsten Wissenschaft überall in Deutschland ein reges Leben und Treiben sich entfaltete, während man sich durch die Werke großer Dichter und Denker zu einer heute kaum mehr verstandenen Begeisterung hinreißen ließ und mit lebhaftestem Interesse an all den kleinen ästhetischen Streitfragen sich betheiligte, die das gleichzeitige Wirken so vieler hervorragender Geister naturgemäß ins Leben rufen mußte,

Digitized by Google

war und blieb allerorten die Theilnahme an den Vorkommnissen im Staatsleben eine überaus dürftige. So segensreich der sogenannte „erleuchtete Despotismus“, wie er namentlich durch Friedrich den Großen zu seiner höchsten Ausbildung gelangt war, auch in einzelnen Staaten Deutschlands mag gewirkt haben und in Preußen sicherlich gewirkt hat, das Eine läßt sich nicht verkennen, daß er durch seine geflissentliche Fernhaltung des ganzen Bürgerthums von aller und jeder selbständigen Bethätigung im Organismus des Staates eine Gleichgiltigkeit in Sachen der Politik herbeigeführt hat, die für die augenblicklichen Zwecke des Herrschers zwar sehr bequem sein mochte, deren üble Folgen aber beim Eintritt einer großen Katastrophe im Staatsleben nicht ausbleiben konnten. Einen Einfluß auf die Staatsverwaltung konnte der Bürger unter keinen Umständen gewinnen, und so war denn das höchste Ziel seines Strebens ein behaglicher Lebensgenuß. Die ihm aufgenöthigte Ruhe und Theilnahmlosigkeit wurde ihm infolge der Gewöhnung bald zum Bedürfniß. Die politische Kannegießerei in ihrer schädlichsten Form war an der Tagesordnung; gleichgiltige Vorkommnisse in den Kreisen des Hofes und der vornehmen Gesellschaft bildeten den Gegenstand des Gesprächs in den Trinkstuben — wo auch dann und wann



Sommervergnügen in einem herrschaftlichen Garten. Nach einem Kupferstiche nach Chodowiecki.

weidlich über die drückenden Steuern geschimpft ward — vornehmlich aber der Hauptinhalt der mattherzigen Neuigkeits- und Tagesblätter. Dazu gesellte sich, namentlich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die Sucht, Auszeichnungen zu erlangen, was sich insbesondere kundgab in der überhandnehmenden Rang- und Titelsucht der bürgerlichen Kreise, welche in ihrer demüthigen Unterwürfigkeit gegen die Vornehmen und den Adel oft das Unglaublichste leisteten, wie andererseits dieser letztere je länger je mehr fast mit Verachtung auf den Bürgerlichen herabsah und zur Wahrung seines Standesvorranges die strengste gesellschaftliche Absonderung von allen Nichtadeligen für geboten hielt. — Die Günstlingswirthschaft, vornehmlich von Männern wie Wöllner und Bischofswerder und der mit ihnen verbündeten Gräfin Lichtenau ausgehend, verstattete der Rang- und Titelsucht in den Kreisen der Bürgerschaft den weitesten Spielraum.

Mode und häusliches Leben. Noch immer herrschte dabei in allen Kreisen der Gesellschaft, vornehmlich der höheren Gesellschaft, in Sitte und Anschauung, in Tracht und Mode die unbedingte Nachahmung französischen Wesens. Wir sahen, wie nach dem Dreißigjährigen Kriege, infolge des augenblicklichen politischen Uebergewichts Frankreichs über das ohnmächtige Deutschland, französische Mode und Sitte in allen Staaten des Deutschen Reiches heimisch und schließlich allein maßgebend wurde, und wie namentlich auch in Preußen das Beispiel des prachtliebenden Hofes Friedrich's I. die Einführung und Einbürgerung derselben begünstigte. Das strenge und allem Franzosenthum abholde Regiment Friedrich Wilhelm's I. hatte darin eine durchgreifende Aenderung nicht herbeizuführen vermocht; man hatte sich, der Nothwendigkeit sich fügend, dem augenblicklichen Zwange untergeordnet, ohne doch zu einer aufrichtigen Rückkehr zu echt deutschem Wesen sich entschließen zu können, und kaum war daher dem gestrengen Herrn Vater der namentlich in den ersten Jahren seiner Regierungszeit durchaus lebensfrohe und zudem in mehr als einer Hinsicht französischen Einflüssen leicht zugängliche Sohn gefolgt, als man allerorten in Preußen die stets widerwillig getragenen Fesseln von sich warf und, dem Beispiel des übrigen Deutschland folgend, zur unbedingten Nachahmung französischen Wesens in Tracht, Sitte und Lebensgewohnheiten zurückkehrte. Der lange, weit über das Knie herabreichende Rock, die buntgestickte langschößige Weste, die reichverzierten Schnallenschuhe ragen in der Tracht der Männer vor, die weite Krinoline, die einengende Schnürbrust, die langen schlanken Taillen, die hohen Haarfrisuren und die nicht minder hohen Absätze kamen in der Frauentracht wieder zu voller Geltung; Schminke und Puder und für die Frauen die für die Mode des achtzehnten Jahrhunderts so charakteristischen Schönpflästerchen oder „Muschen" gehörten zu den unentbehrlichsten Erfordernissen der Toilette. Aber es blieb nicht bei diesen Aeußerlichkeiten. Die ganze Denk- und Anschauungsweise, namentlich der höheren Stände, wurde wieder von Grund aus französisch. Leichtlebig oft bis zum Leichtsinn, über die allgemeinen Vorschriften der Sittlichkeit oft mit erstaunlicher Leichtigkeit sich hinwegsetzend, kannte man kaum ein höheres Streben, als möglichst ungestörten Lebensgenuß, den vollen Genuß des flüchtigen Augenblicks. Dabei wurde dann vielfach ein Luxus getrieben und ein Aufwand gemacht, der nicht selten die Mittel weit überstieg und zum wirthschaftlichen Ruin ganzer Familien führte. Uebereinstimmend klagten einsichtsvolle Zeitgenossen über die fast alle Klassen der Gesellschaft durchdringende verderbliche Sucht, daß Alle mehr scheinen wollten, als sie waren. Namentlich trat dieses Prunken in den Palästen und Villen der Vornehmen und Reichen zu Tage. Aeußerlich oft recht geschmacklos und nach französischem Muster im strengsten Zopfstil erbaut, waren diese Prachtbauten meist mit den kostbarsten Einrichtungen ausgestattet; Sammlungen von Gemälden, Schnitzereien, Porzellanwerthstücken und Nippsachen — je nachdem das Eine oder das Andere gerade in der Mode war — durften in keinem auf Eleganz Anspruch machenden Hause fehlen und wurden oft mit Preisen bezahlt, die zu dem wirklichen Werthe in gar keinem Verhältniß standen. Auch die Gärten und Parks wurden fast ausnahmslos nach französischen Vorbildern angelegt:

Digitized by Google

geradlinige, sich rechtwinkelig schneidende Alleen und Taxushecken, quadratische Blumen- und Rasenbeete, niedere, oft zu den seltsamsten und geschmacklosesten Formen und Gestalten zugestutzte Bäume und Sträucher bildeten die charakteristischen Merkmale eines solchen Gartens, der vielfach noch durch meist roh und ohne allen Kunstsinn aus Sandstein gearbeitete Statuen und bildliche Darstellungen — verunziert wurde. Unser Bild auf S. 395 führt dem Leser nach einem Kupferstich des berühmten zeitgenössischen Künstlers Chodowiecki einen solchen Park vor Augen, in dem eine Gesellschaft nach französischem Zuschnitt dem guten, deutschen Wesen entfremdet, auf fremdländische Manier sich belustigt.

Die reichere Bürgerschaft wetteiferte in solcher Luxusentfaltung mit den vornehmen Kreisen und suchte es ihnen womöglich gleich zu thun, und nur um den äußeren Schein zu wahren, bei festlichen Anlässen mit verschwenderischen Gastmählern und Aehnlichem glänzen zu können, wurde oft am Nothwendigsten gespart.

Kavaliere in einem fürstlichen Park. Nach einem Kupferstiche vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

„Der gesellschaftliche und häusliche Verkehr war, äußerlich wenigstens, entsetzlich steif und förmlich; selbst Gatten unter sich redeten einander und die Kinder die Eltern mit „Sie“ an. Hohen Personen küßte man stets die Hand, der tiefen Verbeugungen und weitschichtigen Titulaturen nicht zu gedenken. Man liebte im geselligen Umgange feierliches Anvertrauen von Geheimnissen, Versöhnungsscenen, das Hervorrufen von Thränen, von rührenden und ergreifenden Eindrücken, von andächtigen Erregungen u. s. w. Der Anblick von Gräbern versetzte die Menschen in elegische Stimmungen; beim Anblick schöner Gegenden fielen sie sich wol einander um den Hals und küßten sich; Freundschaftsbündnisse schlossen sie mit feierlichen Schwüren und Ceremonien. Wiedersehen von Bekannten nach langer Abwesenheit füllte sie mit Wonneschauern, und die Scene des Zusammentreffens war reich an sentimentalen, ja oft bombastischen Aeußerungen.“ Man braucht nur Goethe's „Leiden des jungen Werther“ zu lesen, die, eben weil sie so ganz im Geiste der Zeit geschrieben waren, so großen Anklang fanden, um das Gesagte in vollem Maße bestätigt zu finden. Und doch erschien dieses Werk schon an der Grenze einer neuen Zeit, die mit all dem bunten Flitter und affektirtem Wesen bald gründlich aufräumen sollte. — Schon vor der französischen Revolution machte sich in Tracht und Sitte ein Umschwung zu Gunsten der englischen Mode bemerkbar; die sogenannte „Werthertracht“ mit ihren Fräcken und Stulpstiefeln fand unter den Männern, namentlich den jüngeren, immer mehr Anklang, und die Damen begannen

Digitized by Google

an dem sogenannten griechischen Gewande, wie es die Engländerinnen in die Mode gebracht hatten, immer mehr Gefallen zu finden. Noch schwebte zwischen englischer und französischer Mode unentschieden der Kampf um die Herrschaft, als die Französische Revolution hereinbrach und wie auf allen anderen Gebieten, so auch hier alles Bestehende umzustürzen begann. Das griechische Gewand oder, wie es nun seinem Wesen nach in der That richtiger genannt wurde, la chemise grecque — das griechische Hemd — war dasjenige, zu welchem die Frauen Frankreichs, und, ihrem Beispiele folgend, auch die deutschen Frauen nun griffen. Verbannt wurden Schnürbrust und Reifrock; nur von einem Gürtel dicht unter den Armen und einem Paar schmaler Bänder über den Schultern zusammengehalten, floß das Gewand in reichen Falten zur Erde; die Taille, die noch vor wenigen Jahren kaum lang genug sein konnte, rückte dadurch hoch hinauf und wurde unnatürlich verkürzt, indem sie zugleich Brust und Arme, die sonst von einem faltigen, bauschigen Busenstreifen und weiten, mit Spitzen besetzten Aermeln bedeckt wurden, vollkommen unverhüllt ließ. Nicht minder durchgreifend waren die Aenderungen, welche die Revolution in der Tracht der Männer herbeiführte. Vor Allem fiel der Zopf, der einem halben Jahrhundert seinen Namen gegeben hat, und mit ihm als Kopfputz der gewaltige damalige Hut, der Dreimaster, der nun durch die Mütze und einen einfachen runden Hut ersetzt wurde; auch die noch heute fast überall als Männertracht gebräuchliche lange Hose und die kurze Weste verdankten jener stürmisch bewegten Zeit ihren Ursprung; endlich gelangte auch der natürliche Schmuck des Mannes, der Bart, der seit dem Dreißigjährigen Kriege mehr und mehr in Mißachtung gekommen und schließlich ganz und gar verpönt gewesen war, allmählich wieder zur Geltung und Werthschätzung. Wenn sonach die Kleidung des Mannes seit der Revolutionszeit eine wesentliche Aenderung nicht mehr erlitten hat, so konnte bei der gleichzeitig eingeführten klassisch-einfachen Frauentracht aus naheliegenden Gründen ein Gleiches nicht der Fall sein; mit der Wiederkehr einer ruhigeren Zeit legte die Frau nach wenigen Jahren das für unsere nordischen Verhältnisse von vornherein unnatürliche griechische Gewand ab, um sich alsbald dem vollen Gegentheil, der steifen, fast theatralisch-förmlichen Mode des ersten Kaiserreichs zuzuwenden und, etwas später, zu Schnürbrust und Krinoline zurückzukehren.

Fortschritt im bürgerlichen und Gemeindeleben. Das Bild des Staates und der Gesellschaft spiegelte sich auch im Leben der Gemeinden ab. Auch hier galt die Pflege der öffentlichen Wohlfahrt als ausschließliches Vorrecht der Altangesessenen in den Städten und Ortschaften. — Infolge der Sorgfalt, welche man seit dem Großen Kurfürsten der Bildung eines zuverlässigen Beamtenstandes zugewendet, hatte man sich bereits allseits gewöhnt, die Leitung der öffentlichen und Ortsangelegenheiten sowie die Wahrung der staatlichen Interessen den Beauftragten der Regierung zu überlassen, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn neben dem vorzugsweise von obenher begünstigten Militärstande sich noch eine andere bevorrechtete Gesellschaftsklasse, die des Beamtenthums, ausbildete und zu hoher Geltung gelangte.

Solcher Art waren die Zustände im deutschen Vaterlande, als, dem belebenden Strahle der Morgensonne gleich, die Verkündigung der Zurückerwerbung der verlorenen Menschenrechte eines großen Volkes vom Rheine her zu uns herüberdrang. Aber die belebenden Strahlen wichen vor dem dunkel sich aufthürmenden Gewölk, und den Schalmeientönen des erträumten Völkerfrühlings folgten die niederschmetternden Stöße von Posaunen, als sei das Weltgericht im Anzuge. Bald kündigte sich in heftigen Gewitterschlägen jenes große welthistorische Ereigniß an, die Französische Revolution, welche allüberall im Leben der Völker eine entscheidende Aenderung herbeiführen, das Alte und Ueberlebte stürzen und, freilich unter Greueln entsetzlicher Art, eine neue Weltordnung ins Leben rufen sollte.

Sehen wir nun zu, welchen Einfluß dieses Ereigniß, dessen blutigen und greuelvollen Verlauf in Frankreich selbst wir bereits an anderer Stelle ausführlich geschildert haben, auf die fernere Gestaltung namentlich der politischen Verhältnisse in den übrigen Staaten Europa's und besonders in Deutschland herbeiführte.

Digitized by Google

Ueberall fand, wie nicht anders zu erwarten, die neue Lehre, welche von Frankreich aus der Welt verkündigt wurde, eifrige Bekenner. Fehlte es doch nirgends an Grund zur Unzufriedenheit. Die große Menge aber fühlte sich berauscht durch vielverheißende Schlagwörter, wie „Freiheit und Gleichheit“. Und Freiheit und Gleichheit versprachen die Franzmänner allen Völkern, welche mit ihnen gemeinsame Sache machen wollten.

Vorboten politischer Umwälzungen. In den österreichischen Niederlanden hatte es längst schon gegährt, ehe noch die Pariser Sektionen hinter den Schreckensmännern her marschirten. Kaiser Joseph II. sollte gerade in Flandern und Brabant die grausamsten Täuschungen erleben und hier sein volks- und menschenfreundliches Wirken am meisten mißverstanden sehen. Kurz vor seinem Tode hat er den größten Theil der von ihm kaum eingeführten Verbesserungen zurücknehmen und die früheren Zustände wieder herstellen müssen. — Auch in Oberitalien hatte die Mißstimmung stetig zugenommen; weiterhin standen in der Schweiz die bevorrechteten Geschlechter und das Volk zeitweilig mit den Waffen in der Hand sich gegenüber; selbst der gemächliche Holländer war sich der Verkommenheit veralteter Einrichtungen bewußt worden, und hier hatte, wie wir wissen, die Erbitterung der Streitenden die Preußen ins Land geführt. — In Polen endigte der entbrannte Bürgerkrieg mit dem Untergange der alten Adelsrepublik. In England lieferten sich nach wie vor die alten Parteien im Parlament ihre Schlachten; in Spanien und Süditalien glimmte das Feuer unter der Asche.

War dem trefflichen Joseph II. die angestrebte Verjüngung der alten Monarchie der Habsburger mit Hülfe einer besseren Verwaltung und Rechtspflege nicht gelungen, so hatten im Norden Deutschlands die auf Hebung der bürgerlichen Wohlfahrt abzielenden Regierungsgrundsätze Friedrich's II. um so tiefer Wurzel gefaßt. Doch auch in Preußen merkte man nur zu sehr, daß der hohe Sinn, der den Staat der Hohenzollern groß gemacht hatte, auf Friedrich's II. Nachfolger nicht übergegangen sei. — Uebler noch sah es in Wien aus.

Leopold II., der Bruder und Nachfolger des Kaisers Joseph, ein wohlmeinender Monarch, war leider schon nach zwei Jahren in die Gruft gesenkt worden. Sein Sohn und Nachfolger, als deutscher Kaiser **Franz II.** genannt, glich weder dem trefflichen Vater, noch weniger zeigte er das Bestreben, seinem Oheim Joseph ähnlich zu werden. Ihm schien Alles zuwider zu sein, was aus der josephinischen Epoche her noch bestand; dabei gelang es ihm gar wohl, unter dem Anschein der Gutherzigkeit und Leutseligkeit so sehr sein eigentliches Wesen zu verbergen, daß sich die Völker Oesterreichs von ihm gängeln und einschläfern ließen, wie es der Freiheit und Aufklärung fürchtende Monarch für zweckmäßig hielt.

Infolge des unbefriedigenden Ausgangs des Feldzuges in der Champagne hatte das Heer an Selbstgefühl, sowie an Vertrauen im Volke verloren. Es hatte sich gezeigt, daß der preußische Oberfeldherr nur den Namen, nicht den Geist seines Oheims, des berühmten Herzogs Ferdinand von Braunschweig, besaß. Dies Alles war indeß nicht das Schlimmste, was eintreffen konnte. Nach dem Rückzuge der Verbündeten war es den Franzosen gelungen, eine Anzahl Städte diesseit des Rheines, unter ihnen Frankfurt, gewissermaßen dem Kaiser Franz II. zum Hohne, zu besetzen, der kurz vorher in der alten Reichsstadt die Krone Karl's des Großen empfangen hatte. Auf den Kaiser schien der unerwartete Fortgang des Feldzugs freilich nur geringen Eindruck zu machen, wenigstens stellte er es den Preußen anheim, die Franzosen aus Frankfurt wieder hinauszuwerfen. Nachdem dies geschehen, hatte auch Friedrich Wilhelm II. daselbst vorübergehend sein Hauptquartier aufschlagen können.

Weder Preußen noch Oesterreich war es gelungen, dem zusammenstürzenden französischen Königthum Beistand zu leisten und die Revolutionshelden zu Paaren zu treiben; die Heere der Verbündeten sahen sich genöthigt, über den Rhein zurückzuweichen, und bereits im folgenden Jahre überschritten die Revolutionssoldaten die Grenzen Frankreichs und predigten ihren Nachbarn mit den Waffen in der Hand französische Freiheit und Brüderlichkeit.

Durch sein Zurücktreten von der zweiten Koalition gegen Frankreich und den Abschluß des Separatfriedens von **Basel** (5. April 1795) wußte Preußen Verluste von sich abzuwenden.

Digitized by Google

Dieser Vertrag ermöglichte ihm — neben allerdings erst zu späterer Zeit in Aussicht gestellten Entschädigungen für die abzutretenden linksrheinischen Besitzungen — zunächst neun wohlthätige Friedensjahre. Dagegen mußte das Reich dafür herhalten, wenn Preußen infolge des Reichsdeputationsbeschlusses (1801) viel besser arrondirt als bisher aus dem nutzlosen Kampfe für das in Staub gesunkene Königthum Frankreichs hervorging. Auf Grund anfänglich geheim gehaltener Zugeständnisse an die Französische Republik blieben dem todtkrank daniederliegenden deutschen Reichskörper neue Schädigungen nicht erspart.

In den österreichischen sowie in den unter geistlicher Herrschaft stehenden Landen am Ober- und Unterrhein, vornehmlich aber in Belgien und Oberitalien, hatten inzwischen die Bevölkerungen den siegreich vordringenden Freiheitsmännern frohlockend zugejauchzt. Und selbst in der Zeit, als die eroberungssüchtigen Absichten der französischen Gleichheitsmacher immer greifbarer zu Tage traten, ernüchterten sich die von den Ideen der Brüderlichkeit Berauschten nur langsam. In den ehemaligen österreichischen Niederlanden und am Rheine kam man nicht eher zur Besinnung, als bis die vom Erfolge trunkenen Revolutionsmänner auch die kaum geborene junge Freiheit in einem Sumpfe von Blut und Greueln erstickt hatten. Nun vergrößerte sich im Süden Europa's, ebenso in Oesterreich, vornehmlich aber in England die Zahl der heftigen Widersacher der Erhebung des französischen Volkes — gerade dort, wo dieselbe kurz zuvor noch die begeistertsten Anhänger gezählt hatte.

Den gänzlich veränderten Zeitverhältnissen gegenüber wären Männer von Charakter und Grundsätzen, Fernblick und Entschlossenheit doppelt am Platze gewesen. Denn der Kampf der Verkündiger der Völkerfreiheit mit den Anhängern der zu Boden geworfenen mittelalterlichen Standesvorrechte und Standesansprüche tobte auf dem einen Flecke nur aus, um auf einem andern wieder züngelnd emporzulodern. Nur in den Formen verschieden, gab sich überall das gleiche Bedürfniß nach besserer Gestaltung der sozialen und politischen Zustände kund. — Das Volk von Frankreich aber benutzte seinen Sieg über die Monarchie zu weiterer Verfolgung und Vernichtung Derjenigen, von welchen die seit Jahrhunderten erlittene Unbill ausgegangen war. Wol erklangen allerorten die Rufe: „Freiheit und Gleichheit"; daß aber von der verkündeten „Brüderlichkeit" nicht viel zu spüren war, das merkten, freilich zu spät, selbst Diejenigen, von welchen die Verheißung der Volksbeglückung ausgegangen war. — Die unwissende, meist schwer bedrückte Masse der unteren Volksklassen dagegen, im Unklaren über die Bedeutung Dessen, was bei unseren Nachbaren sich vollzog, schaute mit stumpfer Gleichgiltigkeit darein, als sich im Jahre 1798 wiederum die Heere Oesterreichs, das diesmal im Bunde mit Rußland und England stand, gegen Frankreich in Bewegung setzten zu gemeinsamem Einschreiten gegen den steigenden Uebermuth der Alles gleichmachenden französischen Republik.

Kopfputz der Königin Marie Antoinette.

Digitized by Google

Preussen unter Friedrich Wilhelm III.

1797 – 1815.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm's III.
Jugend- und erste Regierungszeit.

Einleitung

Die Monarchie Friedrich's des Großen ging unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. folgenschweren Ereignissen entgegen. Wir werden alsbald sehen, welchen weiteren Verlauf die Umwälzung in Frankreich nahm und in welcher Weise durch sie die uähliegenden Länder, namentlich Preußen und das übrige Deutschland, berührt wurden. Zuvor jedoch wollen wir uns der Persönlichkeit des nachfolgenden Herrschers und der seiner Gemahlin Luise zuwenden.

Jugendzeit. Friedrich Wilhelm ward am 3. August 1770 in Potsdam geboren, seine Jugend fällt demnach in den Abendglanz der Regierungszeit des großen Königs. In seinem siebenten Lebensjahre wurde der Prinz Friedrich dem Großen zum ersten Male in hofmäßigem Anzuge zugeführt. In späterer Zeit erzählte er darüber: „Der König verlangte mich in Sanssouci zu sehen. Ich mußte mich zu diesem Besuche herausstaffiren. Dazu erhielt ich nach damaligem Schnitte, wie er in Paris Mode war, einen violettseidenen Rock, eine mit Gold, Silber und Flittern bedeckte Weste mit breiten Schößen, welche die Oberhofmeisterin gestickt hatte, schwarze seidene Beinkleider mit Gürteln und Schnallen, weiße seidene Strümpfe und Schuhe mit rothen Hacken und großen Schnallen. So geputzt, frisirt und gepudert, einen Haarbeutel im Nacken, einen Galanteriedegen mit Porzellangefäß und einen Chapeaubas unterm Arme, erschien ich vor Friedrich. Er empfing mich sehr freundlich. Was er mit mir gesprochen, kann ich mich freilich nach so langer Zeit nicht mehr erinnern; er mußte indeß doch mit mir zufrieden gewesen sein, denn er klopfte mir sanft auf die Backen und fragte mich dann: „Was wünschest du dir denn wol?“ — Die Frage kam mir sehr unerwartet; ich schwieg. — „Nun, du wirst doch wol etwas zu wünschen haben?“ fuhr er fort.

Digitized by Google

Da faßte ich mit der Hand nach dem Haarbeutel. Der steife, französische Anzug war mir peinlich, und ich antwortete: „Eine Uniform, Majestät!“ — „Die sollst du haben. Wünschest du noch etwas?“ Da ich um den König mehrere Windhunde spielen sah und nicht wie das erste Mal stocken wollte, antwortete ich: „Ew. Majestät, ich möchte gern einen Hund haben.“ — „Auch den sollst du kriegen.“ Er entließ mich nun, und ich kehrte nach Potsdam zurück. Am folgenden Morgen, als ich kaum das Bett verlassen hatte, erschien der Schneider bei mir und nahm mir Maß zu einer Uniform. Bald darauf kamen einige Lakaien des Königs mit einer Koppel von sechs Hunden und sagten mir, der König sende mir solche, damit ich mir einen auswähle. Sie machten mich besonders auf einen aufmerksam, den sie sehr lobten, und ich wählte also diesen. Später erfuhr ich, daß der König zu den Leuten gesagt hatte: „Gebt Acht, den wird er wählen!“ — Es war der, den sie mir, jedoch ohne diesen Umstand zu erwähnen, so sehr gelobt hatten. Als sie zu dem Könige mit den übrigen fünf Hunden zurückkamen, sagte er: „Habe ich nicht Recht gehabt?“

Wichtiger war eine Begegnung des Prinzen mit dem Könige, die kurze Zeit vor dem Tode des Letzteren stattfand. Friedrich traf den blühenden jungen Prinzen im Park zu Sanssouci und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen. Dabei legte er ihm mancherlei Fragen aus der Geschichte und Mathematik vor und vernahm, beifällig mit dem Haupte nickend, die Antworten. Endlich zog er Lafontaine's Fabeln aus der Tasche und forderte den Prinzen auf, eine ihm bezeichnete Fabel zu übersetzen. Friedrich Wilhelm löste die ihm gestellte Aufgabe trefflich und erntete zu seiner größten Freude das Lob des Königs.

Aber nun fiel ihm plötzlich etwas ein, was er dem Könige nicht verschweigen zu dürfen meinte. Gerade diese Fabel hatte er mit seinem Lehrer erst vor wenigen Tagen durchgenommen. Er sagte dies dem Könige. Da leuchtete dessen Blick ihm heller noch entgegen, und dem Prinzen die Wangen streichelnd, sagte er freundlich: „So ist's recht, lieber Fritz, nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was du nicht bist; sei stets mehr als du scheinst!“ Im Weitergehen fuhr Friedrich mit Wärme fort: „Nun, Fritz, werde was Tüchtiges par excellence! Es wartet Großes auf dich. Ich bin am Ende meiner Carrière, und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle-mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt sie zu calmiren. Ich fürchte, du wirst einmal einen schweren Stand haben. Habilitire, rüste dich; sei ferm; denke an mich! Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm; begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine!“ — Beide hatten den Ausgang des Parks erreicht, vor dem der Obelisk steht. „Sieh ihn an“, sprach der König zum Prinzen, „schlank aufstrebend und hoch, und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu dir: Ma force est ma droiture! (Meine Gradheit ist meine Stärke.) Die höchste Spitze krönt das Ganze, aber sie wird getragen von Allem, was unter ihr ist, besonders vom Fundament. Das Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es dich liebe und dir vertraue: dann allein nur kannst du stark und glücklich sein.“ Seelenvoll den Prinzen anschauend, reichte er ihm die Hand, indem er mit feierlichem Ernste sprach: „Fritz, vergiß diese Stunde nicht!“ Er küßte ihn und entließ ihn darauf.

Und Friedrich Wilhelm hat diese Stunde nicht vergessen. Die Worte des großen Königs, vor Allem seine tiefempfundene Mahnung: „Halte es stets mit dem Volke, daß es dich liebe!“ standen unauslöschlich in seiner Seele. Tage und Jahre schwerer Trübsal brachen über das preußische Volk und seinen Herrscher herein, aber nie hat dieser ein höheres Ziel gekannt, als die Liebe und das Vertrauen seines Volkes sich zu erwerben; und immer hat er, wie nur wenige Herrscher, dieselben besessen. Selbst als in späteren Regierungsjahren des Königs harte Mißklänge das schöne Verhältniß zwischen ihm und seinem Volke zu trüben drohten, vermochten dieselben schließlich dennoch nicht die Liebe des Volkes zu einem Könige zu erschüttern, der mit den einst von ihm gesprochenen Worten: er betrachte

Digitized by Google

Den als seinen ärgsten Feind, der ihm die Liebe des Volkes zu rauben suche, seinen innersten Empfindungen Ausdruck gegeben hatte.

Wie richtig hatte der große König geschaut, wie treffend die Uebel der Zeit bezeichnet! Zu bedauern ist es, daß man in der Wahl des prinzlichen Hofmeisters nicht glücklich gewesen war. Der etwas hypochondrische Behnisch, dem man die Erziehung des Prinzen anvertraut hatte, brachte dem kindlichen Frohsinn seines Schülers nicht die wünschenswerthe Frische und Munterkeit entgegen. Im Uebrigen wurde der Kronprinz im höchsten Grade einfach erzogen, was aus einer Aeußerung, die er später als König zu seinen Kindern that, hervorgeht. „Wollt immer hoch hinaus", sagte er bei einer Gelegenheit zu denselben, „bedenkt aber nicht, wie es mir in eurem Alter ging; denn so erhielt ich zuweilen zu meinem Geburtstage ein Reisedatöpfchen, sechs Dreier an Werth; und wollte mein Hofmeister mir 'mal etwas zugute thun, dann führte er mich nach einem öffentlichen Garten und ließ mir da für einen und, wenn's hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben."

Der Prinz war ein Muster von Ordnung, Ehrbarkeit und Bescheidenheit, und früh schon trat es zu Tage, daß das üppige Leben am Hofe seines Vaters seiner Natur durchaus zuwider war. Zieht man dazu noch das kränkliche, oft mürrische Wesen seines Erziehers in Betracht, so vermag man es sich zu erklären, weshalb ein zuversichtlicher Sinn bei ihm nicht aufzukommen vermochte, er vielmehr verschlossen, schüchtern und unsicher ward, sobald er sich öffentlich zeigen mußte. Die bezeichneten Eigenthümlichkeiten hafteten an ihm während seines ganzen Lebens. — Außer von Behnisch empfing der Kronprinz von drei trefflichen Männern Unterricht: vom Prediger Sack in der Religion, von Jakob Engel in der Philosophie und Moral und von Suarez in den Rechts- und Staatswissenschaften. Die tiefgehende Einwirkung dieser Männer, namentlich der beiden erstgenannten, zeigte sich in dem Glaubensbekenntniß, das Friedrich Wilhelm zu der in seinem siebzehnten Lebensjahre erfolgten Konfirmation niederschrieb.

Die in diesem Bekenntniß ausgesprochenen Grundsätze blieben maßgebend für das ganze Leben Friedrich Wilhelm's. Den Kern derselben spricht er in folgenden Sätzen aus:

„Wie ich Religion und Christenthum für die Quelle und für die beste Stütze der Tugend halte, so erkenne ich es auch für die allgemeine Schuldigkeit aller Menschen, Gott nach ihrem besten Wissen zu verehren und seinem Willen gehorsam zu sein. Weit gefehlt, daß die Mächtigen und Glücklichen in der Welt dazu weniger verpflichtet sein sollten, so sind sie im Gegentheil dazu noch mehr verbunden, als die Geringeren und Armen. Gott ist aller Menschen Oberherr, Wohlthäter und Richter, und Diejenigen, denen er am meisten Gewalt und Macht und die meiste Gelegenheit, eine gute Erkenntniß zu erlangen, gegeben hat, die müssen ihm auch am dankbarsten und ergebensten sein.

„Da ich aber weiß, daß Religion und Glauben sich nicht erzwingen lassen, so will ich darin Jedermann nach seiner Einsicht und nach seinem Gewissen handeln lassen. Ich darf und will die Irrenden weder hassen noch verfolgen und erkenne für das einzige Mittel ihrer Zurechtweisung, daß man sie durch Belehrung zu erleuchten und zu überzeugen suche. Ich weiß, daß es unzähliges Unheil in der Welt veranlaßt hat, daß man hat vorschreiben wollen, was die Menschen glauben sollten; und ich erkenne allen Gewissenszwang für eine Sache, die sowol der Gerechtigkeit und Klugheit, als auch der Lehre und dem Verhalten Christi gänzlich entgegen ist."

Bald nach dem Regierungsantritt seines Vaters ward ihm Oberst Graf von Brühl zum militärischen Begleiter gegeben. Der Graf war ein Mann von bedeutenden, namentlich militärischen Kenntnissen, dessen Einfluß auf die Bildung des Kronprinzen ebenfalls nicht gering anzuschlagen ist. Weiterhin empfing er in dem Major, späteren General von Köckeritz seinen ersten Adjutanten. Nach Stein's Schilderung war Köckeritz ein wohlmeinender, durch und durch ehrlicher Mann, aber von beschränkten Begriffen und ohne tiefere Bildung. Er hatte sein ganzes Leben als Offizier in der Potsdamer Garnison

Digitized by Google

zugebracht und wünschte für sich nichts so sehr als Ruhe und Frieden. Der Kronprinz liebte diesen Mann um seiner Schlichtheit und Wahrhaftigkeit willen. Diese Eigenschaften waren es, die ihn jetzt, aber auch in späterer Zeit, als drohende, zu raschem und entschlossenem Handeln drängende Ereignisse eintraten, und zwar nicht zu seinem und des Landes Heile, an Köckeritz fesselten und ihn der Einwirkung desselben zugänglich erhielten.

Sturm auf Kostheim. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die Heldennatur seines Stammes verleugnete sich aber auch in dem Kronprinzen nicht. Als er an der Seite seines Vaters im Jahre 1792 zum ersten Male im Feuer stand, da zeigte sich sein ganzes Wesen verändert, und es war an ihm von Befangenheit und Unsicherheit auch nicht die leiseste Spur wahrzunehmen. In gleicher Weise zeichnete er sich im Jahre 1793 aus. An der Spitze des ersten Bataillons des Regiments von Borck säuberte er das Dorf Kostheim von den Franzosen, eroberte eine hinter dem Dorfe aufgeworfene Schanze und machte viele Gefangene. Der König, der mit dem zweiten Bataillon nachgerückt kam, umarmte den Kronprinzen auf der gewonnenen Schanze.

Bei der Beschießung von Verdun hielten der König und der Kronprinz inmitten der Feuerschlünde, auf deren Bedienungsmannschaft es der Feind namentlich abgesehen hatte.

Digitized by Google

Da wühlte wenige Schritte vor ihnen eine Kugel den Boden auf. „Ew. Majestät setzen sich zu sehr aus", bemerkte der Kronprinz. Der König antwortete: „Friedrich hat sich bei Kunersdorf noch mehr ausgesetzt." — Wieder schlug eine Kugel dicht neben Beiden nieder. — „Sire, befehlen Sie, daß ich allein hier bleibe!" sagte der Kronprinz in dringendem Tone. „Nein", entgegnete der König, „ich bleibe hier, um Zeuge deiner Kaltblütigkeit zu sein."

Bei dem Rückmarsche aus der Champagne lernte der Kronprinz das Elend des Krieges in seiner furchtbarsten Gestalt kennen. Um den Muth der Truppen aufrecht zu erhalten, theilten der König und er alles Ungemach des traurigen Rückzuges, der dem preußischen Heere 12,000 Mann kostete und — was das Uebelste war — ihm den unter Friedrich so heldenmüthig erworbenen Ruhmesglanz nahm. Dieser Rückzug prägte sich dem jugendlichen Gemüthe des Kronprinzen in unauslöschlicher Weise ein — wieder ein Umstand, der von Keinem, dem es um eine gerechte Beurtheilung Friedrich Wilhelm's in seiner Regierungsthätigkeit zu thun ist, übersehen werden darf. —

Luise, Gemahlin Friedrich Wilhelm's.

Auf dem Feldzuge des Jahres 1793 sah der Kronprinz Friedrich Wilhelm — zu Frankfurt a. M. — seine künftige Gemahlin Luise zum ersten Male. Prinzessin Luise war die Tochter des Herzogs Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz.

Friedrich Wilhelm sprach später oft und mit Innigkeit von dem tiefen Eindruck, den die damals siebzehnjährige Luise, eine der „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Throne", wie Jean Paul in der Widmung zu seinem köstlichen Romane „Titan" von ihr und ihren Schwestern sagt, bei ihrem ersten Begegnen auf ihn gemacht habe, und bezeichnete bei einer Gelegenheit eine Stelle in der „Braut von Messina" als den vollkommensten Ausdruck der ihn in jenem Augenblicke beseligenden Empfindung. Der Schluß dieser Stelle, die mit den Worten beginnt: „Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens", lautet:

„Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder keine sonst auf Erden!
Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet." —

In ähnlicher Weise, wie Friedrich Wilhelm zur Prinzessin Luise, fühlte sich sein Bruder, Prinz Friedrich Ludwig Karl, zu Friederike, der jüngeren Schwester Luisens, hingezogen. Beiden Brüdern ward das Glück, die Herzen der von ihnen geliebten Prinzessinnen zu gewinnen und die Zustimmung der fürstlichen Eltern zu erlangen. Am 24. April feierten die Prinzen das Fest ihrer Doppelverlobung zu Darmstadt.

Unmittelbar nach dieser Feier folgte Friedrich Wilhelm seinem Vater wieder in das Hauptquartier, und einige Tage später (3. Mai) war es, wo Ersterer das Dorf Kostheim stürmte. — Ende Mai machten die Prinzessinnen Luise und Friederike ihren tapferen fürstlichen Verlobten einen Besuch im Feldlager. Dort befand sich auch gerade Goethe, der über diesen Vorfall Folgendes sagt:

„Gegen Abend — Donnerstag den 29. Mai 1793 — war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet; die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Sr. Majestät dem Könige gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich hefteste mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das Interessanteste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird."

Digitized by Google

Anfang Dezember kehrte der Kronprinz nach Berlin zurück. Am 21. Dezember fand die feierliche Einholung der Prinzessin Luise in Potsdam, am Tage darauf in Berlin statt. Der Ruf bezaubernder Schönheit und Liebenswürdigkeit, welcher der holden Braut voranging, bewirkte, daß ihr ein außerordentlich herzlicher Empfang zutheil wurde. Auf der Stelle, wo sich jetzt das eherne Denkmal Friedrich's des Großen erhebt, hatte man eine prächtige Ehrenpforte errichtet, vor der, festlich geschmückt und Blumenkränze in den Händen haltend, eine Schar von Knaben und Mädchen zur Begrüßung der jungen Prinzessin aufgestellt worden war. Eines der Mädchen trat hervor und sprach in einem Gedicht der fürstlichen Braut die Wünsche der Bevölkerung aus. Das Gedicht berichtet, in wie lebhafter Weise die Bevölkerung, als der Kronprinz in den Krieg gezogen, Sorge um sein Leben getragen, und wie groß die Freude Aller bei seiner glücklichen Rückkehr gewesen sei. Diese habe sich aber noch um Vieles gesteigert, als er erklärt habe, von der Huld und Güte Derjenigen besiegt worden zu sein, die nun als Siegerin in die Stadt einziehe. Anspielend darauf, daß Luise kaum das elterliche Haus verlassen habe, schließt das Gedicht mit der Strophe:

„Vergiß, was du verlorst; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezei'n.
Heil dir! Der künft'gen Welt wirst du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!"

Luise, der die Thränen über die Wangen stürzten, beugte, dem Zuge ihres bewegten Herzens folgend, sich nieder zu der lieblichen Sprecherin, schloß sie in ihre Arme und küßte sie mit Innigkeit. In den Augen Vieler glänzten Thränen. Die Frau Oberhofmeisterin von Voß dagegen schaute starr vor Schrecken auf die Scene. Entsetzlich! Die künftige Königin des Landes setzte sich über die zur Zeit geltenden höfischen Gebräuche hinweg! Sich zu der Fürstin beugend, flüsterte die Frau Oberhofmeisterin aus gepreßter Brust: „Mein Gott! was haben Ew. königliche Hoheit gethan! Das ist gegen allen Anstand und Sitte!"

„Wie?" lautete die harmlose Entgegnung Luisens, „ich darf das nicht mehr thun?"

Ihre Worte wurden von der Umgebung gehört und in dem rechten Sinne gewürdigt. Bald vernahm man von Zügen ähnlicher Art, und das Volk sagte sich: Luise wird nicht nur Königin, sie wird eine wahrhafte Landesmutter werden! Mancher im Volke, der von der Kurfürstin Luise von Oranien gehört oder gelesen hatte, sagte: In der jungen Fürstin ist die Unvergeßliche dem Lande wiedergekehrt!

Die Vermählungsfeier fand am Weihnachtsabende statt: auch dies nahm man als ein gutes Zeichen auf. — Die Erscheinung des fürstlichen Paares hatte für einen Jeden in der That etwas Erhebendes. Wie Luise eine der reizendsten Frauen, so war Friedrich Wilhelm in seinen jüngeren Jahren einer der schönsten Männer. Von größter Bedeutung aber war es, daß sich der geschlossene Bund bald zu einem leuchtenden Vorbilde wahrhaft deutschen Familienlebens gestaltete; es ward dies, da man zu jener Zeit in hohen und höchsten Kreisen das eheliche Leben leider durchaus nicht heilig hielt, von segensreichen Folgen. In den höheren Ständen war man beflissen, den Mangel sittlichen Verhaltens gegen einander durch äußeren Flitter zu verdecken. So redeten Eheleute einander mit Sie an. Friedrich Wilhelm und Luise führten unter sich das trauliche Du ein — für die höheren Stände ein Ereigniß bedenklicher Art. — Unerhört! Die Kunde davon ging von Ohr zu Ohr, ja die Hofleute meinten endlich dem Könige davon Mittheilung machen zu müssen.

Der Kronprinz wird von dem Könige darüber befragt, und Jener erwiedert lächelnd, es sei allerdings wahr, daß er seine Gemahlin mit Du anrede, aber er habe auch dazu seine besonderen Gründe. Nach denselben befragt, fährt er fort: „Mit dem Du weiß man doch immer, woran man ist; dagegen bei dem Sie ist immer das Bedenken, ob's mit einem großen S geschrieben wird oder mit einem kleinen." Ein anderes Mal that der Kronprinz die Aeußerung, er sei von allen Seiten genugsam beengt; in seinem häuslichen Leben wolle er wenigstens seiner Neigung folgen, die Freiheit und Unabhängigkeit nicht entbehren, die jeder Privatmann genieße.

Digitized by Google

Zu den Beengungen gehörten für ihn öffentliche Festlichkeiten, bei denen er und seine Luise in Pracht und Glanz erscheinen mußten. Wenn der Kronprinz dann seine Gemahlin in den durch Frieden, Freude und Unschuld geheiligten Räumen seines Hauses wieder in ihrer einfachen Kleidung sah, dann erschien sie ihm „wie eine in ihrer ursprünglichen Reinheit wiedergewonnene Perle.“ „Gott sei Dank“, sagte er bei einem solchen Anlaß einst, indem er ihre Hände ergriff und ihr in das seelenvolle Auge schaute, „Gott sei Dank, daß du wieder meine Frau bist!“ Auf ihre Frage, ob sie das nicht immer sei, entgegnete er, sie müsse leider zu oft Kronprinzessin sein.

Luisens Einzug in Berlin. Zeichnung von Ludwig Burger.

Am 10. März 1794 feierte Luise zum ersten Male in Berlin ihr Geburtstagsfest. Der König schenkte ihr das Schloß Oranienburg, in welchem Luise von Oranien einst segensvoll gewaltet hatte. Vielleicht daß auch ihm sich der Gedanke aufgedrängt hatte, Luise habe in ihrem tiefsten Denken und Fühlen eine innige Verwandtschaft mit dem Gemüthe jener frommen Fürstin. Auf die während der Festesfeier von dem Könige an sie gerichtete herzliche Frage, ob sie noch einen Wunsch habe, bat sie um eine Hand voll Gold — für die Armen. Ihr Wunsch wurde ihr in reichlicher Weise erfüllt.

In das erste Jahr ihres ehelichen Glückes fällt der Aufstand in Polen unter dem tapfern Kosciuszko. Der Kronprinz folgte dem Könige ins Feld. Die Vorstellung der Gefahr, der ihr Gemahl entgegengehe, machte Luisens Herz erbeben. Doch schon hier zeigte es sich, daß ihr neben den zartesten Empfindungen auch die Kraft innewohnte, Unvermeidliches mit Würde zu tragen. Als sie vernahm, ihr Gemahl habe bei dem Sturme auf Wola die nächste Kolonne hinter dem Könige geführt, äußerte sie: „Ich zittre vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, daß der Kronprinz, welcher der Erste nach dem Könige auf dem Throne ist, auch der Erste nach ihm im Felde sein muß.“

Bald nach der Rückkehr aus Polen kaufte der Kronprinz das zwei Meilen von Potsdam an den Wiesen der Havel gelegene kleine Landgut Paretz.

Digitized by Google

In Paretz. An Stelle des Wohnhauses wurde ein Schloß aufgebaut, in nächster Umgebung desselben ein Park angelegt. Dem Baumeister und dem Gärtner war von dem Kronprinzen aufgegeben worden, „alle baulichen Verschönerungen und Anpflanzungen streng in einfach ländlichem Stile zu halten." „Nur immer denken", sagte er, „daß Sie für einen armen Gutsbesitzer bauen." Er wolle, äußerte er ein anderes Mal scherzend, dort nur als Schulze von Paretz angesehen werden. Streng wachte er, daß man seinen Anweisungen gemäß verfuhr. Endlich waren Schloß, Garten und Anlagen fertig. Der Prediger Lehnert zu Falkenrehde sagt über das Schloß: „Dasselbe hat in seinem Aeußern wie in seinem Innern so wenig Hervorstechendes und Ausgezeichnetes, daß man es kaum für ein königliches Palais halten möchte. Da sieht man keine kostbaren Möbel, keine prächtig geschmückten Wände, keine reich gearbeiteten Teppiche, keine seidenen Decken und Vorhänge, keine goldenen und silbernen Geräthschaften oder andere werthvolle Kunstsachen." — Das der Gemahlin seines Sohnes als Geschenk überlassene Schloß Oranienburg hatte der König glänzend ausstatten lassen. Ob vielleicht gerade deshalb dieses Schloß von dem kronprinzlichen Paare nicht bezogen und lieber Paretz gewählt worden war?

Einen Blick in das Leben des fürstlichen Paares auf dem von einem stillen, freundlichen Dörfchen umgebenen Schlosse gewährt uns ein Schreiben des Generals von Köckeritz, in welchem es heißt: „Die guten Menschen genossen mit einem heitern Herzen so ganz das Einfache der Natur; entfernt von allem Zwange, nahmen sie Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die schöne Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Verstande Freiheit und Gleichheit; ich selbst dachte nicht daran, daß ich fünfundfünfzig Jahre zurückgelegt und tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn dazu aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Excellenz. O wie waren wir Alle so glücklich!" Daß das „Glücklich" auch die Frau von Voß einschloß, läßt sich kaum annehmen. Hatte sie doch kürzlich noch, als die königlichen Hoheiten einen Leiterwagen bestiegen, um auf ihm in den Wald zu fahren, es — allem Zureden gegenüber — standhaft abgelehnt, eine solche, der Hofetikette im höchsten Maße Hohn sprechende Fahrt mitzumachen. — Wir erwähnen dies nur, um ein Streiflicht auf die Zeit und ihre Sitten fallen zu lassen, in welche der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's fällt.

Auf die Frage einer fremden Fürstin an Luise, ob diese ländliche Einsiedelei sie nicht bisweilen langweile, entgegnete diese, sie gefalle sich ausnehmend als „gnädige Frau von Paretz". Daß sie auch in einem noch höheren Sinne, als sie es hier meinte, eine „gnädige Frau" war, erfahren wir von der Frau von Berg, der Verfasserin des von Adami vervollständigten schönen Werkes: Die Königin Luise. „Eine Landesmutter in jenem frommen, deutschen Sinne", heißt es in demselben, „der eine Elisabeth trieb, ihre Edelsteine zu verkaufen, um Brot für die Armen zu gewinnen, sah und grüßte Luise von Preußen in dem geringsten ihrer Unterthanen einen Sohn oder eine Tochter; hob sie am Wege spielende Kinder liebend empor auf ihre Arme, an ihr Herz; bückte sie sich tröstend zu dem am Wege kauernden Mütterchen nieder, und wo es nicht der milden Gabe bedurfte, zu der ihre Hand immer offen war, da ließ sie als Andenken wenigstens ein freundliches Wort fallen, das unauslöschlich im Herzen des Angeredeten blieb."

Luise hatte ihrem Gemahle bereits zwei Söhne geboren, wodurch das Glück des fürstlichen Paares nicht wenig erhöht worden war. Die Geburt des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., fällt in das Jahr 1795, die des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, des jetzigen Kaisers und Königs Wilhelm I., in das Jahr 1797.

Am 16. November 1797 trat, in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre, Friedrich Wilhelm sein königliches Herrscheramt an.

Digitized by Google

Zu Parey. Zeichnung von Ludwig Burger.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III.

Das Königspaar bezog nicht das königliche Schloß, sondern blieb in dem dem Zeughause gegenüber erbauten kronprinzlichen Palais wohnen, das sich damals freilich nicht in der stattlichen Gestalt zeigte, wie das jetzige, an derselben Stelle stehende kronprinzliche Palais, da es in der einfachen Weise des Schlosses zu Paretz ausgestattet war. König und Königin hielten nur einen Hof. Der junge Fürst hatte nicht wenig Noth damit, sich vieler höfischen Gebräuche, die üppig aufgewuchert waren, zu erwehren oder ihre Uebung wenigstens auf ein möglichst niedriges Maß zu beschränken. Manches Interessante finden wir darüber in dem lesenswerthen Buche: „Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III." vom Bischof Eylert.

Dem General von Köckeritz sandte der junge Fürst eine „Instruktion", ein vollgiltiges Zeugniß für seine edle Denkungsart. „So lange ich Sie nun kenne", heißt es in diesem Schriftstück, „habe ich mich in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurtheilung, natürlichen Verstand, festen Charakter und die erprobteste Rechtschaffenheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten im Stande sein wird. Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt,

um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können, und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht von unredlichen Menschen hintergangen zu werden; ihm muß daher ein jeder gute Rath, sobald er redlich gemeint, willkommen sein. Diesen guten Rath nun erwarte ich vorzüglich von Ihnen.

„Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen, verändern Sie nicht ihre Art gegen mich zu denken, und seien Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern wie er will. In meiner künftigen Lage gebrauche ich einen wahren Freund und Rathgeber mehr als jeder Andere. Nichts ist aber alsdann schwerer, als einen solchen zu finden. Wie oft und wie vielfältig haben sich nicht hierin manche gute Herren geirrt, und wie unglücklich sind nicht öfters ihre Wahlen ausgefallen. Dies kann bei Ihnen nicht der Fall sein; ich kenne Sie zu gut, ich bin daher meiner Sache gewiß. Allein erlauben Sie mir eine Frage: Werden Sie auch immer so bleiben, wie Sie jetzt sind? immer so denken und handeln? — O, thun Sie dies, lassen Sie sich durch nichts verblenden, bleiben Sie immer auf dem geraden Wege, lassen Sie sich weder durch falsche Ehrbegierde, noch durch Eigennutz verblenden, lassen Sie sich nicht durch falsche Einreden und unrichtige Vorspiegelungen überlisten!

„Niemand irrt mehr in Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst, und dieses ist ganz natürlich, denn Jedermann ist beeifert und gewohnt, sich selbst in dem besten Lichte vorzustellen, seine Höcker und Fehler weislich zu verbergen und immer im Angesichte des Fürsten anders zu erscheinen, als er wirklich ist ... Man lernt sehr bald die Launen und Lieblingsneigungen eines Fürsten kennen, und alsdann wird es dem gewitzigten Menschenkenner nicht schwer, seine Maske, in welcher er erscheinen will, danach zu formen.

„Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann, der Sie bisher gewesen, und geben Sie mir allezeit guten Rath als ein ehrlicher Mann. Meinerseits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern, und andererseits haben Sie zu bedenken, daß Sie mich nicht nur persönlich verbinden, sondern daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staates auffordere, wirksam für denselben zu sein, und daß Sie alsdann dereinst die süße Ueberzeugung und Beruhigung behalten werden, nicht wenig zum Wohl und Besten des Ganzen mitgewirkt und dadurch den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient zu haben. Für einen Mann von wahrer Ehre und Ambition kann wol keine süßere Belohnung sein."

Als am Tage seiner Thronbesteigung ein Kammerdiener vor dem Könige beide Flügelthüren aufriß, bemerkte dieser, er habe doch wahrlich nicht plötzlich an Stärke so zugenommen, daß eine Thür für ihn zu enge sei. An den Küchenmeister, der die Zahl der Schüsseln, mit denen die königliche Tafel besetzt wurde, um zwei vermehrt hatte, richtete er die Frage, ob er meine, sein Magen sei seit gestern größer geworden. Auch in anderen Dingen hielt er an der seiner innersten Neigung entsprechenden Einfachheit fest. In der Regel trug er einen schlichten Leibrock von blauer Farbe ohne Tressen. Auf dem Lande, auf der Pfaueninsel oder in Paretz fühlte er sich in einem bequemen Oberrock am behaglichsten. In Badeorten legte er jegliches königliche Abzeichen ab, und man sah ihn in der Regel in einem Rocke von dunkler Olivenfarbe und einem runden Hute einhergehen.

Wie ihr Gemahl blieb auch Luise als Königin ihrer früheren Sinnes- und Lebensweise getreu; der Glanz des Thrones blendete sie nicht. Nur der Gedanke, jetzt im Besitze größerer Mittel zu sein, die es ihr möglich machten, in erweitertem Umfange wohlzuthun, war es, der ihr Herz in ihrer neuen Stellung mit einem wahrhaften Hochgefühl erfüllte. In ihrem Anzuge sah man keine Veränderung gegen früher. „Freilich konnten Wenige so wie sie", heißt es in der Schrift der Frau von Berg, „bei der stillen Majestät ihrer Schönheit so der äußeren Hülfsmittel entbehren. Die Königin erschien nie, außer wo es die Würde ihres Standes erheischte, prachtvoll. Nie sah ich sie anders als in leichten Mousselin gekleidet, das schöne leicht umlockte Haupt eben so einfach geschmückt." Auf einem Balle, an

Digitized by Google

dem der König und seine Gemahlin Theil nahmen, verschmähten es die adligen Herren, mit einer bürgerlichen Dame zu tanzen. Kaum vernahm dies die Königin, so bat sie ihren Gemahl, jene Dame zum Tanz aufzufordern, was dieser auch sogleich that. Bei einer Cour fragte Luise eine junge Offiziersfrau: „Was sind Sie für eine Geborene?“ Die Angeredete, die bürgerlicher Herkunft war, wurde blutroth, und in ihrer Verwirrung und Verlegenheit sagte sie: „Ach, Ihro Majestät, ich bin gar keine — Geborene.“ Das höhnische Lächeln vieler der Anwesenden diente nur dazu, die Befangenheit der Armen zu erhöhen. Doch ein ernster Blick der Königin verbannte augenblicklich den Spott aus den Mienen der Umstehenden, und sich darauf liebreich an die junge Frau wendend, sagte sie mit erhobener Stimme:

„Ei, Frau Majorin, Sie haben mir naiv-satirisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck: von Geburt sein, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Zweck verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienst auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen, und aus den untersten sind oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes hervorgegangen. Aeußere glückliche Lage und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit,

Digitized by Google

worauf am Ende doch Alles ankommt, muß Jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben."

Köckeritz war in Paretz täglich der Tischgenosse der königlichen Familie. Eines Tages fragte Luise den Gemahl, weshalb Jener sich regelmäßig so auffallend schnell nach dem letzten Gange entferne, statt noch eine Zeit lang an dem Gespräche Theil zu nehmen. „Laß den alten Mann in Ruhe", versetzte der König, „der muß nach Tische seine häusliche Bequemlichkeit haben." Die Königin vernahm darauf, was es mit dieser „häuslichen Bequemlichkeit" zu besagen hatte, und als Köckeritz am nächsten Tage sich wieder um die gewöhnliche Zeit erhob, trat sie ihm, in der einen Hand eine gestopfte Pfeife, in der andern einen brennenden Wachsstock haltend, entgegen und sagte mit gewinnender Freundlichkeit: „Nein, lieber Köckeritz, heute sollen Sie mir nicht wieder entwischen; Sie müssen hier bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen — stecken Sie an!"

Ein Jagen nach Volksgunst ist Friedrich Wilhelm, diesem Freunde der Einfachheit, nie in den Sinn gekommen. Einst war den Einwohnern von Elbing seine Ankunft angekündigt worden. Am Thore hatte sich eine große Menschenmenge aufgestellt, und es wurde die aus gutem Herzen hervorgehende Absicht laut, die Pferde vor dem Wagen des Königs ab- und sich selbst vorzuspannen. Im Triumphe sollte der geliebte Herr in die Stadt geführt werden. Ein General rieth ab davon, ohne das Volk überzeugen zu können, daß dem Könige eine solche Huldigung mißfallen würde. Der König kam, Alles drängte sich mit Jubelrufen herzu. Als der König sah, was man zu thun beabsichtige, verbot er allen Ernstes die Ausführung, beifügend, „es sei unter der Würde des Menschen, Dienste, welche Thiere leisten müßten, zu verrichten; er habe seine Unterthanen zu lieb, als daß er eine solche Erniedrigung von ihnen annehmen könne und dürfe!" Man achtete nicht darauf. Da ward der König heftig und befahl, Diejenigen, die trotz seines Verbotes die Hand an die Pferde gelegt hatten, zu verhaften. Die eingeleitete Untersuchung wurde natürlich niedergeschlagen.

Eben so wenig war Friedrich Wilhelm ein Freund der kostspieligen und glanzvollen Ehrenbezeigungen, wie sie überall den Landesfürsten dargebracht wurden. Den Berlinern hatte er am Tage seiner Vermählung den Wunsch ausgedrückt, das Geld für die beabsichtigte festliche Erleuchtung der Stadt doch lieber den Armen zu geben. Die Liebe des Volkes, erklärte er, habe sicherlich untrügliche Zeichen und Merkmale, als großartige Ehrenpforten, Einholungen und Gedichte.

In einem längeren Schreiben an den Minister von Schröter sagte der König u. A.: „Ich wünschte daher, daß Ihr Gelegenheit hättet, die allgemeine Stimmung unter der Hand dahin zu leiten, daß man mit Entfernung alles Luxus blos auf Anstand und Reinlichkeit Rücksicht nähme und mir dadurch die angenehme Ueberzeugung ließe, daß das Andenken dieser feierlichen Stunde, die mich so innig mit einem Volke verbindet, welches ich glücklich zu machen hoffe, bei Niemand das Gefühl irgend einer dadurch veranlaßten Unbequemlichkeit erregen könne. Ich selbst werde kein königliches Gepränge, aber ein treues, landesväterliches Herz meinen guten Unterthanen entgegenbringen, und ihre Liebe und innere Anhänglichkeit wird mich um so inniger rühren, je prunkloser sie sich äußern wird." Wurden ihm von fremden hohen Personen Lobeserhebungen dargebracht, so bemerkte man, daß eine lebhafte Röthe sein Gesicht überflog. Am widerwärtigsten waren ihm Schmeicheleien, die ihm von Geistlichen in der Kirche dargebracht wurden. Einst that er gegen Geistliche, die ihm die Bitte vorgetragen hatten, einem von ihnen veranstalteten Gottesdienste beizuwohnen, die Aeußerung: „Es ist mir wohlthuend, zu wissen, daß in allen Kirchen meines Landes sonntäglich die Gemeinden Gott um seinen Beistand und Segen für mich und meine Regierung betend anrufen, denn an seinem Segen ist Alles gelegen; aber damit sind Schmeicheleien, meiner Person bezeigt, unvereinbar. Solche Abgeschmacktheiten muß ich mir ein- für allemal verbitten."

Digitized by Google

Die Geſchichte führt häufig Worte und Handlungen einzelner Fürſten vor, die aus Berechnung hervorgegangen waren und keineswegs ihrer Sinnesweiſe entſprachen; bei dem Königspaare waren die mitgetheilten Züge der wahrhafte Ausdruck ihres Innenlebens. Das Aeußere und das ganze Auftreten der Königin war ein klares Spiegelbild ihres von Licht und Liebe erfüllten Weſens; der König dagegen erſchien äußerlich — dem Leſer ſind die Gründe dieſer Erſcheinung zum Theil enthüllt worden — gleichgiltig, bisweilen ſogar finſter. Wer ihm näher ſtand, wer ihn öfter ſah, kam aber ſicherlich zu einer andern Anſicht.

Die Kinder Friedrich Wilhelm's III. im Schloßgarten zu Charlottenburg.
Nach einem Kupferſtiche vom Jahre 1805.

Was für die ſchlichte Einfachheit und die Gemüthstiefe des Königs das Bezeichnendſte war, konnte Derjenige ſo recht wahrnehmen, dem ſich Gelegenheit darbot, ihn inmitten ſeiner Familie, mit Frau und Kindern verkehren zu ſehen. Hier gab Friedrich Wilhelm die ganze Innerlichkeit und wohlthuende Gemüthlichkeit ſeines Weſens kund. Die reizende Familienſcene, die wir in obigem Bilde dem Leſer vorführen, iſt einem bekannten und gelungenen Kupferſtiche aus jener Zeit nachgebildet und beſtätigt das eben Geſagte weit eindrucksvoller, als wir es durch Worte vermocht hätten.

Digitized by Google

„Man hat“, sagt der oben genannte Lehnert, „häufig den König für kalt, theilnahmlos und verschlossen gehalten, aber ganz mit Unrecht. Er war wortkarg, sprach gewöhnlich in abgebrochenen Sätzen, ließ häufig Personen- und Bindewörter aus und deutete oft nur an, was er meinte und wollte, und diese Art, sich zu äußern und mitzutheilen, mag wol am meisten jene irrige Meinung von ihm veranlaßt haben. Auch in vielen seiner Bildnisse ist das edle Antlitz durch etwas Finsteres und Düsteres ganz verfehlt ausgedrückt, und er selbst mußte dies mehrmals wahrgenommen haben; denn als er eines Tages hier (im Pfarrhause zu Falkenrehde) sein Bild betrachtete, that er die Aeußerung: Ganz gut gezeichnet, aber auch wieder so finster! — Der König besaß allerdings einen gewissen natürlichen Ernst, aber mit diesem Ernste verband sich eine so hohe Milde, daß er einen angenehmen Eindruck machte, und man sich dadurch angezogen fühlte.“

Nur langsam gewann der König die Herzen Derjenigen, mit denen er in Berührung trat; wer ihn aber einmal erkannt hatte, der hing mit treuester Hingebung an ihm. Wie segensreich das Beispiel wirkte, welches das junge Königspaar durch sein glückliches und inniges Familienleben dem ganzen Lande gab, mag ein Wort des edlen *Novalis* bezeugen. Dieser nur für Hohes und Hehres begeisterte Dichter sagt: „Der König ist das gediegene Lebensprinzip des Staates; dasselbe, was die Sonne im Planetensystem ist. Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger, und die Häuslichkeit wird mehr als Mode werden. Sie wird zugleich echtes Muster des weiblichen Anzuges sein. — Es würde ein sehr gefährliches System des neupreußischen Staates sein, wenn man zu stumpf für die wohlthätigen Einflüsse des Königs und der Königin wäre, wenn es in der That an Sinn für dieses klassische Menschenpaar gebräche.“ — „Jede gebildete Frau und jede sorgsame Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne, kräftige Erinnerung an das Urbild, das jede zu erreichen sich vorgesetzt hätte! — Sonst mußte man sich vor Höfen, wie vor einem ansteckenden Orte, mit Weib und Kindern flüchten. An *einen* Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können. Um eine treffliche Frau zu finden, mußte ein behutsamer junger Mensch sonst in die entlegenen Provinzen, wenigstens in die gänzlich von Stadt und Hof entfernten Familien gehen; künftig wird man, wie es nach dem ursprünglichen Begriffe sein sollte, an den Hof, als den Sammelplatz des Besten und Schönsten gehen und sich glücklich preisen können, eine Frau aus der Hand der Königin zu empfangen. — In unseren Zeiten haben sich wahre Wunder der Wesenverwandlung ereignet. Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wer den ewigen Frieden jetzt sehen und liebgewinnen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin. Dort kann sich Jeder anschaulich überzeugen, daß der ewige Friede herzliche Rechtlichkeit über Alles liebt und nur durch diese sich auf ewig fesseln läßt.“

So urtheilten die Besten des Landes über das Königspaar, und dieses Urtheil durchdrang mehr und mehr die weitesten Kreise des Volkes.

Es waren trübe Zeiten für das Land im Anzuge — wie verhängnißvoll wäre es gewesen, wenn es des sittlichen Kernes entbehrt hätte, dessen Mittelpunkt im Beispiel des Königspaares gefunden werden konnte! Gerade am Königshofe ward die heilige Flamme gepflegt, die auch die Herzen derjenigen großen Staatsmänner und Feldherren entzündete, welche in ihrem Feuereifer später mit dem etwas zu bedächtigen Vorgehen des Königs oft nicht einverstanden waren. Wer dies übersieht, dem fehlt für die bald eintretenden außerordentlichen politischen Ereignisse die eigentliche Erklärung. Ehe wir jedoch von ihnen reden, wollen wir sehen, wie der König seine Herrschaft im Innern begann.

Digitized by Google

Preußische Offiziere und Soldaten 1806. Zeichnung von Ludwig Burger.

Bis zum Frieden von Tilsit.

Zustand des Landes bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III.

Vergegenwärtigen wir uns den Zustand des Landes, wie Friedrich Wilhelm III. ihn bei seiner Thronbesteigung vorfand! Der von Fiedrich dem Großen gesammelte Staatsschatz war erschöpft, die Schuldenlast des Staates bis zur Höhe von 48 Millionen Thaler gestiegen. Nicht nur das Tabaksmonopol, sondern auch andere gänzlich unzeitgemäße Besteuerungen hatte man, gedrängt durch steigende Geldverlegenheiten, kurze Zeit nach ihrem Wegfall wieder eingeführt. Für Verbesserung der bürger- und bäuerlichen Verhältnisse war unter Friedrich Wilhelm II. nichts geschehen. „Es war", sagt L. Häusser, „die Tradition der großen preußischen Blüte und Macht zwar nirgends mit Plan und Bewußtsein verlassen, aber sie war allenthalben geschwächt und verwischt worden. — Den kühnen und sichern Gang in der äußern Politik hatte man verloren; es war in eine Staatsordnung der strengsten Disziplin und Anspannung aller Kräfte allmählich Lxrheit und ein gewisses Gehen- und Geschehenlassen eingetreten; in dem so nüchternen und sparsamen Kreise des Beamtenthums fingen an Unterschleife und Lässigkeit heimisch zu werden; in einem Lande, wo man im vollen Sinne des Wortes an die persönliche Regierung des Königs gewöhnt war, hatten sich Einflüsse untergeordneter, zum Theil unwürdiger Personen eingeschlichen."

Graf Haugwitz. Der junge Fürst war kein Freund von zähem Wechsel. Der bisherige Minister des Aeußern, Graf Haugwitz, dessen Uneigennützigkeit sehr gerühmt wird, und der es verstanden hatte, Preußen zeitweilig zum Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen zu machen, blieb im Amte. Die Zeit der Herrschaft der Hofschranzen und Schmeichler war freilich vorüber, aber ein Widerschein des überall herrschenden Kampfes zwischen den Vertretern nothwendiger Staatsreformen und den Anhängern des Althergebrachten machte sich auch am Hofe zu Berlin geltend. Männer wie Hardenberg und Stein, welche der König zu wichtigen Aemtern berufen, vermochten es nicht, mit ihren auf Verjüngung des gesammten Staatslebens abzielenden Rathschlägen und Mahnungen durchzudringen, und sie sahen sich bei der Geltung von Leuten wie Lombard, Lucchesini, Beyme und anderen subalternen Regierungsbeamten und Kabinetsangestellten darauf beschränkt, in ihren speziellen Bereichen heilsame Wandlungen herbeizuführen. Unter solchen Umständen kamen auch der praktische Blick und die staatskluge Gewandtheit eines Hardenberg, die kernige, zielbewußte Entschiedenheit des Reichsfreiherrn vom Stein zunächst nur ihren Departements, denen sie als Fachminister vorstanden, zugute. Vorübergehend nur nahm Hardenberg die Stelle des Grafen Haugwitz ein, als dieser gegen Frankreich allzu nachgiebige Minister im Jahre 1804 von seinem Posten zurücktrat. Doch schon Ende 1805 (unmittelbar nach der Schlacht von Austerlitz) ward Haugwitz wieder für unentbehrlich gehalten; er gelangte zu dem frühern Einfluß und kehrte auf den kaum verlassenen Ministersessel zurück. Bald auch begannen Diejenigen von Neuem zu frohlocken und zu hetzen, denen die Kundgebung entschiedener Gesinnungen und mannhaften Charakters ein Greuel war. Alle Jene, welche, gleich Stein, auf Heranziehung des Volkes zur Selbstregierung in Gemeinde und Provinz drangen, mußten es sich gefallen lassen, „Umsturzmänner", „Demagogen" geschelten zu werden.

Der kriegerische Geist, welcher die Soldaten Friedrich's des Großen zu Heldenthaten entflammt, er war in der preußischen Armee zu Anfang dieses Jahrhunderts erloschen. Das Heer, eine der starken Stützen des Landes und eben darum auch eine der größten Lasten für die Steuerkraft des Volkes, war durch die Kriegführung der letzten Jahre demoralisirt und nahm in den Jahren der trägen Ruhe mehr und mehr die Unarten einer Friedensarmee an, und dies in einem Augenblick, wo in Europa die Bildung der Heere, ihre Bewaffnung, die Taktik und gesammte Kriegführung eine völlige Umgestaltung erfuhr. So war Alles vom Roste angegriffen, was die Stärke des alten Preußens ausgemacht: Verwaltung, Finanzen, Beamtenthum und Heerwesen — konnte das Volk von dieser Krisis unberührt bleiben? Das nüchterne, an Arbeit und Entbehrung gewöhnte, starkmüthige Geschlecht der alten Zeit war nicht mehr; Leichtfertigkeit und Genußsucht waren namentlich in die Städte eingekehrt und wirkten um so entnervender auf den alten preußischen Geist, je weniger in den Männern der Regierung selbst dieser Geist lebendig war.

Eine tief religiöse Erweckung, eine energische und wahre Gläubigkeit konnte allein diesen bösen Geist des platten Sinnengenusses und der sittenlosen Frivolität überwinden. Aber die frommen, salbadernden Schwätzer, an denen Wöllner's und Bischoffswerder's Gefolge so reich war, die geistlichen Handwerker der Orthodoxie, die man jetzt auf polizeilichem und bureaukratischem Wege heranzog, konnten das Uebel nur mehren. Ihr Spüren nach heterodoxen Meinungen, ihre Sucht, mit Censur, Verboten und königlichen Machtsprüchen den Gegner stumm zu machen, ihre Tendenzprozesse, durch die man ohne Noth Märtyrer machte, ihre Liebhaberei für die veralteten Produkte einer theologischen Scholastik ohne Geist und Geschmack, das Alles hat gerade den entgegengesetzten Erfolg gehabt, als der im Plane lag. Die verderbliche Frivolität und Sittenlosigkeit wucherte fort, die künstlich großgezogene und nur mit äußerlichen Mitteln aufrecht erhaltene Orthodoxie dauerte so lange, als die Macht der Coterie, von der sie ausging. Preußische Geschichtschreiber (so Menzel S. 441—460 seines Werkes: „Zwanzig Jahre preußische Geschichte") erzählen ausführlich von dem Treiben der theologischen Censur und der Prüfungskommissionen, von

Digitized by Google

den Prozessen gegen mißliebige Geistliche und Lehrer, von den Aeußerungen der Ungnade, womit allmählich auch die Universitäten heimgesucht wurden, von den Rügen gegen die Gerichte, wenn sie nicht eifrig genug gegen die Tendenzen der Aufklärung einschritten; diese polizeilich-theologische Kleinmeisterei bildet ein bezeichnendes Gegenstück zu der Stockung, in welche alle gesunden Kräfte des Staates gerathen waren. — Es war dies kein großer inquisitorischer Despotismus, wie man ihn oft gezeichnet hat, wol aber eine kleinliche, chicanöse Jagd auf flache Aeußerlichkeiten, von denen das innere religiöse Leben so gut wie unberührt blieb. In einem Augenblick, wo die alte preußische Monarchie einer Krisis entgegenging und die gesammte europäische Welt in den Wehen einer neuen Zeit lag, war das Land mit widrigem geistlichen Zank erfüllt, stritten sich die voltairisirende Frivolität und die künstlich aufgezogene Gläubigkeit einer Coterie von Hoftheologen mit einander um die Herrschaft, wuchs neben dem vorhandenen Uebel auch noch das Unkraut einer offiziellen und gemachten Frömmigkeit auf.

In dieser Darstellung ist scharf und bezeichnend die Lage geschildert, in die König Friedrich Wilhelm II. das Land gebracht hatte. Es war wirklich die höchste Zeit, daß das Steuerruder des Staates in andere Hände überging. Dem neuen Herrscher fiel damit freilich durchaus keine leichte Aufgabe zu; es darf behauptet werden, daß Friedrich Wilhelm III. von dem reinsten Willen beseelt war, anknüpfend an die Traditionen der Politik großer Vorfahren, die das Land bedrückenden Uebelstände zu beseitigen.

Der unter der vorigen Regierung so mächtige und einflußreiche Bischofswerder war zwar — in Anbetracht seiner Vergangenheit eine für ihn gewiß unerwartete Auszeichnung — von Friedrich Wilhelm III. zum Ritter des Schwarzen Adlerordens ernannt worden; aber er war klug genug, einzusehen, daß der Hof des jungen Monarchen fortan nicht mehr der rechte Platz für seine Umtriebe sei, und bat deshalb um seine Entlassung, die ihm auch alsbald bewilligt wurde. Der schon genannte Minister Graf von Haugwitz trat an seine Stelle. Ungünstiger gestaltete sich das Los seiner Bundesgenossin, der Gräfin Lichtenau.

„Schafft mir diese Frau aus den Augen!“ hatte der junge König in tiefem Unmuthe gerufen, als ihm die Gräfin Lichtenau am Todestage seines Vaters im Marmorpalais entgegengetreten war. Bald darauf erfolgte ihre Verhaftung und die Versiegelung ihrer Briefschaften. Eine über sie verhängte Untersuchung ging jedoch günstiger für sie aus, als man, namentlich in den Kreisen des auf sie nicht ohne Grund erbitterten Volkes, allgemein erwartet haben mochte. Immerhin aber hatte sie zur Folge, daß die Güter der Gräfin, als unredlicher Weise von dem verstorbenen Könige erschlichen, mit Beschlag belegt und wohlthätigen Stiftungen überwiesen wurden. Als fernerer Wohnort wurde ihr, unter Aussetzung einer lebenslänglichen Pension von 4000 Thalern, die Festung Glogau angewiesen. Sie blieb dort bis zum Jahre 1800 und ließ sich dann, nach ihrer Vermählung mit dem als Lustspieldichter bekannten Baron von Holbein, mit Bewilligung des Königs in Breslau nieder. Nach einem vielbewegten Leben starb sie im Jahre 1820 in Berlin.

Anbahnung besserer Zustände. Sollte der Staat wieder einen neuen Aufschwung gewinnen, so war eine Säuberung unter der Beamtenwelt eine Nothwendigkeit. In einer bald nach seiner Thronbesteigung erschienenen Kabinetsordre sagt der König: „Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden; wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen, und sind hierzu keine großen Umstände und Prozeduren nothwendig.“ ... „Eine regelmäßige Regierung kann nirgend bestehen, als wo Thätigkeit und Ordnung herrschen, und wo das Recht eines Jeden mit Unparteilichkeit entschieden wird.“

Dieser Erlaß bewirkte in der Beamtenwelt einen heilsamen Schrecken, und es erfolgte wieder eine größere Anspannung der Kräfte zum Heile des Ganzen. Aber der schon tief eingewurzelte Geist der Unordnung ließ sich so leicht nicht bannen. Wenige Jahre später sah sich der König veranlaßt, „weil jene Kabinetsordre fast gar keine Wirkung gehabt“, eine neue, verschärfte Mahnung an die Behörden zu richten, die denn auch nach der inzwischen

Digitized by Google

erfolgten Beseitigung Wöllner's von besserer Wirkung war. — Der keineswegs fromme, aber um so schlauere Wöllner hatte mit unglaublicher Unverschämtheit jenen königlichen Befehl sogleich zu Gunsten des von ihm geschaffenen religiösen Zwangssystems auszubeuten gesucht. Im Hinweis auf ihn empfingen die Konsistorien von ihm die Weisung, ein noch ernsteres Augenmerk auf Geistliche und Schullehrer zu haben und auf das Strengste darauf zu sehen, daß nur nach dem Religionsedikt gepredigt und gelehrt werde.

Doch Friedrich Wilhelm war nicht nur von der Verderbtheit der Wöllner'schen Edikte längst überzeugt, sondern er hatte auch den Mann, dem sie ihren Ursprung verdankten, längst durchschaut. Er erließ (unter dem 12. Januar 1798) eine Verfügung, deren Inhalt etwa folgender war: Die Deutung, welche Wöllner der königlichen Kabinetsordre gegeben hätte, seiganz willkürlich und nach einer gesunden Logik unzulässig. Er werde wohlthun, künftig bei seinen Verordnungen nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen Männern seines Departements zu Werke zu gehen; er möchte hierin dem Beispiel des verewigten Ministers von Münchhausen folgen, der noch mehr, als viele Andere, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen; zu dessen Zeit wäre kein Religionsedikt, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei unter den Geistlichen gewesen, und das geistliche Departement habe bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung gestanden. Die Religion sei eine Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung und dürfe nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden. Vernunft und Philosophie müßten ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann würde sie durch sich selbst feststehen, ohne die Autorität Derer zu bedürfen, die sich anmaßen wollten, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, was sie zu jeder Zeit und in jedem Verhältniß über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollten.

Die wenigen Leute, die bis dahin noch geglaubt hatten, Wöllner handle aus innerster Ueberzeugung, erwarteten auf das Bestimmteste, daß er nach dieser königlichen Kundgebung seine Entlassung nachsuchen würde. Sie irrten sich. Um geistiger Dinge willen sollte er seine an irdischem Lohn so reiche und an Macht so hervorragende Stellung opfern? Nimmermehr! Er gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen, den von dem Könige ausgesprochenen Grundsätzen gemäß sein Amt weiter zu führen, demnach sein eigenes Werk zu vernichten. — Dies brachte ihn um den letzten Rest des Ansehens beim Könige, der ihn nunmehr (im März 1798) in Ungnade entließ. Mit dem Heuchler fiel sein Religionsedikt, seine Glaubenskommission, sein Censurgesetz; mit ihm verloren auch seine Kreaturen und Freunde (unter Letzteren seine gefügigen Werkzeuge, die Konsistorialräthe Hermes und Hillmer) ihre Stellungen und ihren Einfluß auf den Gang der Staatsangelegenheiten. Die Gewissen fühlten sich von einem schweren Druck befreit, Alles athmete wieder auf.

Kant, der große Meister in Königsberg, hatte sich in den Zeiten der Wöllner'schen Allmacht, da ihm Entstellung der Lehren des Christenthums vorgeworfen worden war, veranlaßt gesehen, seine Vorträge über religiöse Gegenstände einzustellen. Friedrich Wilhelm III. gab das Wort des Weisen frei, und bald sammelte sich an der Königsberger Universität ein Kreis begeisterter Schüler und Anhänger um den großen Denker, der durch seine Forschungen und Schriften, namentlich durch sein großes Werk: „Die Kritik der reinen Vernunft", der Begründer einer neuen Geistesrichtung auf dem Gebiet der Philosophie geworden ist. Dem Geiste und der Gesinnung, die dort in Königsberg erzeugt und gepflegt wurden, sollten bald herrliche Thaten entsprießen.

Anerkennenswerther noch war die Haltung des Königs in der Fichte'schen Angelegenheit. Fichte, seines Freisinns wegen in Jena verfolgt, hatte bereits den Entschluß gefaßt, sich nach Mainz unter französischen Schutz zu begeben. „Da wandte der gute Geist, welcher Preußen zu Preußen gemacht, diese Schmach von Deutschland ab."

Digitized by Google

Wie ihrer Zeit Thomasius und andere freisinnige Männer in Preußen Schutz gefunden hatten, so fand auch Fichte in Preußen eine neue Heimat. Wir werden sehen, in welch herrlicher Weise der an Geist und Gesinnung gleich hervorragende Mann dem Lande, in welchem er Aufnahme gefunden hatte, seinen Dank abtrug. Bezeichnend für die Gesinnung des Königs sind die Worte, mit welchen er die Bedenken seiner Rathgeber gegen die Berufung Fichte's nach Berlin zurückwies. Am 10. Oktober 1799 schrieb Fichte aus Berlin an seine Frau: „Der König hat, nachdem ihm Vortrag über meinen Aufenthalt geschehen, gesagt: „„Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts.““ Auch Hufeland, Steffens und Johannes von Müller wurden nach Berlin berufen. „In meiner jetzigen äußern und innern Lage", schrieb Hufeland, „konnte mir dieser Antrag nicht anders als ein Ruf von oben, als eine gnädige Fügung des himmlischen Vaters erscheinen; in Jena trübten sich die Aussichten für die Zukunft — hier öffnet sich mir ein großer, erfreulicher Wirkungskreis, ein liberaler, unter einer neuen Regierung neu aufblühender Staat." —

Hufeland konnte mit Fug und Recht die Richtung der neuen Regierung als eine liberale bezeichnen. Sprach sich doch der König im Jahre 1803 in einem Erlasse dahin aus, „daß der Unterdrückung der Preßfreiheit ein allgemeiner Nachtheil immer auf dem Fuße folge!" In einem königlichen Bescheide aus dem folgenden Jahre heißt es: „Eine anständige Publizität ist der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der untergeordneten Beamten und verdient auf alle Weise gefördert und geschützt zu werden."

Schon im Jahre 1802 stand in dem Könige der Entschluß fest, in Berlin eine Universität zu gründen, zu der die auf den Gebieten des Wissens hervorragendsten Männer Deutschlands berufen werden sollten. Zur Ausführung dieser erst acht Jahre später ins Leben getretenen Absicht wirkten, wie sich ergeben wird, noch andere Ursachen mit. Aber es wurden sogleich bedeutende Geldmittel zur Hebung der höheren Lehranstalten des Landes verwendet. Das Walter'sche anatomische Kabinet wurde für eine Summe von 100,000 Thaler erworben, die große Büchersammlung von Reinhold Forster für die königliche Bibliothek angekauft; außerdem erhielt die Universität Halle bedeutende Summen, und der Universität Königsberg ward der werthvolle physikalische Apparat von Marcus Hertz zugeführt. Bereits im Jahre 1797 war die Berliner Bauakademie gestiftet worden.

Unter Wöllner hatte man bei den Prüfungen der Kandidaten mehr Gewicht auf Zeugnisse ihrer „Rechtgläubigkeit" als auf Nachweise ihres Wissens gelegt. Auf Befehl des Königs wurden die Forderungen der Wissenschaft wieder mehr zur Geltung gebracht. Auch bei den jungen Aerzten trat nach wissenschaftlicher Seite hin eine Verschärfung der Prüfungen ein.

Im J. 1804 war Friedrich Schiller in Berlin, um der Aufführung seines „Tell" beizuwohnen. Das Königspaar bezeigte dem Dichter persönlich seine Verehrung, und Friedrich Wilhelm ließ ihm am Tage darauf ein großartiges Anerbieten machen. Es wurden dem edlen Sänger ein Jahrgehalt von 3000 Thalern und ein Sitz in der königlichen Akademie angeboten. Schiller fühlte sich durch einen solchen Antrag hoch geehrt, doch lehnte er ihn ab. „Liebe und Gewohnheit der bekannten Verhältnisse", sagt seine Schwägerin Karoline von Wolzogen in ihrer Biographie über ihn, „und seine zu große Bescheidenheit in allen Ansprüchen an äußeres Glück waren bei diesem Entschlusse entscheidend gewesen."

Das Angeführte bezeugt es, daß der König mit allem Eifer bemüht war, Kunst und Wissenschaft zu fördern. Aber auch für die Volksschule hatte er ein Herz.

In einer Verordnung von 1798 heißt es: „Ich betrachte das Schulwesen in meinen sämmtlichen Staaten für einen Gegenstand, der alle Aufmerksamkeit und Fürsorge verdient; Unterricht und Erziehung bilden den Menschen und den Bürger, und Beides ist den Schulen,

Digitized by Google

wenigstens in der Regel, anvertraut, so daß ihr Einfluß auf die Wohlfahrt des Staates von der höchsten Wichtigkeit ist." Die Stände von Preußen machten dem Monarchen ein Huldigungsgeschenk von 100,000 Thalern; er verwandte die ganze Summe zur Verbesserung des Schulwesens der Provinz. Sein Eifer für die Sache regte überall im Lande wackere Männer an, dem eine Zeit lang vernachlässigten Erziehungswesen des Volkes warme Theilnahme zuzuwenden. Eine Verbindung mit dem großen schweizer Volkserzieher, dem edlen Pestalozzi, ward später ebenfalls angebahnt. — Auch die Anstalten für Arme und Kranke wurden von dem Könige reichlich bedacht. Der Eschke'schen Taubstummenanstalt schenkte er ein Haus und gründete in demselben zwölf Freistellen. Durch seine Beihülfe ward die Zeune'sche Blindenanstalt ins Leben gerufen. In Pommern gründete er mehrere Arbeitshäuser, in Landsberg ein Landarmenhaus, ferner erhielt das Franke'sche Waisenhaus in Halle zum Oesteren reichliche Unterstützungen. Auch die schon von Friedrich Wilhelm I. gestiftete „Charité", die zwar von seinen Nachfolgern allmählich erweitert worden war, aber in ihrer derzeitigen Gestalt den Bedürfnissen des zu einer Großstadt heranwachsenden Berlin nicht mehr genügte, wurde nun auf Friedrich Wilhelm's III. Veranlassung diesen Bedürfnissen meist entsprechend ausgebaut und durch zweckmäßige Einrichtungen nicht nur zu einem, den gesteigerten Anforderungen genügenden Krankenhaus für die ärmere Bevölkerung umgeschaffen, sondern gleichzeitig zu einem Lehrinstitute für Aerzte und Wundärzte erhoben, als welches sie seitdem eine so hohe Bedeutung erlangt hat. — Auch das im Jahre 1807 begründete „Friedrichsstift", sowie die auf Veranlassung der Königin entstandene und mit ihrer Bewilligung „Luisenstift" benannte Erziehungsanstalt für elternlose Kinder erfreuten sich der lebhaften Fürsorge des Königs. — Fast alle ebengenannte Anstalten bestehen noch heute in segensreicher Thätigkeit.

Oberpräsident Freiherr Fr. Ludwig Wilhelm Philipp von Vincke in seinen späteren Lebensjahren. Nach Paul Thumann.

Auch den Verhältnissen der Bauern, die von den Fesseln der Hörigkeit noch nicht vollständig erlöst waren, wandte der König seine Theilnahme zu. Auf den Domänen wurde mit diesen nothwendigen Verbesserungen der ländlichen Verhältnisse der Anfang gemacht. Nach des Königs Bestimmung vom Jahre 1799 sollte sich das General-Direktorium die schnelle Förderung der Dienstablösungen und die Verwandlung der unterthänigen Bauern-

Digitized by Google

besitzungen in freies Eigenthum empfohlen sein lassen. Später eintretende große Reformen waren wenigstens damit angebahnt.

Vincke und Thaer. Es war ferner des Königs Wunsch, die Patrimonial-Gerichtsbarkeit zu beseitigen. Die Zähigkeit indeß, mit der die Stände an den ihnen noch verbliebenen Vorrechten festhielten, vereitelte seine Bemühungen. Für Landeskultur, als Anlegung und Verbesserung von Wasser- und Kunststraßen, Aufnahme von Kolonisten, Aufbau von Kirchen und Schulgebäuden, verwandte der König in den ersten neun Jahren seiner Regierung nicht weniger als 26 Millionen Thaler. Er sandte im Jahre 1800 den bekannten, für die Landeswohlfahrt außerordentlich besorgten Landrath Freiherrn Fr. Ludw. Wilh. Philipp von Vincke nach England, damit er die dortigen landwirthschaftlichen und industriellen Zustände studire. Zwei Jahre später erhielt Vincke von der Regierung den Auftrag, eine Reise nach Spanien anzutreten, um daselbst zur Ueberführung nach Preußen einen Stamm guter Böcke und Mutterschafe zu gewinnen. Es ist erbaulich zu lesen*), welche außerordentlichen Schwierigkeiten der treffliche Mann zu überwinden hatte, ehe er zum Ziele gelangte. Die Zahl der spanischen Schafe, die durch seine Bemühungen in Preußen eingeführt wurden, betrug 1141 Stück.

Standbild Albrecht's von Thaer zu Berlin.

Im J. 1804 empfing Albrecht Thaer, der Begründer der rationellen Landwirthschaft, einen Ruf nach Preußen. Thaer errichtete zu Möglin (bei Wriezen) sein berühmt gewordenes landwirthschaftliches Institut. Da er neben der Belehrung über die beste Bodenbenutzung zugleich überzeugend nachwies, daß dann erst der Landbau seine höchste Blüte zu entfalten vermögen werde, wenn der Staat dem Bauer die Last der Hörigkeit gänzlich abnehme, der Boden somit der völlig freien Benutzung des Eigenthümers zufalle, so ward mit dieser Mahnung auch der späteren landwirthschaftlichen Gesetzgebung vorgearbeitet. In neuester Zeit ist dem hochverdienten Manne in Berlin eine Bildsäule errichtet worden. — Es möge an dieser Stelle noch anderer denkwürdiger Einrichtungen und Ereignisse gedacht werden, welche während der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's III. zum Theil auf sein persönliches Betreiben ins Leben traten und zur Hebung der preußischen Hauptstadt nicht unwesentlich beitrugen. Wir folgen dabei der Darstellung des bewährten Kenners der älteren Berliner Geschichte, Ad. Streckfuß.

*) In dem bei G. Reimer in Berlin erschienenen ersten Bande von E. von Bodelschwingh's: „Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke". Nach seinen Tagebüchern bearbeitet.

Digitized by Google

Das alte Werder'sche Rathaus auf dem gleichnamigen Markt war im Jahre 1799 abgebrannt, an seiner Stelle wurde im Jahre 1800 die „Neue Münze" — jetzt unter dem Namen „Alte Münze" bekannt — errichtet. Neben seiner eigentlichen Bestimmung als Münze sollte das Gebäude gleichzeitig zur Aufnahme der mineralogischen Sammlungen sowie als Baukademie dienen. Fast gleichzeitig entstand, von dem Baumeister Becherer erbaut, die im J. 1805 ihrer Bestimmung übergebene Berliner Börse am Lustgarten. — Auch für die Verschönerung der Stadt wurde Mancherlei gethan: die stellenweise noch vorhandenen Palissadenzäune in der Befestigung Berlins wurden durch massive Mauern ersetzt, die Stadtthore, um mehr Raum zu gewinnen, größtentheils weiter hinausgerückt. Die bisher immer noch sehr mangelhafte Pflasterung und Beleuchtung der Straßen wurde verbessert, einzelne derselben, namentlich die Linden, sowie die öffentlichen Plätze wurden durch Schmuckanlagen, Aufstellung von Standbildern und dergleichen verschönert. Gleichzeitig wurden nützliche und zweckmäßige Einrichtungen zur Hebung des Verkehrs ins Leben gerufen. Im Jahre 1800 entstand in Berlin, und zwar als Privatunternehmung, die erste Stadtpost. So einfach und unvollkommen ihre Einrichtung im Vergleich mit der jetzt so hohen Entwicklung unseres Postwesens auch war, bezeichnete sie doch immerhin einen Fortschritt, indem sie eine beschleunigte Briefbestellung ermöglichte. Männer mit Kästen kündigten ihre Gegenwart durch das Klingeln mit einer kleinen Glocke an und nahmen auf ihrer Wanderung durch die Straßen die zu bestellenden Briefe in Empfang, welche alsdann durch andere Boten zu bestimmten Tagesstunden an ihre Adresse befördert wurden.

Das neue Schauspielhaus. Ein anderes wichtiges Ereigniß für Berlin war die Errichtung des neuen deutschen Schauspielhauses auf dem Gensdarmenmarkt, welches Friedrich Wilhelm durch den bewährten Architekten Langhans errichten ließ, weil das frühere französische Schauspielhaus die große Menge der Schaulustigen nicht mehr zu fassen vermochte und ein größerer Kunsttempel zur Nothwendigkeit geworden war. Am 1. Januar 1802 ward das neue Haus mit einem von Iffland gesprochenen Prologe eröffnet und als erstes Stück Kotzebue's „Kreuzfahrer" aufgeführt; König und Königin wohnten der Vorstellung bei. — Der als Darsteller hochverdiente und auch als Dichter bekannte Aug. Wilh. Iffland war zum Schauspieldirektor ernannt worden, und unter seiner vorzüglichen Leitung gelangte das Berliner Theater zu einer kaum jemals wieder erreichten Blüte; es war die goldene Zeit des Berliner Theaters. Treffliche, meist klassische Stücke wurden von den tüchtigsten Kräften dargestellt; ein vorzügliches, unter B. Anselm Weber's Leitung stehendes Orchester erhöhte den Reiz der Vorstellungen.

Neben dem Schauspiele bestand die von Friedrich dem Großen gepflegte italienische Oper fort; es wurden aber jährlich meist nur zwölf Vorstellungen — gewöhnlich in den ersten Monaten des Jahres — gegeben, und zwar acht nach alter Sitte ohne Eintrittsgeld; für die vier anderen wurde zwar ein solches erhoben, aber stets in seinem vollen Betrage zum Besten der Armen verwendet. — Beide Gebäude, das Opernhaus wie das Schauspielhaus, sind heute nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Ersteres brannte, wie schon erwähnt, im Jahre 1843 nieder, letzteres wurde schon im Jahre 1817, nach kaum fünfzehnjährigem Bestehen, gleichfalls durch Feuer zerstört. Wir werden seiner Zeit über den gleich nach dem Brande in Angriff genommenen Neubau Näheres berichten.

Fürsorge zu Gunsten der Gewerbthätigkeit. Zur geistigen Hebung der Gewerbtreibenden in Berlin wurden Vorlesungen angeordnet; bald schon lieferte die im J. 1804 errichtete königliche Eisengießerei Erzeugnisse, die weit und breit Anerkennung fanden. — Die damaligen hohen Preise der Lebensmittel machten eine Erhöhung des Soldes der Armee nothwendig. Um nun die Last der Zahlung nicht dem ganzen Lande aufzubürden, ward eine Steuer auf die eingehenden fremden Waaren, besonders auf Luxusgegenstände, z. B. auf Wein, gelegt. Das Vorrecht Einzelner, Getreide, Wolle und andere Erzeugnisse des Landes steuerfrei auszuführen, wurde aufgehoben.

Digitized by Google

Der König und das Junkerthum. Uebergroß war während der vorigen Regierung der Uebermuth des Junkerthums in der Armee emporgeschossen. Arge Dinge, namentlich aus dem Potsdamer Garnisonleben, waren ruchbar geworden. Bei einem neuen Anlaß trat der König (1798) in edler Entrüstung diesem Treiben mit der Kabinetsordre entgegen:

„Ich habe sehr mißfällig entnehmen müssen, wie besonders junge Offiziers Vorrang vor dem Civilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militär sein Ansehen geltend zu machen wissen, wo es ihm wesentliche Vortheile bringt, auf dem Schauplatz des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben vertheidigen sollen. Allein im Uebrigen darf sich kein Soldat, wes Standes er auch sei, unterstehen, einen der geringsten Bürger zu brüskiren; denn diese sind es, nicht ich, welche die Armee unterhalten; in ihrem Brote steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Kassation und Todesstrafe werden die Folgen sein, die jeder Kontravenient von meiner Strenge zu erwarten hat."

Es wird erzählt, daß, als der König einst einem Maler gesessen, dieser ihn gebeten habe, eine neue Uniform anzulegen, worauf ihm von dem Könige mit freundlicher Miene erwiedert worden sei: „der Rock sei noch gut, und er denke ihn noch einige Jahre zu tragen. Der Maler könne sich freilich, wenn er Geld habe, einen neuen Rock machen lassen, ohne nach Jemand zu fragen; aber wenn er, der König, nicht die Groschen spare, so würden es die Unterthanen nicht zu Thalern bringen". Hat der König wirklich diese Worte gesprochen, so sind sie der schlichte Ausdruck seiner Gesinnung. Wie wäre es ihm, wenn er nicht so überaus sparsam gelebt und nicht eine so musterhafte Ordnung in den Staatshaushalt gebracht hätte, neben den bezeichneten großen Ausgaben sonst möglich gewesen, bis zum Jahre 1806 nicht nur fast die Hälfte der vorgefundenen Staatsschuld zu decken, sondern auch noch, für die Zeit der Noth eine nicht unbeträchtliche Summe zurücklegen! —

Wie er durch sein Beispiel auf das häusliche Leben in edlem Sinne einzuwirken strebte, so pflegte Friedrich Wilhelm in unermüdlichem, treuem Wirken den guten Geist im Lande. Nahe war die Zeit, in der Trübsal und Schrecken hereinbrechen sollten; aber um wie Vieles würde die Zukunft noch sich unheilvoller gestaltet haben, wären den Tagen des Unglücks nicht neun Jahre gesegneten Waltens eines wohlmeinenden Fürsten vorangegangen!

Die später eintretenden gewaltigen Ereignisse haben diese neun Jahre häufig bei Beurtheilung der Regierungsthätigkeit des Königs zu sehr in den Hintergrund treten lassen.

Wenden wir zunächst wieder unsere Blicke nach außen, wo, während im Inlande trotz der Ungunst der Verhältnisse unzählige Keime gesunden Lebens geräuschlos sich entfalteten, die Wetter zusammenzogen, die verheerend über unser Vaterland hereinbrechen sollten.

Bemerkenswerth ist die Stellung, die Friedrich Wilhelm III. bei Beurtheilung der französischen Staatsumwälzung einnahm. Hören wir darüber H. von Treitschke.

„Der König", sagt derselbe, „betrachtete die Bluthaten der Revolution mit dem Abscheu des ehrlichen Mannes — doch über den berechtigten Kernpunkt der furchtbaren Bewegung urtheilte er unbefangener als die Legitimisten seines Hofadels. Schlicht und bescheiden, arbeitsam und pflichtgetreu, ganz unberührt von adligen Vorurtheilen, wollte er ein König der Bettler sein nach den Ueberlieferungen seines Hauses." „Er ist ein Demokrat auf seine Weise", sagte einer seiner Minister zu dem französischen Gesandten Otto; „er wird die Revolution, die ihr von unten nach oben vollzogen, bei uns langsam von oben nach unten durchführen; er arbeitet ohne Unterlaß, die Vorrechte des Adels zu beschränken, aber durch langsam wirkende Mittel; in wenigen Jahren wird es in Preußen keine feudalen Rechte mehr geben." — Die späteren Ereignisse haben dies und vieles Andere vergessen gemacht; aber es wird wohlgethan sein, sich dessen zu erinnern, wenn später von dem großen Reformwerk in den Jahren 1807 bis 1809 die Rede sein wird.

Einem jungen, zur Herrschaft über ein aufstrebendes Staatswesen berufenen Monarchen gab die gewaltige Staatsumwälzung, die ein altes Königthum gestürzt und dafür so rasch ein neues Kaiserreich zum Vorschein gebracht hatte, einen beachtenswerthen Fingerzeig.

Digitized by Google

Fürst und Regierung sollen hellen Auges vorhandene Wunden am Staatskörper erkennen und selbst Hand anlegen, solche zu heilen, damit der kranke Organismus sich nicht zu dem Versuche gedrängt sieht, eine Kur auf Leben und Tod aus sich selber heraus zu vollbringen. — Das Bestreben, des Volkes leibliches und geistiges Wohlbefinden durch wohlbedachtes, hingebendes Wirken zu fördern, erfüllte den jungen Herrscher. Sein Volk auf friedlicher Bahn zu höherer Wohlfahrt emporzuführen — darin bestand sein Ideal. Königin Luise erwies sich dem Gemahle als wohlmeinendste und treueste Helferin, und die Hoffnung auf das Gelingen der beiderseitigen edlen Absichten beseelte das Königspaar.

Mangels schöpferischer Ideen und entschiedener Grundsätze seitens seiner Rathgeber mochte das Beharren des friedliebenden jungen Königs bei seiner „erklärten Neutralitätspolitik“ durch die Umstände um so mehr geboten erscheinen, als auch gar mancherlei Täuschungen in Beziehung auf Werth und Umfang der Kräfte des Staates immer tiefere Wurzeln geschlagen hatten, wozu sich noch ein anderer, viel schlimmerer Irrthum gesellte. Die ergrauten Führer des Heeres, wiewol aus der Schule des großen Königs hervorgegangen, ruhten auf den Lorbern einer längst vergangenen Periode der äußersten Anspannung aller Kräfte; sie unterschätzten die Thaten der französischen Freiheits- und Gleichheitsbringer und blickten voll Geringschätzung auf die Gefährten des Ruhmes jenes Emporkömmlings, der immer uneingeschränkter über die Mittel von ganz Frankreich gebot. Das neu aufgetauchte französische Kaiserthum bedeutete nicht den Frieden, sondern nur einen zeitweiligen Stillstand der revolutionären Erschütterungen. Dem zum Herrschen geborenen Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts war es in überraschender Schnelle gelungen, die wilden Elemente des Umsturzes zu bannen und die übersprudelnde Volkskraft in neue Bahnen zu leiten — aber der Krater der Revolution hatte sich noch nicht geschlossen. Ehrgeiz und Erfolge des glücklichen Feldherrn führten neue Stürme und Gefahren über Europa herein.

Eine lange Zeit der Prüfung war für Deutschland angebrochen.

Emporkommen Napoleon Bonaparte's.

Wir sahen, wie die Revolution in Frankreich entstand und welchen Verlauf sie nahm. Wie Saturn verschlang sie ihre eigenen Kinder. Man kam nicht zur Ruhe. Die Zustände des Landes vor der Revolution waren unerträglich gewesen, die jetzigen waren es in noch höherem Grade. Da aber keine Gesellschaft eine fortdauernde Unsicherheit zu ertragen vermag, so verstärkte sich mit jedem Tage die Zahl Derjenigen in Frankreich, die da sehnlichst wünschten, eine kräftige Hand möchte dem Uebel ein Ziel setzen und dem Lande Frieden um jeden Preis schaffen. Bei einer solchen Lage kommt es nur darauf an, daß der rechte Mann zur Hand ist, der Kraft, Kühnheit und Klugheit genug besitzt, die vielköpfige Hyder der Unordnung niederzuwerfen — dem Erfolge fehlt dann der Beifall der Menge nicht. Ein solcher Mann war in Frankreich vorhanden — Napoleon Bonaparte. Da es diesem Manne gelang, sich zu einer Stellung aufzuschwingen, die nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa von außerordentlicher Bedeutung ward, so müssen wir zunächst seiner Person unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Napoleon Bonaparte wurde im Jahre 1769 auf der ein Jahr vorher von den Genuesen an Frankreich abgetretenen Insel Korsika geboren. Obgleich seiner Abstammung wie auch seinem Namen nach ein Italiener, durfte er sich demnach mit Recht einen französischen Bürger, einen geborenen Franzosen nennen. Die Eltern Napoleon's, obgleich in ziemlich dürftigen Verhältnissen lebend, waren von Adel, und Napoleon selbst legte später einen hohen Werth auf diese seine vornehme Herkunft, die er den Verleumdungen seiner Gegner gegenüber stets eifrig zu betonen pflegte. „Ich befinde mich“, sagte er später einmal zu dem österreichischen Gesandten, Graf Metternich, „in einer seltsamen Lage. Ich finde Genealogen, welche das Alter meines Geschlechts bis auf die Zeit der Sintflut zurückführen möchten, und wiederum giebt es andere, welche behaupten, ich sei von Geburt

Digitized by Google

ein Bürgerlicher. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Bonaparte sind von gutem korsischen Adel, wenig berühmt allerdings, weil sie kaum über ihre Inselheimat hinausgekommen sind, aber gleichwol weit besser als viele von den adelsstolzen Narren, die uns als gemeine Leute darstellen möchten." Die Eltern Bonaparte's waren, wie gesagt, arm, und so erhielt denn der junge Napoleon eine Freistelle auf der Militärschule zu Brienne; in seinem vierzehnten Jahre ward er infolge der kundgegebenen Fähigkeiten der Hauptschule zu Paris überwiesen. Die guten und schlechten Eigenschaften seines Volksstammes, der Korsen, traten in seinem Charakter früh schon in großer Schärfe zu Tage. Voll Selbstsucht und kalt gegen Andere, wußte er Haß und Rachegefühle in seinem Herzen bis zu gelegener Zeit zu verschließen, sich der Beurtheilung Anderer zu entziehen, dabei aber lauernden Blickes seine Beobachtungen anzustellen. Die Wissenschaften, die sich auf die Kriegskunst bezogen, wurden von ihm mit dem größten Eifer und bei seiner hervorragenden Begabung auch mit bedeutendem Erfolge betrieben. Ueber Andere zu herrschen, sie auszunützen, ihren Widerstand zu brechen, das war ein hervorragender Zug schon in seinem Jugendleben; so geschah es, daß er gelegentlich seine Gefährten gegen einander aufreizte, Meutereien gegen die Lehrer hervorrief, um dann hinterher Vorgänge dieser Art zu seinem Vortheil auszubeuten. Zwei Mitschüler, beschränkte Köpfe, bei denen er fand, was er in späterer Zeit überhaupt nur bei seinen Mitmenschen gesucht hat: Bewunderung seiner Ueberlegenheit und Willfährigkeit, sich von ihm zur Ausführung selbstsüchtiger Zwecke gebrauchen zu lassen, erkor er zu seinen täglichen Gefährten. —

Sein sich steigerndes Interesse für das Kriegswesen regte in ihm mächtig das für Geschichte an, namentlich das für die Geschichte des Alterthums. „Eines Tages", erzählte er, „gab man mir den Plutarch; ich verschlang ihn, und seitdem war er meine tägliche Lektüre. Ich schöpfte daraus das wachsende Verlangen, daß auch mein Leben einst beschrieben werden möchte. Hieraus entwickelten sich meine ersten ehrgeizigen Gedanken; ich begriff zu gleicher Zeit, daß es, um sie zu verwirklichen, vor Allem der angestrengtesten Thätigkeit bedürfe; daß das Glück nur selten den Menschen aufsucht, daß es vielmehr diesem obliegt, ihm nachzujagen." — „Alexander, Hannibal und Cäsar waren meine Lieblinge. Namentlich der Zweite schien mir um so mehr Bewunderung zu verdienen, als er sein eigener Schöpfer war." — Tacitus, den er einen Verleumder Nero's nannte, war ihm verhaßt. Die Spartaner in ihrer Abhärtung, Tapferkeit und Wortkargheit waren ihm Vorbilder. Wie sie, strebte er kurz zu sein in den Antworten und dieselben mehrdeutig sein zu lassen. Wegen seiner Hinterlist und Hartnäckigkeit ward er schon als Schüler öfter getadelt. Das Urtheil eines seiner Lehrer lautete: „Ein Korse von Geburt und Charakter; er wird es weit bringen, wenn die Umstände ihn begünstigen."

Seine Kenntnisse, seine Pünktlichkeit im Dienst gewannen ihm die Achtung der Oberen. Als die Revolution eintrat, nahm er seine Stellung auf der Seite des Volkes. „Wäre ich damals General gewesen", sagte er später, „so hätte ich dem Könige angehangen, als einfacher Leutnant mußte ich die Partei des Volkes ergreifen." Er versocht die Grundsätze, die Robespierre geltend zu machen suchte. In diesem Sinne verfaßte er eine Schrift, worin er die Ueberlegenheit der regelmäßig organisirten Truppen über die Volksheere nachzuweisen suchte. „Eines Tages", erzählte X. Joly, der Inhaber einer Buchdruckerei zu Dôle, „traten zwei junge Leute zu mir ein. Der Eine — er trug eine Carmagnole und weißkleinene, blaugestreifte Beinkleider — war von untersetzter Statur und hatte ein zartes Aeußere; die Züge seines bleichen Antlitzes waren von der größten Regelmäßigkeit und verliehen ihm für den ersten Augenblick einen Anflug von sanfter Melancholie, die ihn ungemein anziehend machte. Aber dieser Ausdruck des Gesichts verschwand nach und nach, wenn er von der Lebhaftigkeit der Unterhaltung fortgerissen ward und aus seinen Augen die ganze Festigkeit und Stärke seines Charakters leuchtete. Der Zweite hatte mit diesem Ersteren einige Aehnlichkeit, doch hatte er eine weniger ausdrucksvolle Physiognomie und weniger Hoheit im Blick.

Digitized by Google

Bonaparte — dies war der Erstere — nannte kurz und mit scharfer Betonung seinen und seines Bruders Louis Namen und Stand sowie die Ursache ihres Besuches."

Seine ausgezeichneten Dienste als Artilleriekommandant vor Toulon, das von der englischen Flotte bedrängt ward, trugen ihm die Ernennung zum General ein. Noch mit Ausarbeitung eines Planes zur Eroberung von Oberitalien und zur Niederwerfung Oesterreichs beschäftigt, das, mit England verbunden, auf diesem Theile des Kriegstheaters neue Vortheile errungen hatte, sah sich der junge Stratege in den Sturz der Schreckensherrschaft (27. Juli 1794) hineingerissen. Der Fall Robespierre's zog auch seine Verhaftung nach sich, doch erlangte er bald nachher seine Freiheit wieder. Da er aber seiner Stelle verlustig gegangen war und mittellos dastand, beschloß er ins Ausland zu gehen. Um diese Zeit glaubte sich die royalistische Reaktion stark genug, den Konvent sprengen zu können; zur Vereitelung dieses Vorhabens wurde eine Konventsgarde von 8000 Mann gebildet, deren Oberbefehl Barras und von diesem Bonaparte übertragen wurde. Bonaparte sollte mit 8000 Mann den Konvent gegen 40,000 Mann vertheidigen, und er wußte seine Anordnungen so zweckmäßig zu treffen, daß er als Sieger aus dem Kampfe mit den Sektionen hervorging und somit den bedrohten Fortbestand des schwankenden Regiments, wenigstens auf einige Zeit noch, sicher stellte.

Eine solche That, die mehr noch als die früheren Leistungen, bei denen Bonaparte durch Tapferkeit und Umsicht sich hervorthat, erkennen ließ, welch ein ausgezeichnetes militärisches Talent diesem Manne innewohne, war wohl geeignet, dem ehrgeizigen Soldaten die Wege zu fernerem Emporsteigen zu ebnen. Von der vollziehenden Gewalt, dem Direktorium, ward dem jungen General nun der Oberbefehl über die 43,000 Mann starke italienische Armee, welche in Italien die Heere Oesterreichs zu bekämpfen hatte, und die sich zur Zeit in einem Zustande völliger Auflösung befand, übergeben. Bonaparte war der Mann, der Ordnung und Gehorsam wieder zur Geltung zu bringen, neue Begeisterung in den Herzen der Krieger zu erwecken wußte. „Soldaten!" sagte der siebenundzwanzigjährige Feldherr in seinem Tagesbefehl, „ihr seid bleich und halb verhungert! Die Regierung schuldet euch viel, kann euch aber nichts geben. Bewunderungswürdig ist eure Geduld, euer Muth in dieser Felsenwüste. Das bringt euch aber keinen Ruhm. Darum will ich euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern, ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer finden! Soldaten, kann es euch an Muth, an Ausdauer fehlen?" — In Sturmesschnelle hatte Bonaparte sich die Herzen der französischen Krieger erobert; sein Selbstvertrauen übertrug sich auf die Unterfeldherren und durch sie auf die ganze Armee. Bald konnte er von Italien aus neue, glänzende Waffenthaten melden. Während der heldenmüthige, damals vierundzwanzigjährige Erzherzog Karl den Franzosen in Deutschland mit Erfolg die Spitze bot, wurden von Bonaparte die Heere Sardiniens und Oesterreichs geschlagen. Der König von Sardinien sah sich genöthigt, mit Frankreich Frieden zu schließen; die Oesterreicher wichen über den Po zurück. „Ehre, Ruhm und Reichthümer" hatte Bonaparte seinen Kriegern versprochen — sie sahen sich nicht getäuscht. Mit Raub und Plünderung wurden die eroberten Landstriche heimgesucht. Es galt auch hier das in Deutschland entstandene Sprüchwort über den die französischen Soldaten: „Sie nahmen Alles mit fort, nur Mühlsteine und glühendes Eisen nicht." Bonaparte legte den Bewohnern von Nord- und Mittelitalien, die den „Befreiern" anfänglich über die Maßen zugejubelt hatten, die Beschaffung fast unerschwinglicher Kriegsgelder auf, er sandte die kostbarsten Kunstwerke, die im Laufe der Zeiten selbst von rohen Kriegshorden als unantastbare Heiligthümer angesehen worden waren, nach Paris. Wer sich nicht blenden ließ von dem hervorragenden kriegerischen Talente des Feldherrn, der konnte es voraussehen, welch eine Rolle dieser Mann spielen würde, wenn ihm eine noch größere Macht zufallen sollte.

Bonaparte folgte den Oesterreichern und brachte ihnen in ihrem eigenen Lande Niederlage auf Niederlage bei. Selbst der tapfere Erzherzog Karl vermochte den Siegeszug der

Digitized by Google

französischen Kolonnen nicht zu hemmen. Da ward von Wien aus ein Aufruf an die ganze Nation erlassen, in Böhmen und in Tirol wurden Volksheere gebildet und ein förmlicher Aufstand organisirt. Auch im Rücken der Franzosen begannen sich die kaum unterworfenen Völkerschaften zu regen. Dadurch begann die Lage Bonaparte's, der sich mit unzureichenden Streitkräften zu weit vorgewagt hatte, bedenklich zu werden. Er hatte gehofft, Moreau würde vom Rhein her mit seiner Armee eben so siegreich vordringen, wonach dann das vereinte Heer allerdings im Stande gewesen sein würde, weitere Erfolge zu erzielen. Die Oesterreicher befanden sich Bonaparte gegenüber in der denkbar vortheilhaftesten Lage: ein entschiedenes Vorgehen hätte vielleicht zur Vernichtung des allen Wechselfällen ausgesetzten feindlichen Heeres geführt. Aber die Niederlagen des Vorjahres hatten den Muth und das Selbstvertrauen der Kaiserlichen gebrochen, und als Bonaparte nun, diesen Umstand klug benutzend, zu Unterhandlungen die Hand bot, ging man auf sein Anerbieten ein.

Der erste Konsul Napoleon Bonaparte.

Frieden von Leoben und Campo Formio. Weder Furcht noch Schwäche verrathend, gelang es Bonaparte, einen Präliminarfrieden zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande zu bringen, demzufolge letztere Macht die österreichischen Niederlande und das Mailändische bis an den Po gegen das Versprechen abtrat, durch venetianische Landestheile entschädigt zu werden, deren Eroberung sich Bonaparte vorgesetzt hatte und alsbald auch ausführte. Die Unterzeichnung des definitiven Friedens mit Oesterreich fand bald darauf zu Campo Formio statt. Zugleich ward beschlossen, zur Herstellung friedlichen Einvernehmens mit Deutschland einen Kongreß nach Rastatt zu berufen. Zu Leoben war die Unversehrtheit des Reiches von Oesterreich ausbedungen worden, zu Campo Formio wurde davon abgegangen und in einem geheimen Artikel von Bonaparte der Rhein als Grenze Frankreichs bezeichnet. Dagegen wurden dem Kaiser Salzburg, das Bisthum Passau, ein Theil von Bayern und mehrere geistliche Gebiete in Schwaben von Frankreich garantirt. Durch diese von dem republikanischen Obergeneral beliebte Entschädigungspolitik erreichte derselbe den Zweck, das längst schon erschütterte Vertrauen deutscher Fürsten unter einander vollends zu ertödten, was für die Durchführung weiterer Pläne ihm vortrefflich zu statten kam.

Digitized by Google

Damals schon machte Napoleon gegen Vertraute kein Hehl daraus, welchem Ziele er zustrebe. „Glauben Sie etwa“, äußerte er gegen den späteren Herzog von Lodi, „meine in Italien errungenen Triumphe hätten den Zweck, die Advokaten des Direktoriums groß zu machen? Glauben Sie, ich hätte gesiegt, um die Republik zu befestigen? Eine Republik bei unseren Sitten, unseren Lastern? Das ist eine Chimäre, für welche die Franzosen augenblicklich eingenommen sind, die aber vorübergehen wird, wie ja so viele andere Hirngespinnste. Ruhm brauchen die Franzosen, Befriedigung ihrer Eitelkeit wollen sie! Aber Freiheit? Bah! sie wissen nicht, was das ist. Sehen Sie sich die Armee an! Unsere Siege, die wir gewonnen, haben in dem französischen Soldaten den wahren französischen Charakter wieder hervorgekehrt. Ich bin für diesen Charakter ganz gemacht. Möge sich das Direktorium einfallen lassen, mir den Oberbefehl zu nehmen, und es soll erfahren, wer der Herr ist; die Nation braucht ein Oberhaupt, ein durch Ruhm verherrlichtes Haupt, keine Regierungstheorien, keine ideologischen Redensarten, von denen die Franzosen nichts verstehen. Man gebe ihnen Kinderklappern, das genügt. Sie werden sich damit amüsiren und sich leiten lassen, sofern man ihnen nur das Ziel, welchem man sie zuführt, geschickt verhüllt.“

Die Republik, das sah Napoleon ein, konnte in Frankreich keinen Bestand haben; das durch die Greuel der Revolutionszeit tief erschütterte Land bedurfte eines Herrschers, der mit fester Hand die Zügel zu ergreifen und mit eiserner Strenge die Ordnung wieder herzustellen im Stande war. Nur dem Mächtigsten in Frankreich konnte diese Rolle des Herrschers zufallen, und der Mächtigste, das fühlte Bonaparte schon damals, war er selbst. Nur dieses eine Ziel hatte er fortan vor Augen: die Siege, die er als General der Republik erfocht, die Triumphe, welche er feierte, sie alle hatten für ihn keinen andern Zweck, als ihm die Wege zu bahnen zum Throne, zur unumschränkten Herrschaft in Frankreich.

„Die einen Washington für diese kranke Welt in Napoleon hofften“, sagt L. Häusser, „hätten seit 1796 ihren Irrthum erkennen können. Große äußere Werke, wie sie nur im Glanze einer Weltherrschaft gedeihen, materielle Schöpfungen, die den Stempel des Gewaltigen und Riesenhaften an sich tragen, neben innerer Oede und Unfreiheit; Gleichheit Aller unter der Despotie eines Einzigen, wiewol verhüllt in demokratische Formen; soldatische Macht und Zucht neben dem Schein republikanischer Erinnerungen, Haß gegen alles wahrhaft Aristokratische, bestehe es in Geburt, Gesinnung oder Bildung, aber dafür Fütterung der Massen, Blendwerke und Schauspiele für den großen Haufen — mit diesen Künsten hatten die römischen Imperatoren einst wie Gottheiten auf Erden über die Welt gewaltet, und darauf ging auch die bonapartistische Menschenbeglückung aus.“

Bonaparte stieg von Würde zu Würde auf, und wir werden ihn zwei Jahrzehnte lang dröhnenden Trittes über die Weltbühne schreiten sehen.

Zeit der zweiten Koalition gegen Frankreich.

Im Frieden zu Campo Formio, den Franz II. nur als Herrscher Oesterreichs, nicht aber als Deutscher Kaiser mit Frankreich geschlossen hatte, war Oesterreich, wie wir gesehen haben, von Bonaparte genöthigt worden, seine Zustimmung zu einer Abtretung des ganzen linken Rheinufers, einschließlich Mainz, an Frankreich zu geben. Natürlich mußten dadurch zahlreiche zum deutschen Reichsverbande gehörende Fürsten und Herren in ihrem Besitzstande mehr oder weniger beeinträchtigt werden, und man hatte deshalb jener Bestimmung eine weitere hinzugefügt, nach welcher ein Kongreß in Rastatt zusammentreten sollte, um den Reichsfrieden herbeizuführen und zugleich die neuen Besitzverhältnisse an der französischen Grenze endgiltig zu regeln, eine schwierige und schmachvolle Aufgabe, da alle Diejenigen, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers ihren Besitz ganz oder theilweise verloren hatten, Entschädigung verlangten und diese Entschädigung, nach einer ausdrücklichen Bestimmung des Vertrages, nur innerhalb des deutschen Reichsgebietes selbst zu suchen war.

Digitized by Google

Der Kongreß von Rastatt. Im Dezember des Jahres 1797 trat dieser Kongreß, von Napoleon selbst eröffnet, in Rastatt zusammen. Von hier eilte der Sieger, von Italien kommend, nach Paris, wo er vom Volke mit Jubel und Begeisterung begrüßt wurde. Inzwischen begann der „Rastatter Raubkongreß", wie man ihn nicht mit Unrecht bezeichnet hat, seine ruhmlose Arbeit — ein trauriges, ja vielleicht das traurigste Bild in der Geschichte des Deutschen Reiches. Die Vertreter Frankreichs hatten, obgleich es sich in der Hauptsache doch nur um innere Angelegenheiten des Reiches handelte, die Leitung der Verhandlungen an sich gerissen; sie waren es, die das Theilungs- und Entschädigungsgeschäft nach eigenem Gutdünken und zum eigenen Vortheil vornahmen, und deutsche Reichsfürsten scheuten sich nicht, durch Bestechungen und entwürdigende Bettelei sich die Gunst und das Wohlwollen der französischen Bevollmächtigten zu erkaufen, um durch sie, deren Wille, von Drohungen unterstützt, hier Gesetz war, möglichst reichliche Entschädigungen für ihre oft unbedeutenden Verluste auf dem linken Rheinufer zu erlangen. Zwar erregte das anmaßende Auftreten der französischen Abgesandten überall Zorn und Unwillen, aber die kleinen deutschen Machthaber, nur auf die Verfolgung ihrer besonderen Interessen bedacht, konnten und wollten dagegen nichts thun, und die beiden deutschen Großmächte, Oesterreich und Preußen, standen sich leider in von französischer Seite eifrig geschürtem Mißtrauen gegenüber, das jedes thatkräftige Einschreiten gegen die Uebergriffe Frankreichs unmöglich machte.

Trotz der im Frieden von Campo Formio gegebenen Zusicherung, sich weiterer Eroberungsversuche zu enthalten, schritt Frankreich auf der betretenen Bahn fort. Die Schweiz wurde ihrer fünfhundertjährigen Verfassung beraubt und die Eidgenossenschaft in eine „Helvetische Republik" umgemodelt; auch in Italien verfuhr man in gleicher Weise. Der Kirchenstaat wurde, nachdem man Papst Pius VI. als Gefangenen nach Frankreich abgeführt hatte, in eine „Römische Republik" verwandelt, das Königreich Neapel, dessen bourbonische Dynastie Bonaparte von Wien aus mit einem Federstrich abgesetzt hatte, wurde zur „Parthenopeischen Republik" erhoben. Die Grundsätze, welche die Machthaber Frankreichs proklamirten, klangen gut, die nachfolgenden Thaten standen jedoch den Worten gegenüber in grellstem Widerspruche: Rom wurde seiner öffentlichen Kunstwerke beraubt, selbst die Kirchen entgingen der Plünderung nicht. Die neue Freiheit, die unter den französischen Fahnen aufsproßte, mußte mit den schwersten Opfern bezahlt werden; und überall, wo die „befreiende Macht" festen Fuß faßte, sorgte die alsbald eingeführte Geheimpolizei dafür, daß Alles, was nicht götzendienerisch der „großen Nation" huldigte, der Büßung nicht entging. Der revolutionäre Geist war noch im Flusse, nur sein Aussehen hatte sich verändert.

England war der unversöhnliche Feind der französischen Republik geblieben. Auf Großbritannien richtete Bonaparte jetzt seine Augen, in der richtigen Erkenntniß, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei und daß er gerade durch einen weiteren ruhmvollen Feldzug, der das ihm schon jetzt mit Begeisterung anhängende Heer noch fester an ihn ketten mußte, seine ehrgeizigen Pläne am besten zu fördern vermöchte. Als Bonaparte mit seinem Vorschlage vor das Direktorium trat, gab dieses bereitwillig seine Zustimmung zu dem gefährlichen Wagniß; ihm kam es durchaus erwünscht, auf diese Weise für den Augenblick einen ehrgeizigen Feldherrn entfernt gehalten zu sehen, dessen große Eigenschaften und wachsender Ruhm der bestehenden Regierung mit jedem Tage gefährlicher erscheinen mußten.

Bonaparte in Aegypten. So stand also dem geplanten Unternehmen nichts mehr im Wege. Eine Streitmacht von 40,000 Mann wurde zusammengezogen und eine zahlreiche Flotte in französischen und italienischen Seehäfen zur Einschiffung derselben in Bereitschaft gestellt. Man glaubte, es sei eine Landung an der englischen Küste beabsichtigt — wie groß war daher die Ueberraschung, als Bonaparte seinen abenteuerlichen Zug zur See nach Aegypten, einer Provinz des im tiefsten Frieden mit Frankreich lebenden Großherrn, antrat. Der gegen England gerichtete Zweck des Unternehmens lag klar zu Tage: Der Besitz Aegyptens sollte Frankreich für den Verlust der Kolonien, die es im Pariser

Digitized by Google

Frieden an England hatte abtreten müssen, entschädigen. Zugleich hoffte Bonaparte dadurch England an seiner empfindlichsten Stelle treffen und den Handel Englands im Orient vernichten zu können. Der alte Handelsweg über Afrika nach Ostindien sollte wieder eröffnet, dem Mittelmeer unter französischer Herrschaft seine vormalige Bedeutung zurückgegeben und der lästigen Oberherrschaft der Briten zur See gewaltsam ein Ende gemacht werden.

Es gelang dem Verwegenen, der im Mittelländischen Meere unter dem Seehelden Nelson kreuzenden englischen Flotte zu entgehen und sich durch Verrath in den Besitz der dem Malteserorden gehörenden Insel Malta zu setzen. Bald darauf landete Bonaparte an der ägyptischen Küste und nahm in raschem Anlauf Alexandrien mit Sturm. Der Fortgang der französischen Expedition nach Aegypten ist bekannt; die Franzosen zogen nach der denkwürdigen Schlacht bei den Pyramiden in die Landeshauptstadt ein.

Aber die Siegesfreude trübte eine Schreckensbotschaft: die bei Abukir ankernde französische Flotte war (1. August 1798) bis auf ein Schiff von den Engländern vernichtet worden.

Hierdurch sah sich Napoleon mit seinem Heere von Frankreich abgeschnitten und seine gegen England gerichteten Pläne gründlich vereitelt. Aber der gewaltige Mann ließ den Muth nicht sinken: eine furchtbare Verschwörung, die einige Monate später in Kairo ausbrach, wurde mit eiserner Hand unterdrückt, und mit ruhiger Entschlossenheit setzte Bonaparte das Werk der Eroberung Aegyptens fort. Inzwischen hatte aber der Sultan gerüstet, und ein türkisches Heer bedrohte, von den Engländern unterstützt, durch Syrien heranrückend, die französischen Eindringlinge. Ohne Säumen marschirte Bonaparte dem Feinde entgegen, der von mehreren Festungen aus den höchst beschwerlichen Marsch des französischen Heeres fortwährend beunruhigte. Dieser hartnäckige Widerstand erbitterte die Franzosen mehr und mehr, und rohe Gewaltthaten wurden verübt; in Jaffa erhielten 1200 Krieger, die Bonaparte Ergebung angeboten hatten, von ihm Pardon. In Verlegenheit jedoch, was man mit ihnen anfangen und wie man sie ernähren solle, ließ er sie zwei Tage darauf in kleinen Abtheilungen aus der Festung führen und kalten Blutes niedermachen. Endlich setzte die kleine, aber sehr starke Festung St. Jean d'Acre dem Vordringen der Franzosen ein festes Halt! entgegen. Nach zweimonatlicher Belagerung mußte Napoleon das Vergebliche seiner Bemühung erkennen und entschloß sich zum Rückzuge. Nach unsäglichen Strapazen, denen fast die Hälfte seines Heeres erlag, traf Bonaparte (14. Juni 1799) wieder in Kairo ein.

Inzwischen war infolge der geschilderten Ereignisse der Muth der türkischen Heerführer gewachsen; wenige Wochen nach der Ankunft Bonaparte's in Kairo landete ein türkisches Heer bei Abukir an der ägyptischen Küste und bot den Franzosen eine Schlacht an, wodurch Bonaparte Gelegenheit zu glänzender Bethätigung seines Feldherrntaleutes gegeben ward. Das siegesgewisse türkische Heer wurde bis zur Vernichtung geschlagen. Doch gerade jetzt gingen bei dem Obergeneral Nachrichten aus Europa ein, die dessen schleunige Rückkehr dringend erscheinen ließen. Der in Italien wieder ausgebrochene Krieg war für die Franzosen durchaus ungünstig verlaufen, das Waffenglück seit Napoleon's Abwesenheit von den französischen Fahnen gewichen. Gleich bedenklich hatten sich die politischen Verhältnisse während Bonaparte's Abwesenheit in Frankreich gestaltet. Aus den Mittheilungen seines Bruders ersah Bonaparte, daß die Stellung des Direktoriums infolge verschiedener Mißgriffe eine schwankende geworden war; jetzt durfte Bonaparte nicht länger zaudern, die Zeit war gekommen, welche ihm gestattete, seine Pläne, die Macht der Direktorialregierung zu brechen und die unbeschränkte Herrschaft des Landes an sich zu reißen, zur Verwirklichung zu bringen. — Nachdem er den Oberbefehl über das Heer den Generälen Kleber und Desaix übertragen hatte, schiffte er sich mit den tüchtigsten Generälen und geringer Mannschaft heimlich in Alexandria auf zwei Fregatten ein und landete, unentdeckt durch die ihn verfolgenden englichen Kreuzer, am 9. Oktober 1799 in Frejus an der französischen Küste. Unermeßlicher Jubel empfing den zurückkehrenden Helden, dessen thatkräftiges Eingreifen alsbald eine entscheidende Wendung auf den Kriegsschauplätzen herbeiführte.

Digitized by Google

Die Zeit der Abwesenheit Bonaparte's in Aegypten war von England benutzt worden, gegen Frankreich, das den übrigen europäischen Mächten immer anmaßender entgegentrat, eine zweite Vereinigung zu Stande zu bringen, die durch den Beitritt Rußlands an Wichtigkeit gewann. Oesterreich, aufs Tiefste gekränkt durch die Wortbrüchigkeit und Anmaßung der französischen Gewalthaber, war der Aufforderung der britischen Regierung bereitwillig entgegengekommen; außer Rußland hatte sich auch Italien und ebenso die Türkei, sowie die Mehrzahl der deutschen Reichsstände zur Theilnahme am Kriege bereit erklärt. — Friedrich Wilhelm III. jedoch lehnte es trotz dringender Aufforderungen von allen Seiten ab, dem Bündniß beizutreten, indem er sich auf den von seinem Vater mit Frankreich geschlossenen Frieden zu Basel berief. Gewiß mochte sich bei seinem Entschlusse auch die Rücksicht auf den erschöpften Zustand seines Landes geltend gemacht haben.

Der Gesandtenmord zu Rastatt. Zeichnung von F. Lix.

Zudem erblickten die Männer, welche damals die Geschicke des Preußischen Staates leiteten, die Minister Graf Haugwitz und Lucchesini, das Heil des Staates in enger Anlehnung an Frankreich und suchten daher den König in seiner Friedenspolitik zu bestärken. Wir werden sehen, wie schwer sich der verhängnißvolle Irrthum dieser Staatsmänner später rächen sollte.

Der Rastatter Gesandtenmord. Noch immer tagte indessen in Rastatt jener Kongreß, der den allgemeinen Frieden herbeiführen sollte, an den Niemand mehr glaubte, und der auch auf den Grundlagen, auf denen man dort verhandelte, unmöglich zu Stande kommen konnte. Die Verhandlungen verliefen, wie bei dem Mißtrauen Aller gegen Alle nicht anders zu erwarten war, vollkommen ergebnißlos, und ehe noch (am 13. März 1799) der Krieg förmlich erklärt worden, war derselbe thatsächlich bereits an allen Punkten, zuerst in Neapel, wieder ausgebrochen. Gleichwol tagte der Kongreß noch einige Wochen, bis endlich die Versammlung von Seiten des deutschen Kaisers förmlich aufgehoben wurde und wenige Tage darauf

Digitized by Google

eine blutige, an den französischen Bevollmächtigten verübte Schandthat — der vielgenannte Gesandtenmord — dem unwürdigen Schauspiel ein noch unwürdigeres Ende bereitete.

Russische, österreichische und italienische Heere, von englischem Gelde unterstützt, standen jetzt in Italien, in der Schweiz und in Deutschland den Armeen der französischen Republik gegenüber, die gleichzeitig im Norden durch eine englische Flotte bedroht wurde, und gegen die auch Preußen ins Feld zu führen, die Abgesandten Englands, Rußlands und Oesterreichs in Berlin keinerlei Anstrengungen scheuten. Die Lage der französischen Republik war sonach eine äußerst gefährdete: ihr bester Feldherr befand sich im fernen Aegypten, die übrigen französischen Heerführer vermochten den übermächtigen Feinden nicht zu widerstehen und erlitten bei Zürich, bei Novi und auf anderen Schlachtfeldern empfindliche Niederlagen. Wäre es jetzt noch im letzten Augenblicke gelungen, Preußen in das österreichisch-russisch-englische Bündniß mit hineinzuziehen, so hätte der Krieg noch eine entscheidende Wendung zu Frankreichs Ungunsten nehmen können. Friedrich Wilhelm III. hielt jedoch an seiner Neutralitätspolitik fest; der Anschluß Preußens unterblieb, und da unterdessen die nie völlig ruhende Eifersucht zwischen Oesterreich und Rußland zu hellen Flammen ausgebrochen und Kaiser Paul infolge dessen bei Gelegenheit eines Mißerfolges der russischen Waffen vom österreichischen Bündniß zurückgetreten war und seine Truppen vom Kriegsschauplatze abberufen hatte, so konnte der Abschluß des Kriegsjahres von 1799 trotz aller anfänglichen Niederlagen für Frankreich als ein unerwartet günstiger betrachtet werden. — Dazu war Bonaparte eben jetzt wieder nach Frankreich zurückgekehrt!

Rückkehr Bonaparte's. Die durch die anfänglichen Kriegsunfälle ohnehin erschütterte Stellung des Direktoriums in Frankreich war durch unkluge Regierungsmaßregeln eine völlig unhaltbare geworden. Zudem waren unter den beim Volke unbeliebten Gewalthabern auch noch Zerwürfnisse ausgebrochen. Jakobiner und Royalisten begannen sich wieder zu regen und schon ward vielfach die Befürchtung laut, die Tage des Schreckens könnten wiederkehren. In dieser schwülen Zeit erschien Bonaparte in Paris. Unermeßlicher Jubel empfing ihn, Aller Augen sahen mit Bewunderung auf den Helden, der sich in Aegypten mit neuen Lorbern bedeckt hatte; überall jauchzte man ihm als dem Erretter Frankreichs aus äußeren und inneren Gefahren entgegen. Die Sehnsucht des französischen Volkes nach einer festen Hand, welche entschlossen die Zügel der Regierung ergreifen möchte, um das Land vor Wiederkehr der Zerrüttung zu behüten, fand an der Person des ersten Feldherrn Frankreichs einen sichern Anhalt. Wenn irgend Einer den von außen und innen drohenden Gefahren Einhalt zu gebieten vermochte, so war es Bonaparte — und so kam alle Welt dessen ehrgeizigen Wünschen entgegen.

Bonaparte Konsul. Durch den Staatsstreich vom 9. November 1799 stürzte Napoleon das Direktorium und setzte eine neue Regierung, das Konsulat, ein. Dasselbe bestand aus drei auf zehn Jahre gewählten Konsuln, deren erster Bonaparte war. Unterrichtet von der allgemeinen Mißstimmung gegen das Direktorium und gestützt auf die unbegrenzte Anhänglichkeit des Heeres, hatte Napoleon den Staatsstreich unternommen, und der Rath der Alten gab freiwillig seine Zustimmung zu Dem, was er nicht ändern konnte. Diejenigen Mitglieder des Rathes der Fünfhundert, welche sich der neuen Ordnung der Dinge nicht gutwillig fügen wollten, sahen sich durch Waffengewalt zur Anerkennung gezwungen, und die Widerspenstigsten wurden buchstäblich zu den Fenstern des Sitzungssaales hinausgeworfen. Wenn auch dem Namen nach nur erster Konsul der Republik, war Bonaparte in Wahrheit doch unbeschränkter Beherrscher Frankreichs, und schon bald sollte es sich zeigen, daß sein Emporkommen damals diesem Lande zum Heile gereichte. Denn der glückliche Soldat und Meister der Kriegskunst besaß auch in hohem Grade staatsmännische Begabung, um Ordnung und Sicherheit in ein durch und durch zerrüttetes Regierungswesen zu bringen.

Zunächst mußte es freilich Napoleon's Aufgabe sein, die Ehre der französischen Waffen wieder herzustellen und das durch übermächtige Feinde so stark gefährdete Ansehen des

Digitized by Google

Staates wieder aufzurichten. Mit großer Umsicht benutzte er die durch den Winter gebotene Waffenruhe, um in aller Stille in der Nähe von Genf ein großes Heer zusammenzuziehen. Mit der Hauptabtheilung desselben trat er, ein zweiter Hannibal, dann im Frühjahr jenen vielbewunderten Marsch über den großen St. Bernhard nach Italien an, während andere Heeresabtheilungen sich in gleicher Richtung über die Pässe des Simplon und des St. Gotthard in Bewegung setzten (Mai 1800). — Als Bonaparte zur größten Ueberraschung und Bestürzung der Oesterreicher mit seinem Heere in Italien eintraf, war soeben Genua, der letzte Stützpunkt der Franzosen in dem vor kaum zwei Jahren fast gänzlich von ihnen eroberten Italien, in die Hände der Oesterreicher gefallen. Nur unter den äußersten Anstrengungen vermochte sich noch Masséna mit seinen 40,000 Mann gegen die österreichische Uebermacht im Felde zu behaupten. Bonaparte säumte nicht, die Ueberraschung der Feinde zu seinem Vortheile zu benutzen. In möglichster Eile zog er alle verfügbaren Truppen an sich und rückte dem freilich immer noch an Zahl weit überlegenen österreichischen Heere unter Melas entgegen. Am 14. Juni 1800 kam es zu einer blutigen Schlacht in der Ebene von Marengo. Nach einem mehrstündigen erbitterten Kampfe schien der Sieg für die Oesterreicher bereits entschieden, der Hauptstützpunkt der französischen Armee, das Dorf Marengo, befand sich in ihrer Gewalt, die französische Schlachtlinie war durchbrochen — da erschien plötzlich der kurz zuvor aus Aegypten zurückgekehrte französische General Desaix mit 10,000 Mann frischer Truppen auf dem Kampfplatze, und sofort wandte sich das Geschick des Tages. Zwar wurde Desaix selbst gleich beim Beginn des Kampfes von einer Kanonenkugel niedergestreckt, aber seine Truppen drangen nun mit verdoppelter Wuth, Alles vor sich niederwerfend, gegen die Oesterreicher vor; die tüchtigsten österreichischen Generäle wurden getödtet, verwundet oder gefangen, die planlose Fortführung des Kampfes brachte die Oesterreicher in Verwirrung, und Bonaparte benutzte alsbald einen günstigen Augenblick zu einem entscheidenden Vorstoß. Der Erfolg war glänzend: der fast schon für die Oesterreicher entschiedene Sieg wurde ihnen wieder entrissen, die Schlacht ging für sie verloren. Die Folgen dieses glänzenden Tages waren verhängnißvoll; ganz Oberitalien fiel den Franzosen wieder in die Hände, nach kurzer Gegenwehr wurden Mailand, Piemont und Genua von den Oesterreichern preisgegeben, Bonaparte zog als Sieger in Mailand ein.

Frieden von Lüneville. In Italien war damit der Krieg beendet. Zwar versuchten die Oesterreicher noch einmal, einen entscheidenden Schlag gegen das unter Moreau in Süddeutschland stehende französische Heer zu führen; doch das Waffenglück schien sich gänzlich von ihnen gewendet zu haben; Moreau brachte ihnen bei Hohenlinden (unweit München) eine schwere Niederlage (3. Dezember 1800) bei. Der Weg nach Wien stand jetzt den Republikanern offen; fernerer Widerstand schien unmöglich, und so entschloß man sich in Wien zu dem Frieden von Lüneville (9. Februar 1801), durch welchen für das Deutsche Reich die Bedingungen des Friedens von Campo Formio als maßgebend anerkannt wurden, während gleichzeitig Oesterreich sehr bedeutende Landabtretungen sich gefallen lassen und die unter französischem Einfluß in der Schweiz und in Italien zu Stande gebrachten republikanischen Verfassungen förmlich anerkennen mußte.

Der Friede von Lüneville war von dem Kaiser von Oesterreich zugleich im Namen des Reiches geschlossen worden. Deutschland verlor im Friedensschluß das linke Rheinufer und damit im Ganzen 1150 Geviertmeilen mit $3^1/_2$ Millionen Einwohnern. Es wurde eine „Reichsdeputation" berufen, deren Aufgabe dahin gehen sollte, die Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer Besitzungen verloren hatten, durch Zuweisung von geistlichen Gebieten und Reichsstädten auf der rechten Seite des Rheines zu entschädigen. Frankreich und Rußland — hier war inzwischen nach der Ermordung Kaiser Paul's I. dessen Sohn Alexander I. zur Herrschaft gekommen — sollten die Vermittlung übernehmen. Zum endlichen Abschluß kamen die Verhandlungen nach mancherlei Zwischenfällen erst nach zwei Jahren und zwar durch den vielgenannten „Reichsdeputations-Hauptschluß" (Februar 1803).

Digitized by Google

Neue Erwerbungen Preußens. Preußen, das überreich entschädigt wurde, erhielt statt der verlorenen 43 Geviertmeilen mit 127,000 Einwohnern auf dem rechten Rheinufer sehr günstig gelegene Ländergebiete von insgesammt 178 Geviertmeilen mit 600,000 Einwohnern. Die neuen Besitzungen bestanden aus den Hochstiften Paderborn und Hildesheim, aus dem Kurmainzischen Thüringen (Erfurt), einem Theile von Münster und aus den Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Goslar.

Verhältnißmäßig viel reicher noch als Preußen wurden Bayern und Württemberg, namentlich aber Baden und Hessen-Darmstadt entschädigt. Von den bis dahin noch bestehenden 52 Reichsstädten behielten nur noch Augsburg, Frankfurt a. M., Nürnberg, Bremen, Hamburg und Lübeck ihre Selbständigkeit. Baden, Württemberg, Hessen-Kassel und Salzburg wurden Kurfürstenthümer. Die geistlichen Kurfürstenthümer Trier und Köln hörten auf zu bestehen, nur Mainz, das von 170 auf 24 Geviertmeilen herabgesetzt wurde, erhielt sich als solches noch kurze Zeit.

Frieden von Amiens. Zu erwähnen ist noch, daß auch England nach den Mißerfolgen seiner Verbündeten mit dem Sieger Unterhandlungen anknüpfte, die zum Frieden von Amiens (25. März 1802) führten, infolge dessen England einen nicht unbedeutenden Theil seiner während des Krieges gemachten auswärtigen Eroberungen an Frankreich zurückgab.

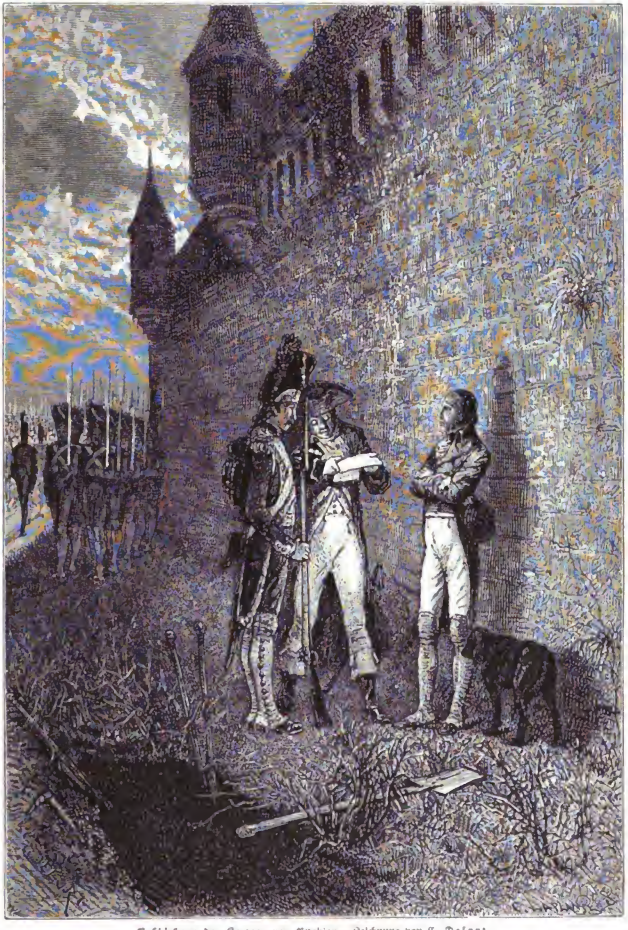
Bonaparte, Konsul auf Lebenszeit. Bonaparte verfolgte inzwischen mit Klugheit und Kraft sein Ziel, sich zum Alleinherrscher Frankreichs aufzuschwingen. Er beförderte durch gute Gesetze, durch Anlegung und Verbesserung von Straßen und Kanälen Handel und Verkehr, rief zahlreiche Schulen ins Leben und führte die Feier des öffentlichen Gottesdienstes wieder ein. Für solche Verdienste wurde ihm die Ernennung zum Konsul auf Lebenszeit zutheil. Jetzt erschien der ehemalige Jakobiner bei feierlichen Gelegenheiten in einem Glanze, wie er größer kaum jemals bei den französischen Königen gesehen worden war.

Die dritte Koalition gegen Frankreich.

Großbritannien, von seinen Bundesgenossen verlassen, hatte sich im Jahre 1802 nur nothgedrungen herbeigelassen, Frieden mit Frankreich zu schließen. Da die Bestimmungen desselben sich aber als äußerst drückend für England erwiesen, und daselbst entschiedener als in anderen europäischen Staaten die Ueberzeugung sich geltend machte, Bonaparte werde, trotz seiner Friedensversicherungen, den Weg der Eroberungspolitik nicht verlassen, so rüstete es sich zur Wiederaufnahme des Kampfes. Schon im folgenden Jahre erklärte England von Neuem an Frankreich den Krieg und begann ihn damit, daß es Frankreich die Häfen sperrte und es in seinen Kolonien angriff. Bonaparte vermochte den Engländern zur See nicht beizukommen, und er traf daher Einleitungen, sich Hannovers, das unter dem Scepter des Königs Georg III. von England verblieben war, zu bemächtigen. Man hoffte, Preußen werde für das durch den Angriff auf Hannover bedrohte Norddeutschland eintreten, und es wurden wegen einer Besetzung Hannovers durch preußische Truppen Unterhandlungen mit England angeknüpft. Diese führten indeß zu einer Einigung nicht, und so konnte Bonaparte seine Absicht, ohne den geringsten Widerstand zu finden, ausführen. Was überall geschehen war, wo die Franzosen als Freunde oder Feinde eingezogen waren, wiederholte sich auch hier: das Land wurde im großartigsten Maßstabe ausgesogen. Preußens Bemühungen, den schwer auf Hannover lastenden Druck zu mildern, blieben erfolglos.

Ein bedeutsames Resultat aber hatte die Besetzung Hannovers: die Norddeutschen lernten die Schmach der französischen Zwingherrschaft kennen. „In Norddeutschland", sagt Pertz, „fühlten sich die Männer in Ketten, die Greise sehnten sich aus der Schande hinaus in das Grab. Die Seelen der Kinder bildeten sich im Anblick der in Armuth und Noth hinschmachtenden Eltern, des Uebermuths der feindlichen Soldaten, des Elends des geliebten Vaterlandes zu der Fähigkeit jedes Opfers und erstarkten in einer Stimmung, von deren ernsterem Gehalte spätere, im flachen Genuß aufwachsende Geschlechter keine Ahnung, keinen Begriff haben."

Digitized by Google



Erschießung des Herzogs von Enghien. Zeichnung von C. Delort.

Digitized by Google

Da in der ehernen Brust Napoleon's kein menschlich fühlendes Herz schlug, so erkannte er, trotz seiner bedeutenden Geistesgaben, die menschliche Natur in ihrer Tiefe dennoch nicht. „Er tastete", nach dem Ausspruche von Sybel, „allerorten die persönliche Eigenart der Völker an, die sich in Sprache und Sitte, in Neigung und Abneigung ausdrückt, die in der Erinnerung der Kindheit und der Anhänglichkeit an die Heimat wurzelt, welche dem Lebensberufe des Einzelnen und dem Rechte, dem Staate, der Religion der Völker ihre Richtung giebt." — Der Gewaltmensch wirkte zumeist durch Ueberraschung und Mißachtung alles Rechtes. Von jenem Heiligthum in der Menschenbrust hatte der ebenso rücksichtslose wie kluge Despot, „dessen ganzes Dasein die Rechtlosigkeit aller Anderen bedeutet", keine Ahnung. Er sollte eines Tages die Macht desselben kennen lernen.

Erschießung des Herzogs von Enghien. Im Jahr 1804 erachtete Bonaparte die Zeit gekommen, da er es wagen dürfe, sich die Krone aufs Haupt zu setzen. Eine angezettelte Verschwörung mußte ihm den Weg dazu bahnen. Eine Anzahl alter Republikaner und Royalisten, die man als Theilnehmer bezeichnete, wurden eingezogen; aber es waren im Ganzen doch nur wenig bedeutende Leute. Um Ruhe vor neuen Anschlägen zu haben, faßte der erste Konsul den Plan, an einem Prinzen der entthronten Königsfamilie den übrigen Mitgliedern derselben ein abschreckendes Beispiel vor Augen zu führen. Das hervorragendste Glied der Bourbonen war der Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen von Condé. Dieser Herr lebte friedlich in einem nahe an der französischen Grenze gelegenen badischen Städtchen. Mitten im Frieden ritten 300 französische Dragoner über die Grenze, nahmen den Prinzen gefangen und führten ihn nach Vincennes. Trotz der Betheuerungen seiner Unschuld und der Bitte um eine persönliche Unterredung mit Bonaparte wurde der unglückliche Prinz in der folgenden Nacht bei Laternenschein im Schloßgarten zu Vincennes erschossen. — Hierauf ließ sich der erste Konsul von den ihm anhängenden Kreaturen des Senates den Kaisertitel anbieten. Er nahm ihn mit den Worten an, „er hoffe, Frankreich werde die Ehre, mit der es sein Geschlecht umgebe, nie bereuen," worauf er „zum Ruhme und zum Heile der Republik" als „Napoleon der Erste" zum Kaiser der Franzosen ausgerufen ward.

Napoleon, Kaiser der Franzosen. Napoleon war nur in dem Sinne Herr der Revolution geworden, daß es ihm gelungen war, die Strömung derselben einzudämmen. Sie gänzlich abzuleiten, dazu hätte selbst ihm die Macht gefehlt; die Erregtheit war bei den Franzosen noch zu groß. Sie hatten vom Zaubertrank des Ruhmes schon zu viel genossen und dabei die Geneigtheit eingebüßt, sich in erster Reihe der Friedensarbeit hinzugeben; noch weniger waren sie gewillt, anderen Völkern Frieden und Besitz zu gönnen. Der zwischen Napoleon und den Franzosen geschlossene Pakt verpflichtete gewissermaßen den Imperator, „seinem Volke" unaufhörlich Gelegenheit zu weiterem Siegesrausche und neuer Beute zu bieten.

Voll tiefsten Ingrimms fragten sich bei dieser Wandlung die alten eingefleischten Revolutionäre, was denn nun Frankreich durch alle die vorhergehenden furchtbaren Erschütterungen gewonnen habe? Unter dem Beile der Guillotine war ein gekröntes Haupt in den Staub gesunken — jetzt erhob sich aus dem Abgrunde der Revolution ein neu gekrönter Despot, der eine Macht übte und mit einer Herrlichkeit sich umgab, wie sie in größerem Maße kein Glied des entthronten Fürstenhauses besessen hatte. Ihm wurden sämmtliche Paläste und Krongüter der Bourbonen übergeben, dazu noch 20 Millionen Francs jährlicher Einkünfte, wogegen er die Rechte der Volksvertreter zu einem Schatten herabdrückte. Seine Brüder, zu kaiserlichen Prinzen ernannt, erhielten ein jeder eine Million Jahreseinkünfte.

Die Gerechtigkeit gebietet jedoch, wie bemerkt, anzuerkennen, daß es dem Imperator überraschend schnell gelang, ein neues Frankreich zu schaffen, demselben Ordnung, Sicherheit und Gedeihen wiederzugeben, und daß seine thatkräftige Hand in Bälde viel verlottertes Wesen und eine Menge Vorurtheile aus dem Wege räumte. — Und seine Nachahmer, die kleinen und großen Fürsten vornehmlich Deutschlands, folgten zu einem Theil seinem Beispiele — meist zum Besten ihrer Unterthanen.

Digitized by Google

Acht Jahre des Friedens waren für Preußen verflossen, in denen es wol an Umfang und Einwohnerzahl, nicht aber an innerer Kraft und Stärke zugenommen hatte — da zogen von Westen schwere Wetterwolken auf und entluden sich in zermalmenden Blitzen über ganz Deutschland.

Nachdem Napoleon sich im Jahre 1805 zum Könige von Italien proklamirt hatte, hielten die europäischen Großmächte es für unerläßlich, einen weiteren Machtzuwachs Frankreichs zu verhindern, und es vereinigten sich infolge von Englands unermüdlichen Vorstellungen mit diesem Oesterreich, Rußland und Schweden zum Zwecke der Bekämpfung Frankreichs. Schweden brauchte von Napoleon kaum in Anschlag gebracht zu werden, England war nur gefährlich zur See — er hatte es demnach in der Hauptsache auf dem Festlande mit Oesterreich und Rußland zu thun.

Friedrich Wilhelm III. war nicht zu bewegen, der neuen Vereinigung beizutreten. Seine Politik blieb vor Allem darauf gerichtet, seinem Lande, das sich etwas zu erholen begann, die Leiden des Krieges zu ersparen. Aus diesem Grunde ward denn auch die Verbindung mit dem gefährlichen rheinischen Nachbar erneuert und vom Minister von Haugwitz sorgsam gepflegt.

Das Vorwiegen der Friedensliebe des Königs erkannte Niemand besser als der emporgekommene schlaue Soldat, und derselbe wußte aus der Bedachtsamkeit Friedrich Wilhelm's und der Uneinigkeit der großen und kleinen deutschen Machthaber für sich und seine weitausschauenden Pläne Nutzen zu ziehen. Diese Uneinigkeit wach zu erhalten, die Völker aus der Unruhe nicht herauskommen zu lassen, dann die Fürsten einzeln auf seine Seite zu ziehen und etwa Widerstrebende zu zwingen, ihm zu willfahren — darin bestand die Staatskunst Napoleon's, die er mit Glück und Entschlossenheit in Anwendung brachte.

Uebler noch als die Zurückhaltung Preußens war der Umstand, daß die Fürsten und Völker des südwestlichen Deutschlands sich Frankreich zuneigten. Doch nicht die undeutsche Gesinnung dieser Männer allein, auch die Noth hatte ihren Theil an dieser vaterlandslosen Haltung. Ihre Länder grenzten unmittelbar an Frankreich, und sie hatten mehr von des Nachbars Gunst zu hoffen, als von des Deutschen Kaisers Schutz. Namentlich hatte Bayern seit den Tagen des Fürstenbundes Grund genug, gegen Oesterreich Mißtrauen zu hegen. Hiermit sind die Ursachen zu der in der nächsten Folgezeit hervortretenden Bildung des schmachvollen Rheinbundes angedeutet. — Um Preußens Unterstützung buhlten und drängten die zu einer neuen Koalition vereinigten Mächte, während auch Napoleon die Aufforderung an Friedrich Wilhelm richtete, mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen.

Preußen war damals in der That ein begehrenswerther Bundesgenosse. Es zählte, wie schon erwähnt, neuerdings durch Austausch von Land und Leuten verstärkt, im Jahre 1806 über 5670 □Meilen mit mehr als 9 Mill. Einwohnern und verfügte über ein gut einexerzirtes Heer von 150,000 Mann. Diese stattliche Streitmacht beschloß Napoleon in dem bevorstehenden Kampfe für sich auszunutzen. Kommt Zeit — kommt Rath! dachte der Imperator. Zuerst galt es ihm, mit dem streitbaren Bundesgenossen seine Widersacher niederzuschlagen, dann über den Mohren, der seine Dienste gethan, herzufallen. Friedrich Wilhelm durchschaute wol das französische Gaukelspiel — dennoch schwankte er unentschieden hin und her. — Mittlerweile fielen aber die Würfel.

Napoleon im Feldzuge von 1805. Napoleon war seinen Feinden auch diesmal durch raschen Entschluß zuvorgekommen. Statt seine im Lager zu Boulogne anscheinend zu einem Handstreich gegen England gesammelten Scharen an die großbritannische Küste zu werfen, setzt er seine 170,000 Mann Kerntruppen unverzüglich gegen die deutschen Grenzen in Bewegung. Seine Kolonnen überschreiten an mehreren Stellen den Rhein, marschiren ungescheut und ungehindert durch das neutrale Gebiet der preußischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, den alten Feinden entgegen, und es gelingt Napoleon in meisterhaften Bewegungen, verstärkt durch die Truppen von Württemberg und Bayern, den Feind zu umgehen und die Verbindung der Oesterreicher mit den Russen, die schon bis zum Inn vorgedrungen waren, zu verhindern,

Digitized by Google

während gleichzeitig eine andere französische Armee in Italien den Oesterreichern auch von dieser Seite her scharf zusetzte. Nach einer Reihe von Erfolgen der Franzosen sah sich Erzherzog Ferdinand von Oesterreich genöthigt, sich nach Mähren zurückzuziehen. General Mack, der sich nach Ulm geworfen, mußte mit seinem ganzen Heere sich Napoleon übergeben (20. Oktober).

Natürlich machte die freche Verletzung preußischer Landestheile durch französische Truppen in Berlin böses Blut, ohne daß man vermocht hätte, sich entschlossen aufzuraffen. Verzweifelt rief damals der geistvolle, tapfere Prinz Louis Ferdinand aus: „Aus Liebe zum Frieden verdirbt es Preußen nach und nach mit allen Mächten!"

Die Königin Luise, nicht minder erregt von der Nachricht der Gebietsverletzung, deren sich der französische General Bernadotte, zu dem Zwecke, die Oesterreicher bequemer im Rücken packen zu können, schuldig gemacht hatte, sagte zu ihrem ältesten Sohne, als er zu seinem zehnten Geburtstage zum ersten Male in Uniform vor ihr erschien: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo du Gebrauch von diesem Rocke machst, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen."

Den Gebieter über halb Europa zum Feinde zu haben, schien Vielen freilich eine bedenkliche Sache. Trotzdem ließ sich aber mit Gewißheit voraussagen, daß die Zeit der Demüthigung auch für Preußen herannahe. Hatte doch nicht viel gefehlt, daß Friedrich Wilhelm III. als der Dritte im Bunde gegen Napoleon aufgetreten wäre. Daß der Kaiser von Rußland seine Truppen den Oesterreichern durch Schlesien zuführen durfte, verdroß Napoleon gewaltig.

Die Mehrzahl der Hofherren empfand freilich die Schmach jener Zeit nicht. Ihrer nicht wenige meinten, mit Napoleon lasse sich am Ende eben so gut auskommen, wie mit Kaiser Franz, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten mit Erfolg dem Aufstreben Preußens nur Mißgunst entgegen gebracht hatten. Anders jedoch dachten und sprachen vaterländisch gesinnte, weiter schauende Männer, wie Stein u. A. Sie meinten, der Deutschen erste und oberste Pflicht sei, dem feindlichen Auslande gegenüber getreu zusammenzustehen, in Nord, Ost und West. Daher solle man Oesterreich und Rußland gegen den gewaltigen Mann beistehen, der es doch nur darauf abgesehen habe, einen Nachbar nach dem andern niederzuwerfen und endlich ganz Europa seinem despotischen Willen unterzuordnen. Daß Napoleon sich nicht damit begnügen werde, nur den Kaiser Franz zu demüthigen, das sei leicht vorauszusehen. Wer solle ihn, wenn ihm Jenes gelungen, an weiteren Uebergriffen hindern? Oesterreich, zum dritten Male niedergeworfen, werde sobald nicht wieder daran denken dürfen, mit den Franzosen anzubinden, und in Bezug auf den Zar in Petersburg werde ja von den Russen selbst gesagt: „Verlaßt euch allein auf Gott — der Zar ist weit!" Entschieden Partei gegen den ehrgeizigen Imperator zu ergreifen, wäre noch immer Zeit gewesen, aber man kam trotz der bedenklichen Lage am Hofe zu Berlin nicht zu einem entscheidenden Entschluß. Eines wurde von den Rathgebern des Königs insbesondere als Entschuldigung für ihr Verhalten im Jahre 1805 vorgebracht: sie betonten immer wieder, daß der damals noch unfertige Zustand des Heeres zu einer friedlichen Politik des Zuwartens dringend mahne.

Da erschienen Erzherzog Anton, des Kaisers Franz Bruder, sowie Alexander I., der Zar von Rußland, in Berlin, um Friedrich Wilhelm zu gewinnen. Alexander forderte den König auf, sich an die Spitze von Deutschland zu stellen; er gelobte ihm, falls er das Schwert gegen Napoleon ziehe, ewige Treue. Und in der Nacht vom 3. zum 4. November 1805 reichten sich die beiden Fürsten in der Fürstengruft zu Potsdam, in Anwesenheit der Königin Luise, über dem Sarge Friedrich's des Großen die Hände, sich gelobend, den gemeinsamen Kampf gegen Napoleon anzuheben und in Treue zu einander zu beharren. Zunächst jedoch kam nur ein geheimer Vertrag zu Stande, durch den Friedrich Wilhelm die Verpflichtung einer bewaffneten Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten übernahm. Er versprach, Napoleon aufzufordern, den zu Lüneville festgesetzten Bestimmungen gemäß zu verfahren. Sei dies nicht bis zum 15. Dezember geschehen, so wolle er der Koalition mit 180,000 Mann beitreten.

Digitized by Google

Die Kundgebung der Entschließung des Königs an Napoleon ward dem Minister Grafen Haugwitz übertragen.

Schlacht bei Austerlitz. Statt nun, ehe noch ein weiterer Schritt von Napoleon geschehen war, ihm die Willensmeinung Friedrich Wilhelm's vorzuführen, wartete Haugwitz, bis jener bereits bis Wien vorgedrungen war. Napoleon, durch seine Späher von den letzten Vorgängen in Berlin unterrichtet, beeilte sich nun um so mehr, den Russen und Oesterreichern eine Schlacht zu liefern. Es war dies die Schlacht bei Austerlitz, von Napoleon die Drei-Kaiser-Schlacht genannt, weil auf der andern Seite die Kaiser Alexander und Franz bei derselben zugegen waren. Das vereinte österreichisch-russische Heer wurde aufs Haupt geschlagen. Auch in Italien hatten die österreichischen Heerführer unglücklich gegen die Franzosen gestritten. Nun erst erschien Haugwitz mit seinem Anliegen vor Napoleon. Vor der Schlacht hatte ihn Napoleon mit Schmeicheleien überschüttet; jetzt fuhr er gegen ihn barsch auf und behauptete namentlich, Friedrich Wilhelm stehe im Einvernehmen mit den Feinden Frankreichs. Weit davon entfernt, die preußischen Forderungen auch nur in Erwägung zu ziehen, stellte er jetzt vielmehr selbst Forderungen und ließ dem Minister Haugwitz nur die Wahl zwischen Annahme derselben oder Krieg. Napoleon verlangte von Preußen: Abtretung der Fürstenthümer Ansbach-Baireuth an Bayern, des Fürstenthums Neufchatel an Berthier, von Kleve und der Bergischen Lande an Murat, endlich der Festung Wesel an Frankreich; dagegen bot er als Ersatz die hannoverschen Lande, die freilich zur Zeit noch dem Könige von England gehörten. Der eingeschüchterte und völlig rathlose Graf Haugwitz unterzeichnete einen in diesem Sinne abgefaßten Vertrag. Als er mit demselben nach Berlin kam, weigerte sich der König, ihn zu vollziehen. Da traf die Nachricht ein, daß Oesterreich, durch die Noth gedrängt, sich habe entschließen müssen, den Frieden zu Preßburg (26. Dezember 1805) zu unterzeichnen, wodurch dasselbe weitere 4000 □Meilen Landes mit 3 Mill. Einwohnern verlor. Die Folge davon war, daß man in Berlin nicht wagte, den vorläufig von Haugwitz unterzeichneten Frieden gänzlich von der Hand zu weisen.

Besitzergreifung von Hannover. Es ward nun in Berlin beschlossen, Hannover einstweilen „in Verwahrung" zu nehmen, eine schließliche Entscheidung aber bis zum Frieden zwischen Frankreich und England sich vorzubehalten. Haugwitz begab sich nach Paris, um dem Kaiser diese Auffassung genehm zu machen. Aber die Lage der Dinge hatte unterdessen sich für Preußen um Vieles noch verschlechtert. Die russischen Heere waren in ihre Heimat zurückgekehrt; Oesterreich hatte mit Frankreich Frieden geschlossen. So glaubte Napoleon denn, Preußen Aergeres noch bieten zu können. Er ließ dem Grafen Haugwitz durch seinen Minister Talleyrand erklären, daß er obigen Vertrag, da Preußen ihn nicht sofort definitiv angenommen habe, für erloschen erachte. Dafür legte ihm Talleyrand einen viel schmählicheren Vertrag vor, demzufolge Preußen alle seine Häfen den Engländern verschließen und Hannover unwiderruflich annehmen müsse, und es ward ihm wiederum die Wahl gestellt zwischen augenblicklicher Annahme dieses Vertrages oder Krieg.

Haugwitz unterzeichnete; aber ehe noch der Vertrag in Berlin genehmigt war, besetzte Napoleon schon Ansbach, Neuenburg und Kleve. Trotz der unaufhörlichen Uebergriffe und der Beschimpfung, die Napoleon dem Preußischen Staate zufügte, sah sich Friedrich Wilhelm dennoch gezwungen, den Vertrag zu vollziehen. Auch mußte er der Forderung Napoleon's, den Staatskanzler Graf Hardenberg zu entlassen, nachgeben.

Der Besitznahme Hannovers durch Preußen folgte, wie sich nicht anders erwarten ließ, die offene Feindschaft Englands. Napoleon hatte seine Absicht, die Monarchie Friedrich's des Großen nicht nur zu beschimpfen, sondern sie auch vollständig zu isoliren, erreicht.

Digitized by Google

Palm's Märtyrertod. Nach Ludwig Burger.

Untergang des alten Deutschen Reiches.

In dem für Oesterreich so unglücklichen Kriege hatten sich, wie wir bereits bemerkten, die Fürsten des westlichen und südlichen Deutschlands durch die Macht der Umstände genöthigt gesehen, sich den Franzosen anzuschließen. Mit seinen Franzosen allein wäre Napoleon schwerlich als Sieger aus dem Kampf bei Austerlitz hervorgegangen — Deutsche hatten ihm helfen müssen, Deutsche zu besiegen.

Ein anderes Geschlecht war aufgewachsen, andere Gedanken schwirrten in den Köpfen der Süd- und Westdeutschen. Von den Völkerbeglückern, den Republikanern und Gleichheitsmachern, erwartete man allerdings nichts mehr, aber um so mehr von dem Wundermanne, den Glück und Verdienst auf den französischen Kaiserthron erhoben. Napoleon galt damals nicht nur als der Hort des neuen Frankreichs, o nein! — eine große Anzahl denkender Männer in ganz Europa sah in ihm den genialen Reformator unseres altersschwachen Welttheiles, und in Deutschland sowie in den ehemals deutschen Landen hielt man ihn für den Mann, der das Reich Karl's des Großen, ein zweites fränkisches Kaiserthum, wieder aufzurichten vermöchte. Ein deutsches Kaiserthum gab es ja nicht mehr, und an ein Wiederaufleben der ehemaligen deutschen Reichsherrlichkeit glaubte Niemand. Kaiser Franz II. selbst, fühlend, daß eine Zeit tiefster Demüthigung für Deutschland unausbleiblich sei, hatte kurze Zeit nach Napoleon's Kaiserkrönung den Titel eines Kaisers von Oesterreich angenommen, überzeugt, daß der Titel „Römisch-deutscher Kaiser" bald jede Bedeutung verlieren werde. — Der Friede zu Preßburg gab in der That Veranlassung zu gänzlicher Auflösung des tausendjährigen Deutschen Reiches und zur Bildung des Rheinbundes.

Der Rheinbund. Wir haben schon daran erinnert, daß eine Menge wohlmeinender Personen in Deutschland an die Möglichkeit einer Wiedergeburt unseres zum Tode erkrankten Reichskörpers, vom innersten Kerne unseres Volkslebens heraus, nicht zu glauben

Digitized by Google

vermochte, daß sie dagegen in Napoleon den von der Vorsehung auserkorenen Sendboten sahen, nicht nur die abgelebten Glieder vom Mittelpunkte abzulösen und zu neuen Staatenbildungen zu verwenden, um sie wieder lebenskräftig zu machen, sondern auch ganz Europa frischen Lebensodem einzuhauchen. Sie erwarteten neues Heil von der Aufrichtung einer neuen fränkischen Weltmonarchie und sahen bereits ein goldenes Zeitalter für die Bewohner der Alten Welt anbrechen. Es gab in der That unter allen Schattirungen der Leute von Verstand und politischer Bildung Schwärmer und Phantasten, welche die Erfüllung solcher Träume für nahe bevorstehend hielten. Als nun nach dem Zusammensturze des Deutschen Reiches Oesterreich sich als selbständiges Kaiserreich konstituirte, als man in Preußen an nichts Anderes dachte, als aus dem Schiffbruch für sich zu retten, was zu retten war, da mochte es den übriggebliebenen kleineren und größeren Machthabern in Deutschland als eine nicht abzuweisende Nothwendigkeit erscheinen, sich zu Schutz und Trutz zusammenzuthun. Daß keiner dieser Potentaten sich so leicht freiwillig unter Oesterreichs oder Preußens Fittiche stellen werde, ließ sich voraussehen. Weder der eine noch der andere Großstaat konnte und wollte etwas bieten — das vermochte nur der emporgekommene neue Cäsar, und dieser hatte sich bereits einen Fürstenbund, wie er für Frankreich passen konnte, zurechtgelegt. Es ist ebenso interessant wie lehrreich, an dem Thun eines der hervorragendsten Schleppenträger Napoleon's, der aber zugleich die Bezeichnung als deutscher Patriot für sich in Anspruch nahm, nachzuweisen, wie damals in Deutschland im Verein mit dem Reichsfeinde Politik gemacht wurde — gewissermaßen über den Kopf Derer hinweg, die dabei am meisten betheiligt waren.

Unter Denjenigen, welche sich bemühten, den „Rheinbund" zu Stande zu bringen und wenigstens dem Scheine nach ihm ein deutsches Gepräge zu erhalten, befand sich der letzte Kurfürst von Mainz, Karl Theodor Anton Maria, Reichsfreiherr von Dalberg. Am 19. April richtete er, der damalige Erzkanzler — natürlich, wie er besonders betonte, in „reiner Absicht" — seine vielbesprochene Note an den französischen Gesandten in Regensburg, worin er ausführte: Deutschland befinde sich in einem Zustande von Anarchie, bedürfe der Wiedergeburt, und es werde diese sich herbeiführen lassen durch Wiederaufrichtung des abendländischen Kaiserthums unter Napoleon, als Nachfolger Karl's des Großen. Gleichzeitig schlug er in einem Schreiben an Napoleon die Erhebung Murat's, des mittlerweile zum Großherzog von Kleve-Berg avancirten Schwagers des Kaisers, zum Kurfürsten und die Ernennung des Kardinals Fesch zu seinem eigenen Koadjutor vor; auch hierfür „bezeugte ihm sein Herz die volle Reinheit seiner Absichten". — In der That erreichte er seinen nächsten Zweck. Schon am 6. Mai kam ein Vertrag zwischen ihm und Frankreich zu Stande, der dem Kurfürsten-Erzkanzler „die Integrität seiner Staaten" gewährleistete und ihn verpflichtete, die Ernennung des vorgenannten Kardinals zum Koadjutor zu vollziehen. Fesch, dessen Interessen durchaus in Rom und Frankreich lagen, der Deutschland nie betreten hatte, von seinen Einrichtungen, seiner Literatur, seiner Sprache nicht das Mindeste wußte, sollte nun des deutschen Erzkanzlers Stellvertreter und später selbst Erzkanzler werden! Zum Glück verspürte der Stiefonkel Napoleon's durchaus keine Lust, die ihm zuertheilte Rolle, „die komische Figur des Hauses Bonaparte" darzustellen, auch in Deutschland abzuspielen.

Um so rascher schienen sich die Hoffnungen, welche Dalberg in Bezug auf Wiederaufrichtung eines abendländischen Kaiserthums ausgesprochen hatte, zu verwirklichen. Die Zustände, wie sie seit dem Preßburger Frieden, Ende Dezember 1805, in Deutschland bestanden, waren allerdings völlig unhaltbar. Schon seit April 1806 wurde deshalb in Paris mit Bayern, Württemberg und Baden über eine Verbindung der noch lebensfähig gebliebenen größeren und kleineren Staaten von Süd-, West- und Mitteldeutschland verhandelt. Auch in dieser Beziehung leistete der Kurfürst-Erzkanzler das von ihm Erwartete; er verzichtete auf die Erzkanzlerwürde, ward souveräner Fürst-Primas des Rheinbundes und konnte es sich wohl gefallen lassen, daß seinem bisherigen Besitzstande als Entschädigung für Regensburg, das an Bayern überging, die Reichsstadt Frankfurt a. M. sowie Gebietstheile

Digitized by Google

der Bisthümer Hanau und Fulda zugesprochen wurden. — „Ich werde fortwährend Alles, was in meinen Kräften steht, thun", schreibt der Großherzog aus Frankfurt, „daß der große Mann, der mich mit seinem Vertrauen beehrt, seiner wohlwollenden Achtung mich würdig finde, und daß mein Eifer für das Wohl Deutschlands sich stets gleich bleibe." Leider war jedoch der französische Machthaber weit entfernt, schwärmerische Halbmänner für dienliche Vorbilder beim Zuschnitt der Verfassung des Rheinbundes zu halten, und als nun Dalberg, auf die Bestimmungen der Rheinbundsakte sich stützend, Napoleon den Entwurf eines Grundgesetzes für denselben vorlegte, das die neue Schöpfung im Wesentlichen nur zu einer Umbildung des alten Reiches geführt hätte, versprach Napoleon zwar eine sorgfältige Prüfung des Vorschlages und bestrebte sich, die nach der Ermordung Palm's (s. unten) und nach anderen Gewaltakten um ihre Selbstherrlichkeit besorgt gewordenen Rheinbundsfürsten zu beruhigen, aber zu einer Anerkennung des vorgelegten Entwurfes vermochte ihn sogar die persönliche Anwesenheit Dalberg's in Paris nicht zu bestimmen. Napoleon wies alle darauf bezüglichen Vorstellungen kurz von der Hand, indem er sagte, die deutschen Angelegenheiten erschienen ihm verwickelter, als er es anfänglich geglaubt hätte. — Das Einzige, was zu erreichen war, war ein Abkommen, wonach die Rangordnung der Staaten im Bundestage nach der Stärke der von ihnen gestellten Kontingente festgesetzt ward — sehr bezeichnend für den Gesichtspunkt, von dem aus der Imperator den Werth seiner Bundesgenossen beurtheilte.

Sechzehn deutsche Fürsten, darunter diejenigen von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Frankfurt a. M., Berg, Nassau und die thüringer kleinen Potentaten, hatten zu Paris am 12. Juli 1806 den unnatürlichen Bund mit dem alten Reichsfeind abgeschlossen. Sie erlangten dadurch gänzliche Souveränetät, die Kurfürsten von Bayern und Württemberg den Königstitel, die Herzöge gleichfalls erhöhten Rang. Alle vergrößerten ihren Besitzstand durch Einverleibung der innerhalb desselben gelegenen freien Reichsstädte und der Gebiete der bisher noch unmittelbar gebliebenen Reichsstände. Napoleon erklärte sich zum Protektor des Rheinbundes und verfügte als solcher nun über einen guten Theil der Wehrkraft von Deutschland.

Welche Entschuldigung zu Gunsten der Fürsten des Rheinbundes auch vorgebracht werden kann, immer wird die Thatsache, daß deutsche Fürsten sich auf diese Art förmlich von ihrem Mutterlande lossagten, eines der dunkelsten Blätter der deutschen Geschichte bleiben. Oesterreich trifft die Verschuldung, aber auch Preußen ist nicht von aller Mitschuld freizusprechen. Von Oesterreich war nicht lange zuvor der Versuch gemacht worden, sich Bayern einzuverleiben; in letzterer Zeit begehrte es wenigstens einen Theil desselben. Den kleinen Fürsten am Rhein, Main und Neckar blieb nur die Wahl, ihre Würde niederzulegen und ihre Stammlande zu verlassen, oder sich dem Rheinbunde anzuschließen. Wäre Preußen rechtzeitig so aufgetreten, wie es die Lage erheischte, so hätten sie innerhalb Deutschlands an ihm eine Stütze gefunden. Aber schon mischte Napoleon sein falsches Spiel, das Preußen den Untergang bringen sollte; schon waren seine Helfershelfer dabei, neuen Trug gegen dasselbe zu üben. Napoleon unterhandelte mit England insgeheim wegen Rückgabe Hannovers und dachte an die Entschädigung Preußens durch Ueberlassung von — Russisch-Polen. Ein solches Verfahren erfüllte den König mit dem tiefsten Unwillen. Napoleon wußte ihn dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm rieth, die nördlich vom Main gelegenen deutschen Staaten, entsprechend dem Rheinbunde zu einem Norddeutschen Bunde unter Preußens Schutz zu vereinen, während doch die Vertrauten des Imperators ihr Möglichstes thaten, die Ausführung eines solchen Planes zu vereiteln, ja sich dabei über den künftigen „Kaiser von Norddeutschland" lustig machten.

Rücktritt des Kaisers Franz als Kaiser von Deutschland. Nach Stiftung des Rheinbundes hatte Napoleon erklärt, „daß er ein Deutsches Reich nicht mehr kenne." Nun legte Franz II., der neunundvierzigste der Kaiser Deutschlands, die Würde als Römischer Kaiser nieder. Der Name „Deutschland" war erloschen, das Deutsche Reich lag danieder,

Digitized by Google

zertrümmert, keiner der drei Theile konnte in Vergleich gestellt werden mit dem ehemaligen Deutschen Reiche, das in früheren Zeiten eine so machtvolle Stellung in Europa eingenommen hatte.

Hätte das Habsburger Fürstengeschlecht von der Zeit der Reformation an, in der des deutschen Volkes lebhaftes Bestreben hervorbrach, sich in nationaler und religiöser Beziehung neu zu gestalten, wahrhaft erkannt, was zu seinem und des Reiches Frieden diente — dem deutschen Volke wäre viel Unheil, dem Kaiserhause die Schmach des Zurücktritts von seiner hohen Würde erspart geblieben! —

Nach der Dreikaiserschlacht war Napoleon der mächtigste Monarch in Europa. Sein Wille war allein entscheidend. Nachdem er von Schönbrunn aus das Königshaus der Bourbonen in Neapel als abgesetzt erklärt hatte, gebot er nun auch über ganz Italien; die Schweiz, Holland und Dänemark waren bereits von ihm abhängig geworden. Nun die machtvollsten Staaten niedergeworfen und seine Verbündeten geworden waren, konnte er ohne weitere Bedenken mit Preußen anbinden. Auf einen Kampf mit demselben war es ja längst abgesehen, und wenn er ihm zeitweise auch Vortheile eingeräumt hatte, so war dies nur in der arglistigen Absicht geschehen, ihn später seinen Arm um so empfindlicher fühlen zu lassen. Der Imperator hatte es nicht vergessen, wie Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander I. am Sarge Friedrich's des Großen sich Freundschaft angelobt und ein Bündniß verabredet hatten, das unter Umständen für ihn hätte gefährlich werden können; er verbarg auch nicht seinen Verdruß darüber, daß der König von Preußen sich nach wie vor weigerte, dem Rheinbunde beizutreten. — In Berlin dagegen begann man bereits den oben erwähnten Ländertausch ernstlich zu bereuen, zumal die Feindschaft des englischen Hofes und Volkes für den preußischen Handel und auch sonsthin sich von den nachtheiligsten Folgen erwies. Auch war es der preußischen Regierung nicht verborgen geblieben, daß just zur Zeit, in der die Lippen der französischen Sendboten von friedlichen und freundlichen Versicherungen überflossen, Napoleon im Geheimen an England seine oben erwähnten Anerbietungen wegen Rückgabe Hannovers gemacht hatte.

Mußte eine solche Doppelzüngigkeit nicht als eine Schmach empfunden werden? Männer wie Stein, Blücher, Scharnhorst beklagten es laut, daß man den günstigen Zeitpunkt zum Losschlagen versäumt habe. Sie hielten dafür, daß der Kampf gegen Napoleon unvermeidlich geworden sei, und wünschten seinen Beginn je eher, je lieber, da Napoleon's Machtstellung mit jedem Tage gewaltiger ward. — Kurz, es gesellte sich Eines zum Andern, und schließlich blieb es nicht beim Streiten mit Worten und Schriften. Immer mehr ward erkannt, wie kurzsichtig man gewesen, als man Oesterreich in seinem Kampfe gegen den allgemeinen Bedränger nicht beigestanden hatte. Mit Frankreich mußte nun doch ein Kampf, vielleicht auf Leben und Tod, ausgefochten werden. Oesterreich aber lag da — zu Boden geschmettert; England und Schweden hatten sich gegen Preußen erklärt, und die deutschen Fürsten, welche mit Preußen den Norddeutschen Bund hatten bilden wollen, zeigten sich jetzt schwankend. So sah sich denn Preußen allein auf seine Kraft angewiesen, ohne irgend einen Freund als — die geschlagenen Russen.

Der König sah dem unvermeidlich scheinenden Zusammenstoß nicht mit der guten Zuversicht entgegen, wie seine nächste Umgebung es glauben ließ. Nach seiner Ueberzeugung waren die Kräfte des Landes denen Napoleon's, der nun auch noch über die Truppen des Rheinbundes gebot, und dem es außerdem noch gelungen war, ihn in Feindschaft mit England und Schweden zu setzen, nicht gewachsen. Ohne Zweifel entging es ihm auch damals schon nicht, daß die preußische Heeresverfassung den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprach. Der von dem Großen Friedrich geschaffene Mechanismus des Heerwesens bestand noch, aber der Geist, der ihn ins Leben gerufen hatte, und der ihn zu gebrauchen wußte, war nicht mehr vorhanden. Die oberen Befehlshaber waren meist Männer, die nach dem Dienstalter in ihre Stellen gerückt, oder denen sie in Rücksicht auf ihre Geburt zugesprochen

Digitized by Google

worden waren. Die französischen Truppen dagegen wurden von Männern geführt, die sich allein durch Muth und Kriegserfahrung zu ihren Posten emporgeschwungen hatten. In Preußen hatte die lange Friedenszeit ein liederliches Garnisonleben der jungen Offiziere erzeugt. An hochmüthigen, prahlerischen Reden ließen dieselben es nicht fehlen, aber wie sie sich auf dem Schlachtfelde bewähren würden, war ungewiß. Dazu kam, daß die Gemeinen kein rechtes Vertrauen, keine Zuneigung zu ihren Führern hatten. Während die adligen Herren in Ueberfluß schwelgten, darbten die Gemeinen bei unzureichender Löhnung. Für die gebildeten Kreise aber waren die gewaltigen Weltereignisse schließlich nur noch Gegenstände zeitvertreibender Unterhaltung geworden. Fast schien es, als sollten die Früchte der welterschütternden Staatsumwälzung Frankreichs für unser Vaterland gänzlich verloren gehen — immer mehr wendeten sich die Gebildeten der Nation vom wirklichen Leben und der Hebung des Volkes ab und pflegten in einseitiger Weise fast nur noch schöngeistige Interessen oder wissenschaftliche Bestrebungen, unbekümmert um die Lage des Vaterlandes.

Endlich wagten es doch einzelne Stimmen, zur Wachsamkeit aufzufordern und auf die Schmach, in welche Deutschland versunken war, hinzuweisen. Zu jenen Märtyrern, welche Zeugniß davon ablegten, daß deutscher Sinn und deutsche Ehre noch nicht völlig in der Nation erstorben waren, gehört in erster Reihe der Buchhändler Johann Philipp Palm in Nürnberg.

Die Ermordung Palm's. Im Frühling des Jahres 1806 erschien eine Schrift unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung". Durch sie wurden Tausende für die Wiedererhebung des Vaterlandes begeistert; überall drängte man sich, jenes Aufrufes habhaft zu werden. Den eifrigen Nachforschungen der französischen Polizei gegenüber konnte als Versender dieser Schrift der Buchhändler Palm in Nürnberg nicht lange verborgen bleiben. — Derselbe ward ohne Weiteres in seiner Vaterstadt von französischen Gensdarmen ergriffen, nach der Festung Braunau gebracht, seinen zuständigen Richtern entzogen, vor ein napoleonisches Kriegsgericht gestellt und, da er den Verfasser der aufregenden Broschüre nicht nennen wollte, auf Befehl des fremden Machthabers, trotz flehentlicher Bitten aus Nah und Fern, am 26. August 1806 erschossen.

Durch diesen unmenschlichen Gewaltakt wollte der Gebieter Frankreichs und Unterdrücker Deutschlands nicht etwa nur einen einfachen Bürger vernichten — o nein! Der Abscheuliche gedachte dadurch das deutsche Schriftthum, die gesammte deutsche Wissenschaft einzuschüchtern, die Denkfreiheit in Fesseln zu schlagen. „In dieser Zeit", schreibt Schlosser, „ward die Herrschaft Napoleon's über ganz Deutschland, so weit es nicht preußisch war, befestigt. Alle Fürsten huldigten freiwillig, um unbeschränkt zu herrschen; überall waren die eifrigsten Freunde alter Mißbräuche die kräftigsten Stützen der neuen fremden Gewaltherrschaft und die niedrigsten Schmeichler des Mannes, der allenthalben Gewalt für Recht geltend machte."

Das preußische Volk war bisher von unmittelbaren Gewaltthätigkeiten verschont geblieben. Allein es begann sich in ihm der heftigste Widerwille gegen das Joch zu regen, das von Napoleon den deutschen Brüdern außerhalb Preußens auferlegt worden war. „Der Unwille über den gegen den Buchhändler Palm verübten feigen Justizmord", sagt Wirth, „trat offen auf. Um denselben feierlich auszusprechen, veranstaltete man sofort allenthalben Sammlungen zur Unterstützung der Familie des Ermordeten, welche die günstigste Aufnahme fanden. Doch seltsam! die Aeußerungen des Unwillens beschränkten sich nur auf die preußischen Staaten und blieben den übrigen Gegenden Deutschlands fremd! Jetzt schon zeigten sich die Einflüsse des Rheinbundes und die Thatsache, daß die dazu gehörigen deutschen Länder eigentlich nur französische Provinzen seien; denn dort vorzüglich herrschte tiefes Schweigen über die verübte Gewaltthat."

Digitized by Google

Zimmermann. Tambour. Mineur. Kürassier. Infanterist.
Preußische Truppen im Jahre 1806. Zeichnung von R. Beck.

Der Krieg von 1806.

Die bisher geschilderten Ereignisse waren nur zu sehr dazu angethan, die bisherige friedliche Stimmung im preußischen Volke in eine kriegerische zu verwandeln; man begann mit Ungestüm den Kampf gegen Napoleon zu fordern. Im Berliner Theater wurden kriegerische Stücke am liebsten gesehen, und wenn bei der Vorstellung von Wallenstein's Lager von den Schauspielern das Reiterlied:

„Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!"

gesungen wurde, so stimmten die Zuschauer begeistert ein. Worte, wie die aus der Jungfrau von Orleans:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

wurden mit stürmischem Beifallsrufe aufgenommen.

Der Ingrimm gegen den französischen Gewalthaber ging bis in die höchsten Stände hinauf. Die Prinzen Heinrich und Wilhelm, Brüder des Königs, auch Prinz Louis Ferdinand und der Prinz von Oranien vereinigten sich mit Stein und den Generälen Blücher, Rüchel, Pfuel zur Ueberreichung einer Denkschrift an den König, in der sie sich über die Lage des Landes aussprachen und das Aufgeben der Friedenspolitik aufs Dringendste empfahlen. Der König mißbilligte einen solchen Schritt. Die Gründe zu seinem vorsichtigen Verhalten haben wir im vorigen Abschnitt dargelegt. Dazu kam noch, daß in den Beziehungen Napoleon's zu England eine für diesen günstige Wendung eingetreten war. Es war in England die Macht in die Hände des franzosenfreundlichen George Fox

Digitized by Google

übergegangen, für Napoleon, freilich nur auf eine kurze Zeit, ein großer Gewinn. Was Napoleon gewünscht und erstrebt hatte — die Verfeindung Preußens mit England — war eingetreten. Aller Welt lag es zwar offen vor Augen, daß Preußen sich nur durch Gewalt und Tücke zur Besetzung Hannovers hatte bewegen lassen; dennoch war dies von Fox als ein feindseliger Akt Preußens gegen England aufgefaßt und demgemäß von Seiten Englands eine Kriegserklärung an Preußen (11. Juni 1806) erlassen worden, der alsbald die Wegnahme preußischer Handelsschiffe folgte. Napoleon's Einwirken bei diesem Verfahren war nicht zu verkennen, und seine Handlungsweise war um so nichtswürdiger, als er zu gleicher Zeit seine Unterhandlungen mit den britischen Vertrauenspersonen wegen der Rückgabe Hannovers fortsetzen ließ. Auch ward der König von Schweden, Gustav IV., zu feindlicher Parteinahme gegen Preußen aufgestachelt und ihm eine Gebietsvergrößerung zugesagt. König Gustav, ein starrsinniger Held der Legitimität und Freund der Bourbonen, als Regent gänzlich unfähig, gelüstete es, eine weltgeschichtliche Rolle zu spielen; er begann sogleich seine Feindseligkeiten gegen Preußen und ließ nicht nur die preußischen Küsten blockiren, sondern auch einige Küstenstädte beschießen.

Um Preußen den mit ihm geschlossenen Vertrag annehmbarer zu machen, hatte Napoleon, wie erwähnt, dem Könige gerathen, einen dem Rheinbunde entsprechenden Bund der norddeutschen Staaten zu stiften. Als nun Friedrich Wilhelm daran ging, dies zu versuchen, und zunächst an die Kurfürsten von Sachsen und Hessen eine Aufforderung zum Eintritt in den von Preußen zu bildenden norddeutschen Staatenbund richtete, wurden dieselben durch Drohungen von Seiten Napoleon's bestimmt, ablehnend zu antworten. Den Hansestädten untersagte Napoleon geradezu den Beitritt zu dem Bündniß.

Ein solches Verfahren mußte naturgemäß in allen Kreisen des Volkes die heftigste Erbitterung gegen Napoleon erzeugen, und unverhohlen gab man überall der Mißbilligung über die scheue Zurückhaltung der Regierung Ausdruck, die den Preußischen Staat um Ehre und Ansehen bringen müsse.

Der Unwille der Patrioten richtete sich zumeist gegen Haugwitz. Ihm vor Allem machte man es zum Vorwurf, daß er in gänzlicher Verkennung Dessen, was die Ehre und das Wohl des Landes erfordere, den König in seiner Abneigung gegen den Krieg und in seinem Bestreben, den Frieden um jeden Preis zu erhalten, bestärke. Der Minister vermochte endlich selbst dem allgemeinen Drängen nicht mehr zu widerstehen, und auf seinen Rath wurde denn auch das Heer auf Kriegsfuß gestellt. Nun mußte es der Regierung vor Allem darauf ankommen, das gestörte Einvernehmen mit England wieder herzustellen. Dieses Bestreben wurde dadurch erleichtert, daß eben damals in England nach dem plötzlich erfolgten Tode des Ministers Fox ein Ministerium ans Ruder kam, das die Beziehungen zu Napoleon sofort abbrach. Auch die Feindseligkeiten mit Schweden wurden beigelegt; auf Oesterreich war jedoch bei dessen gänzlicher Erschöpfung durch den kaum beendeten unglücklichen Krieg nicht zu rechnen. Dagegen sagte Rußland seine Hülfe zu.

Dem unvermeidlich gewordenen Kriege sah man in Preußen keineswegs mit Bangen entgegen. Denn nicht die Hofherren allein und etwa die jüngeren preußischen Offiziere oder die alten Haudegen aus den Zeiten des Großen Friedrich sehnten den Krieg herbei, auch ein guter Theil des preußischen Volkes hielt denselben für eine leichte Sache, an deren gutem Ausgang die blinde Menge nicht zweifelte. Solche überspannte Hoffnungen theilten jedoch ruhig denkende Männer nicht.

Der König machte noch einen letzten Versuch zur Erhaltung des Friedens. Es standen noch 150,000 Franzosen auf deutschem Boden; Friedrich Wilhelm verlangte von Napoleon, daß er, als ein Zeichen friedlicher Gesinnung, diese Truppen über den Rhein zurückziehe.

Da Napoleon auf diese Forderung nicht einging, war der Krieg unvermeidlich und wurde am 8. Oktober 1806, nachdem thatsächlich die beiderseitigen Truppen bereits an einander gerathen waren, an Frankreich erklärt. — Nur der Kurfürst Friedrich August von

Digitized by Google

Sachsen hatte sich, unter dem Drucke der Verhältnisse, Preußen angeschlossen und 22,000 Mann zu dem preußischen Hauptheere stoßen lassen. Preußens anderer Bundesgenosse, der Kurfürst von Hessen-Kassel, verhielt sich in müßigem Zuwarten; er meinte mit seinen paar tausend Mann zeitig genug zu kommen, wenn das Glück seinem Verbündeten sich hold erwiesen!

Die Oberbefehlshaber. Den Oberbefehl über das preußische Heer führte der zweiundsiebzigjährige Herzog Ferdinand von Braunschweig, der sich schon bei dem Waffengange im Jahre 1792 seiner Stellung nicht gewachsen gezeigt, und der es auch danach nicht verstanden hatte, für sich im Heere Vertrauen zu erwecken. Dazu kam noch, daß er mit dem zweiten preußischen Heerführer, dem Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen, stets in Streit und Hader lebte. Fehlte es der Oberleitung an und für sich schon an Kraft und Einheit, Raschheit und Entschlossenheit, so mußte die hinzutretende Uneinigkeit zu den mißlichsten Folgen führen, als Rathlosigkeit und Verwirrung eintrat.

Tod des Prinzen Louis Ferdinand. Zeichnung von Ludwig Burger.

Immer ersichtlicher trat die Unsicherheit in den Anordnungen des preußischen Oberbefehlhabers, gegenüber der selbstbewußten Kühnheit und Raschheit Napoleon's hervor. Statt ohne Verzug vorwärts zu gehen, um den Franzosen so wenig wie möglich Zeit zu lassen, sich zum Kampfe vorzubereiten, nahm der Herzog seine Stellung in Thüringen in der Gegend von Weimar und Jena. Der Imperator hingegen raffte seine Streitmassen schnell zusammen und rückte in Eilmärschen heran. Seine Absicht ging dahin, die Preußen zu umgehen und sie in der Seite und im Rücken zugleich anzugreifen. — Zuerst gelang es den Franzosen, einen preußischen Heerestheil bei Hof zu überfallen und gänzlich auseinander zu sprengen. Hierauf warfen sich die Sieger auf die Vortruppen der preußischen Hauptarmee.

Tod des Prinzen Louis Ferdinand. Am 9. Oktober empfing Prinz Louis Ferdinand die Nachricht, daß es zu Plänkeleien zwischen den Vorposten gekommen sei. Er brach daher am 10. Oktober mit 6000 Mann gegen Saalfeld auf, um den Feind aufzuhalten.

Digitized by Google

Es kam zum Kampfe. Dem Heldenmuthe des Prinzen zollen selbst französische Geschichtschreiber Anerkennung. So sagt Thiers: „Der Prinz, in eine glänzende Uniform gekleidet, mit all seinen Orden geschmückt, begab sich in das Getümmel des Kampfes mit einer Tapferkeit, welche seiner Geburt entsprach.“ Fünf Stunden lang rang er rühmlich mit dem fünffach überlegenen Feinde. Noch einmal sprengt er an der Spitze der Seinigen gegen die französische Reiterei. Er wird geworfen — es tritt Verwirrung in den Reihen der Preußen ein, der Strom der Fliehenden reißt ihn mit hinweg. Indem er über einen Zaun setzt, empfängt er eine schwere Wunde. Er befand sich indeß jetzt auf einer Wiese und durfte hoffen, durch die Schnelligkeit des englischen Pferdes, das er ritt, vor dem ihm drohenden Geschick bewahrt zu werden. Da erhält sein Pferd einen Schuß und bricht nach einigen Sätzen zusammen. Der Prinz reißt die Pistolen aus den Halftern, bereit, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Seine Uniform verräth dem Feinde, daß man es mit einer hochstehenden Person zu thun habe. Ein Wachtmeister und ein Husar sprengen auf ihn ein. Er schießt auf sie; ein Schuß geht fehl, der andere streift den Husaren. Der Wachtmeister ruft: „General, ergebt Euch!“ — „Sieg oder Tod!“ ruft der Prinz und kämpft zu Fuß gegen die beiden Reiter. Schon blutet er aus mehreren Wunden, da streckt ihn ein scharfer Hieb in den Hinterkopf zu Boden, worauf der Husar ihn durchbohrte.

Wenige Tage vorher hatte der Prinz an eine ihm befreundete Person geschrieben: „Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Ideen auf lange erstickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben.“ — Des Prinzen Tod, gleich bei Beginn des Krieges, ward von Vielen als eine schlimme Vorbedeutung angesehen, und da infolge dessen die Rathlosigkeit bei den Führern sich noch steigerte, so leisteten auch die preußischen Regimenter nicht das, was man sonst hätte erwarten dürfen.

Jena und Auerstädt. Am 14. Oktober wurde die für Preußen so verhängnißvolle Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt geschlagen. Das Hauptheer bei Auerstädt befehligte der Herzog Ferdinand von Braunschweig; eine zweite Armee, die mehrere Meilen entfernt, bei Jena, stand, wurde vom Fürsten von Hohenlohe kommandirt. Der König befand sich beim Hauptheere und setzte sich mit der größten Unerschrockenheit den Gefahren der Schlacht aus. Seine aus dem Hauptquartier heimkehrende Gemahlin vernahm bei ihrer Rückreise aus der Ferne noch den Donner der Schlacht.

Früh um 8 Uhr wurde die preußische Vorhut bei Jena angegriffen. Die Franzosen hatten infolge der Sorglosigkeit der preußischen Oberbefehlshaber eine äußerst günstige Stellung eingenommen; ihre Artillerie wüthete vom Landgrafenberge aus, den rechtzeitig besetzen zu lassen Hohenlohe versäumt hatte, furchtbar in den Reihen des preußischen Heeres. Ein mörderischer Kampf entspann sich, denn muthig hielten die Preußen und Sachsen Stand gegen das Vordringen der Franzosen. Die Sachsen befanden sich sogar eine Zeit lang im Vortheil und schmeichelten sich mit der Hoffnung auf Sieg, falls der erwartete General Rüchel mit seinem Corps rechtzeitig einträfe. Dieser aber langte erst zwischen 2 und 3 Uhr, als der Rückzug bereits unvermeidlich geworden war, auf dem Schlachtfelde an, und so sehr er mit seinen Truppen sich auch anstrengte, durch einen muthvollen Reiterangriff den Kampf wieder zum Stehen zu bringen — es war vergebens. In wilder Siegesfreude drangen die Franzosen vor, und bald artete der in guter Ordnung angetretene Rückzug der Preußen in wilde Flucht aus.

Während dies bei Jena geschah, erlitt das Hauptheer unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstädt eine gleich empfindliche Niederlage. Als hier der Kampf am heißesten wüthete, traf zum Unglück den greisen Oberbefehlshaber eine Kugel, die ihn besinnungslos niederstreckte; keiner der anderen Heerführer war in den Schlachtplan eingeweiht, eine einheitliche Leitung daher nicht mehr möglich, und als nun der Feind, die entstandene Verwirrung benutzend, mit erneuter Heftigkeit zum Angriff vorging, vermochte das sich

Digitized by Google

selbst überlassene Heer demselben nicht zu widerstehen. Vergebens bemühten sich Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, Blücher und andere Heerführer, das Verhängniß abzuwenden: die Franzosen errangen Vortheil auf Vortheil — der Rückzug war unvermeidlich.

Das preußische Heer war bei Auerstädt geschlagen, aber nicht vernichtet, und der König gedachte daher die Schlacht nur abzubrechen, um sie am nächsten Tage wieder aufzunehmen. Da traf die Nachricht von der gänzlichen Niederlage Hohenlohe's bei Jena ein, und gleichzeitig mit dieser Nachricht erschienen in aufgelösten Haufen die Trümmer des Hohenlohe'schen Heeres in wilder und regelloser Flucht vor dem eifrig nachsetzenden Feinde. Dadurch wurde nun auch das Hauptheer, das bisher in guter Ordnung langsam zurückgewichen war, in die allgemeine Verwirrung mit hineingerissen. So groß der Dünkel und der Hochmuth einer großen Anzahl von Offizieren vor der Schlacht gewesen war, so groß war jetzt die Feigheit und Ehrlosigkeit derselben. Nach allen Richtungen stoben einzelne Scharen vor den ihren Sieg ausbeutenden französischen Kolonnen dahin.

Der größere Theil des geschlagenen preußischen Heeres war, vom siegestrunkenen Feinde verfolgt, Magdeburg zugeeilt, hatte dort die Elbe überschritten und sich dann der unteren Oder zugewendet. Hier eingeholt, mußte sich Fürst Hohenlohe am 28. Oktober mit 12,000 Mann bei Prenzlau den Franzosen gefangen geben. — Auch an anderen Stellen ergaben sich starke Heerhaufen ohne Schwertschlag oft ganz kleinen Abtheilungen des nachsetzenden Feindes. Wacker zeigte sich General von Blücher. Mit etwa 20,000 Mann wandte sich dieser nach der Schlacht bei Auerstädt westwärts, um den westlichen Festungen Hülfe zu bringen, oder wenn das nicht möglich sei, wenigstens einen größeren Theil des französischen Heeres nach sich zu ziehen und dadurch dem preußischen Hauptheer den Rückzug zu erleichtern. Unter fortwährenden Kämpfen mit den verfolgenden Franzosen, durch die sein Heer schließlich bis auf 8000 Mann aufgerieben wurde, erreichte er endlich die Stadt Lübeck, in deren verfallenen Festungswerken er sich, zum Widerstand bis aufs Aeußerste entschlossen, festsetzte. Hier ward er bei einem feindlichen Ueberfall auf ein Haus, in welchem er sich gerade befand, durch einen tapferen Offizier, Clemens Trauttwein von Belle, gerettet, der dafür, als die Franzosen endlich das Haus gestürmt hatten und den General nicht mehr vorfanden, gräßlich massakrirt wurde. — Blücher rettete die preußische Waffenehre, doch mußte auch er nach längerem vergeblichen Widerstande bei Travemünde die Waffen strecken.

Hatte auch die Schlacht bei Jena und Auerstädt in ihrem Verlaufe und mehr noch in ihren unmittelbaren Folgen ein trauriges Bild der Entartung gezeigt, in welche das einst so unüberwindliche preußische Heer, vor Allem dessen Führer, verfallen waren, so war damals noch nicht Alles verloren; aber man gab sich selber auf. „Was hätte nicht Alles geschehen können, was konnte nicht täglich noch geschehen, wenn nicht der Geist des Großen und Edlen so ganz von uns gewichen wäre!“ — so klagte der nachmalige Staatskanzler von Hardenberg in jener Zeit.

Und er hatte Recht. In dem ehemaligen polnischen Oertchen Schönlanke umringte eine Volksmenge während des Pferdewechsels die Wagen der flüchtigen königlichen Familie und verlangte, bewaffnet und gegen den Feind geführt zu werden. Und ein gleich mannhafter Sinn wie in den deutschen Distrikten der östlichen Provinzen gab sich auch in den polnischen kund. Hatten doch im Großen und Ganzen Deutsche und Polen gleiche Ursache, mit der preußischen Verwaltung zufrieden zu sein.

Das Verhängniß nahm weiter seinen Verlauf. Der Antrag auf einen Waffenstillstand, den der König begehrte, wurde von Napoleon verworfen. Um dem Könige die Haupthülfsquelle abzuschneiden, beschloß Napoleon, den Haupttheil seines Heeres durch Sachsen auf Berlin marschiren zu lassen. Während der König den östlichen Provinzen zueilte, zog am 27. Oktober Napoleon unter Kanonendonner und Glockengeläute in Berlin ein.

Digitized by Google

Kolberg von der Abendseite.

Der Fall der Festungen.

Die Ereignisse, welche im Anschluß an die erlittene Niederlage eintraten, konnten und mußten in der That den Glauben erwecken, als sei die einst so gerühmte altpreußische Tapferkeit zur Fabel geworden. In unerhört schimpflicher Weise wurde eine Zahl von Festungen, die starke Besatzungen hatten und mit Kriegsvorräthen aller Art reichlich versehen waren, zum Theil ohne daß auch nur ein einziger Schuß zur Vertheidigung gethan worden wäre, dem Feinde geöffnet. Schon am Tage nach der Schlacht hatte der Kommandant von Erfurt, der an der Spitze von 8000 Mann stand, diese Festung fast ohne Widerstand übergeben. Noch im Oktober folgten Spandau und Stettin diesem unrühmlichen Beispiele. Auch Küstrin, mit einer Besatzung von 4000 Mann, 240 Kanonen und Mundvorrath auf drei Monate, ward von Oberst von Ingersleben am 1. Nov. ohne Schwertstreich dem Feinde überlassen, obgleich der König dem Kommandanten wenige Tage vorher persönlich noch die ernsteste Gegenwehr empfohlen und Letzterer mit Hand und Mund versprochen hatte, sich pflichtmäßig zu vertheidigen.

Die Muthlosigkeit der meisten Kommandanten war so groß, daß der Anmarsch einzelner französischer Reiterabtheilungen, die auf gut Glück dem Hauptheere voranschwärmten, genügte, um ihnen die Erklärung, die Waffen strecken zu wollen, abzunöthigen. Als Napoleon vernahm, daß sich Stettin mit 6000 Mann, 160 Kanonen und reichen Vorräthen einer Abtheilung leichter französischer Reiterei ergeben habe, schrieb er an Murat: „Da Ihre Husaren Festungen einnehmen, so habe ich nichts mehr zu thun, als mein Geniecorps abzudanken und meine schwere Artillerie einschmelzen zu lassen."

Die Hauptfestung Magdeburg — in derselben befanden sich die Generale von Kleist und von Wartensleben mit noch 19 anderen Generalen an der Spitze einer Besatzung von 24,000 Mann — wurde von dem Kommandanten am 8. November dem Feinde überantwortet, nachdem dessen Sendlinge vorher schon bei ihm gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten! Am Tage der Uebergabe hatte man den gemeinen Soldaten — ein Zeichen, daß in ihnen ein besserer Geist lebte, als in den Offizieren — die Patronen abgenommen!

Im Laufe desselben Monats fielen noch außer Hameln die Plassenburg bei Kulmbach und Nienburg in die Gewalt des Feindes. Blos durch die Uebergabe der Festungen geriethen gegen 50,000 Mann in französische Kriegsgefangenschaft. „Wahrlich", ruft Schladen, „die Schmach, womit so viele unserer Offiziere sich bedeckten, ist unter aller Kritik!"

Digitized by Google

Doch nicht überall befehligten Kleinmüthige und Feiglinge. Die Kommandanten von Neiße und Glatz schlossen mit den Feinden ehrenvolle Verträge ab, und auch in den unteren Odergebieten sowie an der Weichsel zeigte es sich, daß Ehre und Tapferkeit im preußischen Heere nicht gänzlich untergegangen waren. — Wären die Kommandanten der wichtigeren Festungen in gleicher Weise den Geboten der Pflicht und Ehre gefolgt, so wäre Napoleon gezwungen gewesen, bedeutende Truppenmassen zur Einschließung und Belagerung der festen Plätze zu verwenden. Dann hätte man preußischerseits die versprengten Heerhaufen jenseit der Oder zu sammeln, mit neuem Zuzug zu verstärken und den Kampf wieder aufzunehmen vermocht. So war aber Alles verloren — man fühlte sich außer Stande, dem Feinde in den Hauptprovinzen des Staates irgend einen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen.

Um diese betrübenden Schilderungen durch ein erhebenderes Bild zu unterbrechen, möge, der Zeit vorgreifend, an dieser Stelle der rühmlichen Vertheidigung der Festungen Kolberg, Graudenz und Danzig gedacht werden.

Kolberg. Der Kommandant von Kolberg war der Oberst von Loucadou, ein alter, abgestumpfter Mann, der zweifellos, wie es von den Kommandanten von Erfurt, Spandau Stettin und Küstrin geschehen war, der ersten feindlichen Aufforderung, die Festung zu übergeben, nachgekommen wäre, wenn ihn nicht die patriotische Bürgerschaft Kolbergs durch ihre Haltung daran gehindert hätte. Die Seele der Bürgerschaft war der alte Nettelbeck, ein Mann erprobten Muthes und bewährter Liebe zu König und Vaterland. In seiner Lebensbeschreibung erzählt Nettelbeck selbst, wie es hier, als ein französisches Corps sich schon auf dem Wege zur Festung befand, bestellt war. „Wall und Graben waren verfallen, von Palissaden war keine Spur. Nur drei Kanonen standen in der Bastion Pommern auf Lafetten und dienten allein zu Lärmschüssen, wenn Ausreißer von der Besatzung verfolgt werden sollten. Alles übrige Geschütz lag am Boden, hoch vom Grase überwachsen, und die dazu gehörigen Lafetten vermoderten in Remisen." Das Anerbieten der Bürgerschaft, sich bei den Befestigungsarbeiten und bei der Vertheidigung zu betheiligen, betrachtete der Kommandant als eine unberechtigte Einmischung in militärische Angelegenheiten. „Ich stellte mich dem Kommandanten vor", heißt es in der Schrift von Nettelbeck weiter, „und eröffnete ihm, daß wir mit Gott entschlossen wären, in diesen bedenklichen Zeitläuften mit dem Militär gleiche Last und Gefahr zu bestehen. Wir ständen im Begriff, uns in ein Bataillon von 700—800 Bürgern zu organisiren, die mit vollständiger Rüstung versehen wären, und bäten um die Erlaubniß, uns vor ihm aufstellen zu dürfen, damit er die Güte hätte, Musterung über uns zu halten, demnächst aber, je nachdem es die Nothwendigkeit geböte, uns zu vertheilen und uns unsere Posten anzuweisen. Unser Wille wäre gut, und wir würden unsere Schuldigkeit thun." Das Anerbieten ward mit Hohn zurückgewiesen; endlich, auf wiederholtes Drängen, gestattete der Kommandant der Bürgerschaft, an den verfallenen Schanzen vor der Stadt zu arbeiten. „Was außerhalb der Stadt geschieht", sagte er, „kümmert mich nicht." Und doch war es im Siebenjährigen Kriege gerade dadurch gelungen, den Platz so lange Zeit zu behaupten, daß, wie von Bagensky in seiner „Geschichte des Kolbergschen Infanterieregiments" nachweist, der Feind durch Feldverschanzungen von der Festung möglichst ferngehalten worden war. War dies dem Kommandanten bekannt, so ist es, will man nicht geradezu verrätherische Absichten bei ihm voraussetzen, unbegreiflich, daß er, wie er sagte, sich nur um das Innere der Festung zu bekümmern habe.

Um diese Zeit fanden sich viele Versprengte in der Festung ein, unter ihnen Leutnant von Schill, der, schwer am Kopfe verwundet, nicht weiter konnte. Schill und Nettelbeck faßten alsbald zu einander Vertrauen; Nettelbeck eröffnete dem patriotischen Offizier sein Herz, und Schill, der sogleich begriff, was hier auf dem Spiele stehe, beschloß, in Kolberg zu bleiben, um auch seinerseits mit allen Kräften dahin wirken zu helfen, daß der Platz dem Könige erhalten bleibe. Noch nicht ganz hergestellt, meldete er sich zum Dienst. Aber es erging ihm wie seinem Gesinnungsgenossen Nettelbeck: sein glühender Eifer für die patriotische Sache erregte

Digitized by Google

ebenfalls den Mißmuth des Kommandanten. Die Angriffskämpfe hatten aufs Heftigste begonnen. Als Schill einen widersinnigen Befehl auszuführen unterließ, erhielt er Zimmerarrest. Dem alten Nettelbeck wäre es bald darauf beinahe noch übler ergangen.

Die Veranlassung dazu erzählt er in seiner Selbstbiographie folgendermaßen: „Es zogen feindliche Granaten, die geworfen wurden, ihre Bogen, schlugen nicht weit von uns durch die Dächer, platzten und richteten Schaden an. Fast zu gleicher Zeit fuhr eine Bombe kaum zwanzig Schritt vor uns nieder, zersprang, beschädigte aber Niemand. Bei dem Knall sah sich der Kommandant mit etwas verwirrten Blicken unter uns um und stotterte:

Gneisenau. Schill. Nettelbeck.

„Meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir doch noch müssen zu Kreuze kriechen!“ Mehr konnte er nicht hervorbringen. So etwas sehen und hören ließ mich meiner nicht mächtig bleiben, und ich that einen Schritt, den ich selber jetzt nicht gutheiße. Ich fuhr gegen ihn auf und schrie: „Halt! Der Erste, wer es auch sei, der das verdammte Wort wieder ausspricht von „zu Kreuze kriechen“, der stirbt des Todes von meiner Hand!“ Dabei fuhr mir der Degen, ich weiß nicht wie, aus der Scheide, und indem ich ihn mit der Spitze gegen den Feigling richtete, setzte ich hinzu: „Laßt uns brav und ehrlich sein, oder wir verdienen, wie die Memmen zu sterben.“ Der Landrath Dahlke, mein Nebenmann, faßte mich von hinten und zog mich von Loucadou zurück, während dieser von Anderen verhindert wurde, seine Hände zu gebrauchen, die gleichfalls nach der Klinge griffen.

Digitized by Google

Seine Zorneswuth kannte keine Grenzen mehr. „Arretiren!“ ſchrie er mit ſchäumendem Munde, „gleich arretiren! In Ketten und Banden!“ Da ſich indeß Alles um ihn zuſammendrängte, der Landrath aber mich aus allen Kräften von ihm entfernte, ſo mußte er wol glauben, daß man mich ins Gefängniß davonführe; und ſo kamen wir einander aus dem Geſichte.“ Auch Major von Britzke und der nachmalige zweite Kommandant von Waldenfels erklärten, Denjenigen niederſchießen zu wollen, der von Ergebung ſpräche.

Die Abſicht des Kommandanten ging in der That dahin, den wackern Nettelbeck vor ein Kriegsgericht zu ſtellen und am nächſten Tage erſchießen zu laſſen. Die drohende Haltung der Bürgerſchaft jedoch verhinderte die Ausführung dieſes Beſchluſſes.

Courbière in Graudenz.

Schill verließ ſpäter, von Thatendurſt getrieben, und nachdem er redlich in und um Kolberg das Seine gethan, den Platz, um als Freiſcharenführer dem Feinde Abbruch zu thun. Bei Naugard brachte er einer franzöſiſchen Abtheilung eine bedeutende Schlappe bei, in der Nähe von Stargard nahm er durch einen Handſtreich den Marſchall Victor gefangen, gegen welchen ſpäter Blücher, der bei Travemünde in franzöſiſche Kriegsgefangenſchaft gerathen war, ausgelöſt ward.

Zum Glück wurde bald nach jenen Vorfällen Neithardt von Gneiſenau als Kommandant nach Kolberg geſandt, und damit war Loucadou ſeines Amtes enthoben. Rührend iſt die Schilderung des erſten Zuſammentreffens Gneiſenau's mit Nettelbeck, von der Letzterer in ſeiner Schrift berichtet: „Ein freudiges Erſchrecken fuhr mir durch alle Glieder; mein

Digitized by Google

Herz schlug in mir hoch auf, und die Thränen stürzten mir unaufhaltsam aus den alten Augen. Zugleich zitterten mir die Kniee unterm Leibe; ich fiel vor unserm neuen Schutzgeist in hoher Rührung auf die Kniee, umklammerte ihn und rief aus: „Ich bitte Sie um Gottes willen, verlassen Sie uns nicht; wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen Blutstropfen in uns haben; sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden!" Der Kommandant hob mich freundlich auf und tröstete mich: „Nein, Kinder, ich werde euch nicht verlassen. Gott wird uns helfen!" — In Gneisenau fanden die tapferen Truppen und die wackere Bürgerschaft einen neuen, sie mit Vertrauen und Feuereifer erfüllenden Mittelpunkt. „Das Vertrauen, welches Gneisenau bei seinem ersten Auftreten einflößte", sagt v. Bagensky, „sowie die Kraft, mit welcher er die verschiedenen Vertheidigungsmittel verwendete, waren die schönen Vorboten der ruhmvoll und glücklich durchgeführten Vertheidigung der Festung."

Graudenz. Gleiche Unerschrockenheit wie diese Männer bewies der dreiundsiebzigjährige General Courbière bei der Vertheidigung von Graudenz. Dieser, ein würdiger Abkömmling einer aus Frankreich ausgewanderten Hugenottenfamilie, war im Jahre 1757 als Ingenieurkapitän aus holländischen in preußische Dienste übergetreten und hatte sich sowol im Siebenjährigen Kriege als auch im Kriege gegen die französische Republik durch Tapferkeit und Umsicht hervorgethan. — Seine Lage als Kommandant von Graudenz war eine außerordentlich bedrohte, da nicht nur die Belagerung durch gewaltige Mittel unterstützt wurde, sondern auch in dem polnischen Theile der Besatzungstruppen sich meuterische Gesinnungen kundgaben. Dennoch verzagte der alte Soldat nicht. Als ihm von den Belagerern die (falsche) Nachricht überbracht wurde, der König von Preußen habe seine Staaten verlassen, daher eine preußische Monarchie nicht mehr vorhanden sei, entgegnete unerschüttert der Held: „Giebt es keine preußische Monarchie mehr — gut, so bin ich König von Graudenz!"

Der **Vertheidigung Danzigs** haben wir gleichfalls rühmlich zu gedenken. Kommandant dieses Platzes war der durch seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichnete Graf Kalkreuth, der, wie Courbière, sich schon unter Friedrich dem Großen hervorgethan und unter Friedrich Wilhelm II. neue Kriegslorbern erworben hatte. Er hielt trotz der Uebermacht des Feindes und der Furchtbarkeit der Angriffe tapfer Stand. Lediglich Mangel an Munition nöthigte ihn endlich im Mai 1807 zu einer ehrenvollen Kapitulation. Unter klingendem Spiele und mit allen kriegerischen Ehren verließ er mit seinen Truppen die Festung.

Doch verfolgen wir nach dieser vorgreifenden Schilderung den weiteren Verlauf der Ereignisse. Voll freudiger Siegeshoffnung hatte man in Berlin nach dem Ausrücken der Truppen auf Nachrichten von glänzenden Erfolgen des preußischen Heeres gewartet. Um so schmerzlicher war daher die Enttäuschung und um so größer die Bestürzung, als Anfangs gerüchtweise, bald aber immer bestimmter die Nachricht nach Berlin gelangte, die Franzosen hätten bei Jena und Auerstädt glänzend gesiegt, das preußische Heer befände sich in wilder Flucht und der Feind rücke in Eilmärschen der Hauptstadt entgegen. Allerdings fehlte es auch in Berlin nicht an muthigen jungen Leuten; schon beim ersten Gerücht von der Niederlage der Preußen wurde der Gouverneur der Stadt, ein Herr von Schulenburg, von den Bürgern aufgefordert, die Bildung einer Bürgergarde zu gestatten, da die kriegstüchtige Jugend Berlins mit Freuden bereit sei, zum Kampfe gegen den siegreichen Feind sich zu bewaffnen. Aber Schulenburg wies eine solche Zumuthung ohne Weiteres ab und erließ, als die Unglücksnachricht sich bestätigte, am 18. Oktober jenes vielgenannte Manifest, durch welches er eine so traurige Berühmtheit erlangt hat: „Der König hat eine Bataille verloren; jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht." Darauf übergab er sein Amt an den an Gesinnung ihm ähnlichen Fürsten Hatzfeld und verließ, von der aufgeregten Bevölkerung verwünscht und kaum thätlicher Mißhandlung entgehend, die Stadt, deren Wohl in seine Hände gelegt war. Der neue Gouverneur schritt nun zwar zur Bildung einer Bürgerwehr, aber er ertheilte ihr den gemessenen Befehl, beim Anrücken des Feindes sich aller Thätlichkeiten zu enthalten.

Digitized by Google

Seine Kopflosigkeit war so groß, daß nicht einmal die ansehnlichen Kriegsvorräthe und der werthvolle Inhalt der Zeughäuser beiseite geschafft wurden; kaum gelang es dem energischen Eingreifen des Freiherrn von Stein, wenigstens die königlichen Kassen in Sicherheit zu bringen. Alles Uebrige fiel den Franzosen in die Hände. Wenn die höheren und höchsten Beamten, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, der Bürgerschaft mit einem so schlechten Beispiele vorangingen, so war es nicht zu verwundern, wenn auch bei dieser der anfänglich gezeigte Eifer bald nachließ und gänzlicher Muthlosigkeit und Gleichgiltigkeit Platz machte. Fehlte es doch, als endlich die Franzosen in die Stadt eingezogen waren, selbst nicht an Solchen, die, Verrath übend an der Sache des Vaterlandes, sich zu Spionen und Angebern für die Sieger hergaben und in schnöder Gewinnsucht diesen über vorhandenen und von pflichttreuen Beamten verborgenen Staatsbesitz Meldung machten.

Graf Kalkreuth in Danzig.

Napoleon in Berlin. Schon am 27. Oktober, dreizehn Tage nach der Schlacht von Jena, hielt Napoleon, von Potsdam kommend, wo er die Schlösser und das Grabgewölbe Friedrich's des Großen besucht hatte, seinen Siegeseinzug in die preußische Hauptstadt. Der Einzug geschah durch das Brandenburger Thor, auf dem die Victoria mit dem Viergespann prangte. Dieses Kunstwerk sowol als Kunstschätze anderer Art, unter ihnen der Degen, der Ringkragen und das große Ordensband Friedrich's II., wanderten sammt den eroberten Fahnen als Siegeszeichen nach Paris. In der Kunstkammer hausten französische Generäle wahrhaft vandalisch, indem sie aus einzelnen Kunstwerken edle Steine ausbrachen, andere ihrer Goldzierrathen beraubten und sie dabei verstümmelten. Im Uebrigen wurde die Stadt vom Feinde mit Schonung behandelt. Man ließ sogar die Bürgergarde bestehen und verstattete der Bürgerschaft eine Art von Selbstverwaltung; alle Beamten, soweit sie nicht durch

Digitized by Google

ihre Thätigkeit und ihr Auftreten den besonderen Zorn des Siegers auf sich geladen hatten, wurden in ihren Stellungen belassen, mußten sich freilich aber verpflichten, den Befehlen des französischen Gouverneurs, des Generals Hullin, unbedingt Folge zu leisten und die französischen Militärbehörden in ihren Requisitionen und dergleichen rückhaltlos zu unterstützen. Man sieht daraus, daß nicht Gründe der Menschlichkeit Napoleon bei seinem Verfahren bestimmten. Er wollte sich des mit den Verhältnissen der Stadt und des Landes vertrauten Beamtenheeres bedienen, um mit dessen Hülfe die ungeheuren Requisitionen, die er Preußen auferlegte, möglichst leicht einzutreiben, ohne französische Beamte, die naturgemäß auf große Hindernisse gestoßen sein würden, dazu heranziehen zu müssen.

Friedrich Wilhelm hatte sich mit seiner Gemahlin nach Königsberg begeben. Napoleon, der jetzt ganz Norddeutschland als zu seinen Füßen liegend betrachtete, schwang die Geißel schonungslos über Alle, die seinen Zorn erregt hatten. Das dem Hause Oranien gehörende Fulda, sowie Braunschweig erklärte er als an Frankreich verfallen, Ostfriesland mit Jever und das Herzogthum Oldenburg überließ er dem Könige Ludwig von Holland, die in Westfalen liegenden streitigen Abteien seinem Schwager Murat, dem Großherzog von Berg. Der Kurfürst von Hessen, welcher erklärt hatte, sich in dem Kampfe neutral halten zu wollen, sollte dafür büßen. Napoleon erkannte dessen Beweggründe ganz richtig — er nannte ihn einen Feind Frankreichs, der, wenn die preußischen Waffen siegreich gewesen wären, sich mit Preußen verbunden haben würde. Der Bedrohte suchte sein Heil in der Flucht. Der Kurfürst von Sachsen dagegen wußte sich, obgleich seine Truppen gegen Napoleon gekämpft hatten, die Schonung des Siegers zu gewinnen. Napoleon gab die sächsischen Gefangenen frei, schloß mit dem Kurfürsten Frieden, und dieser trat mit dem Titel eines Königs in den — Rheinbund, womit er zugleich die Verpflichtung übernahm, 20,000 Mann für Frankreich zu stellen. Gleichwol mußte die Leipziger Kaufmannschaft dafür, daß sie gegen den Willen Napoleon's mit England Handelsgeschäfte getrieben hatte, $1\frac{1}{2}$ Mill. Francs zahlen; außerdem büßte das Land den Irrthum seines Fürsten mit 10 Mill. Thalern Kriegssteuern. Der Herzog von Weimar, der als preußischer General gegen Napoleon gefochten hatte, erhielt sein Land wieder. — Am schwersten hatte der tödlich verwundete Herzog Ferdinand von Braunschweig die Rache des Siegers zu empfinden. Napoleon erklärte, ihn nicht als einen Reichsfürsten, sondern nur als einen preußischen General behandeln zu wollen. Der Todtkranke begab sich auf die Flucht, auf der ihn — in Altona — der Tod ereilte.

Welche Stimmung am Hofe Friedrich Wilhelm's herrschte, zeigt ein Schreiben des Freiherrn von Schladen, in welchem es heißt: „Leider habe ich Gelegenheit gehabt, zu vernehmen, daß alle die Personen, welche in diesem Augenblick auf die Entscheidung unseres Herrn Einfluß haben können, sich sehr wenig vom Erfolge eines längeren Widerstandes versprechen, und daß ohne irgend eine Ausnahme Alle geneigt sind, dem Könige zu rathen, sich allen, selbst den härtesten Bedingungen Frankreichs zu unterwerfen!!"

Es wurden von Seiten der preußischen Regierung Friedensverhandlungen eingeleitet, und der König genehmigte unter dem 27. Oktober folgende von Napoleon gestellte Forderungen: Zahlung von 25 Millionen Thalern und Verzichtleistung auf jede fernere Einmischung in die deutschen Angelegenheiten. — Aber Napoleon zögerte seinerseits mit der Unterzeichnung, da er meinte, Größeres fordern zu können. Da nun Schlag auf Schlag neue überraschende Nachrichten von den Erfolgen seiner Generäle und der feigen Uebergabe aller wichtigen Festungen des Staates eintrafen, erklärte er: „Die Herrschaft desjenigen Gesetzes, das den Regierungen theurer sein müsse als das geschriebene Recht, die Rücksicht auf das allgemeine Wohl, entbinde ihn seines früheren Wortes." — Dagegen schlug er bald darauf einen für Preußen schimpflichen Waffenstillstand vor. Friedrich Wilhelm verwarf ihn und beschloß, den Anzug der Russen zu erwarten. Es ward nun Gericht über die treubrüchigen Festungskommandanten gehalten. Einer derselben, der Oberst von Ingersleben, wurde zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt, die Uebrigen kamen mit Kassation davon.

Digitized by Google

Der König hatte jetzt die Schäden erkannt, an welchen das einst so tüchtige preußische Heer zu Grunde gegangen war. In einer darauf bezüglichen Kabinetsordre legte er diese schonungslos bloß und deutete in strengen Worten mittels Armeebefehl darauf hin, daß er entschlossen sei, mit eiserner Hand hier einzugreifen und die nothwendige Umwandlung des Heeres zu bewirken. Die traurigen Ereignisse der nächsten Monate verhinderten zunächst die Ausführung; erst nach dem Frieden von Tilsit konnte dieselbe unter Mitwirkung von Männern wie Scharnhorst, Stein und Gneisenau erfolgreich in Angriff genommen werden.

Die Monarchie Friedrich's des Großen für immer in die Reihe der Staaten zweiten Ranges zurückzustoßen, war jetzt der feste Wille Napoleon's. Um dieses Ziel zu erreichen, schien es ihm eben so nothwendig wie das Behaupten der Schlachtfelder, die Hingebung an das Königspaar in den Herzen des Volkes zu zerstören. Dazu wählte er den Weg niedrigster Verleumdungen, die in dem „Telegraphen", einer unter der Herrschaft der Franzosen erscheinenden Zeitung, täglich in die Welt geschleudert wurden; namentlich verfolgte er die schöne, unglückliche Königin in einer Weise, die selbst der Geschichtschreiber Thiers als eine seines Helden unwürdige tadelt. Napoleon konnte es der edlen Frau nicht vergessen, daß sie von jeher die Seele der Frankreich feindlichen Partei in Preußen gewesen war, daß sie am eigenen Hofe sowie an den Nachbarhöfen unablässig dahin gewirkt hatte, ein gemeinsames Auftreten gegen den französischen Eroberer zu Stande zu bringen.

Um Rußland zu treffen, rief Napoleon die Polen zu den Waffen. Er spiegelte dem unglücklichen Volke vor, ihm seine Selbständigkeit wieder verschaffen zu wollen. Die Zeit der Erlösung aus der Knechtschaft, sagte er, sei für Polen gekommen, darum solle es zum Schwerte greifen. Daß es ihm mit diesem Versprechen nicht Ernst war, sollte das polnische Volk viel zu spät erfahren. Kosciuszko durchschaute die welsche Tücke und lehnte eine Betheiligung ab. Dennoch wurde ein mit seinem Namen unterzeichneter Aufruf verbreitet. — Polen erhob sich, am 28. November zog Murat, am 13. Dezember Napoleon unter großem Jubel in Warschau ein. Außerdem war es Napoleon gelungen, Rußland in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln. Es erfolgte indeß doch die Vereinigung des russischen Zuzuges mit den Preußen, und bald vernahm man von Zusammenstößen kleinerer Heerhaufen.

Pultusk und Eylau. Am 26. Dezember wurde die Schlacht bei Pultusk (am rechten Ufer der Narew) geschlagen, in der die Russen unter ihrem Befehlshaber Graf Bennigsen das Schlachtfeld behaupteten. Nach mehrwöchentlicher Waffenruhe bedrohten die Franzosen Königsberg, was den russischen Heerführer bewog, eine neue Schlacht anzunehmen. Das russisch-preußische Heer zählte 70,000, das Heer Napoleon's 90,000 Mann. Es kam bei Preußisch-Eylau (am 7. und 8. Februar 1807) zur Schlacht. Am 7. Februar wurde mit abwechselndem Glücke um den Besitz von Eylau gekämpft. Unter dichtem Schneegestöber begann am folgenden Tage aufs Neue der Kampf, der unerhört blutig war. Die Preußen fochten (unter L'Estocq) mit der von früher gewohnten Tapferkeit. Nicht weniger als 40,000 todter und verwundeter Russen, Preußen und Franzosen deckten am Abende das weite Todtenfeld. Auf beiden Seiten behaupteten die Führer, den Sieg errungen zu haben. Mit Sicherheit kann angenommen werden, daß die Verluste des französischen Heeres größer waren, als die der Russen und Preußen. Doch war die Erschöpfung hier wie dort so groß, daß die Feldherren es für unerläßlich hielten, die Heere zurückzuführen, um sie zu ergänzen.

Wie es seine Art war, sandte Napoleon auch diesmal einen pomphaften Siegesbericht nach Paris, indeß die Patrioten in Deutschland durch die der Wahrheit mehr entsprechenden Nachrichten, welche sie über die Schlacht empfingen, mit neuen Hoffnungen belebt wurden.

Der König hatte sich mit seiner Familie nach der östlichsten Grenzstadt seines Landes, nach Memel, zurückgezogen. Es wurde wieder ein gutes Vernehmen mit England zu Stande gebracht, und der Verzichtleistung von Seiten Preußens auf Hannover folgte am 28. Januar 1807 ein Frieden zwischen Preußen und England. Um Preußen von Rußland zu trennen, machte Napoleon dem Könige jetzt Friedenserbietungen.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm lehnte jedoch die ihm gemachten Anerbietungen ab und hielt somit seinem Verbündeten, dem Kaiser von Rußland, Treue und Glauben.

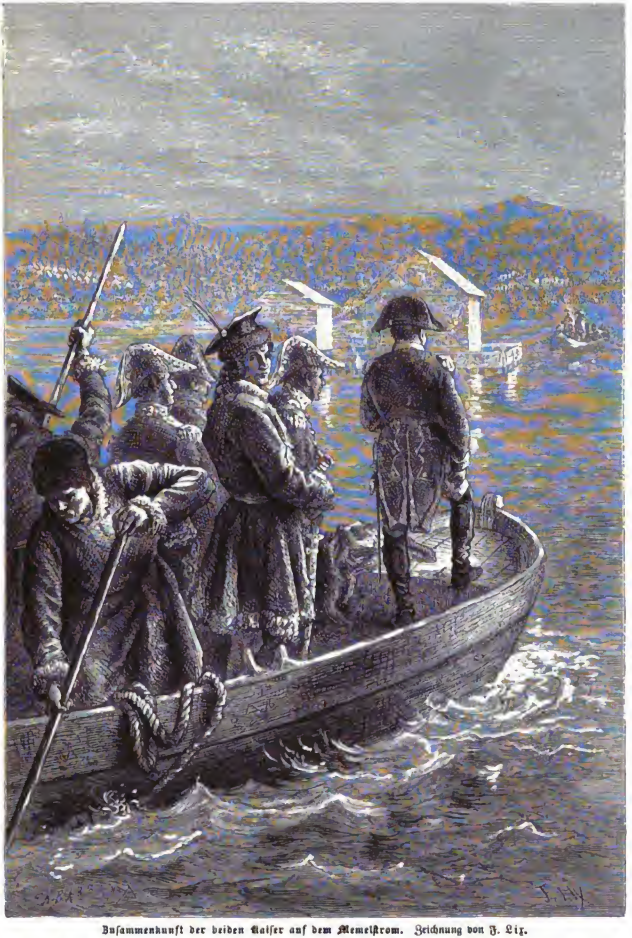
Indeß waren neue erschütternde Nachrichten in Memel eingegangen. Der Statthalter von Schlesien, Graf Hoym, hatte erklärt, Widerstand sei vergeblich, ja unmöglich. Unter solchen Umständen wurden von feigherzigen Kommandanten die Hauptplätze Breslau, Glogau, Schweidnitz und Brieg dem Feinde überliefert. Neiße dagegen ergab sich erst, als alle Mittel der Vertheidigung erschöpft waren. In Kosel herrschten schwere Krankheiten unter der Besatzung, auch fanden unter dem polnischen Theile derselben Meutereien statt; dessenungeachtet hielt der tapfere Kommandant Neumann die Festung. Als ihn das Fieber dahingerafft hatte, trat v. Puttkammer, ein Kriegsmann von gleicher Tüchtigkeit, an seine Stelle. Ebenso tapfer ward Glatz vertheidigt. Erst als in beiden Festungen die Lebensmittel zu Ende gegangen waren und ein neuer Feind, der Hunger, sich als Bundesgenosse dem äußeren Feinde zugesellt hatte, knüpften die Kommandanten Unterhandlungen wegen Uebergabe an; die zweite Hälfte des Juli wurde als die Zeit angesetzt, in der sie, wenn keine Hülfe komme, dem Feinde die Thore öffnen wollten. Ehe die festgesetzte Frist abgelaufen war, war aber der Friede geschlossen und die beiden Festungen blieben dem Könige erhalten. Das in Felsen gehauene Silberberg, dem der jungfräuliche Kranz noch bis zum heutigen Tage nicht geraubt worden ist, hatte sich gar nicht in Verhandlungen eingelassen. — In Pillau befehligte der fünfundsiebzigjährige Oberst Hermann. Er weigerte sich, die an sich unbedeutende Festung zu übergeben, ließ seine wenigen Soldaten um sich herumtreten und einen Sarg in ihre Mitte stellen. „Kameraden", redete er sie an, „lebendig übergebe ich die Festung nicht! Hier ist mein Sarg; wer mich überlebt, wird meine Knochen wol hineinlegen. Wer ein braver Preuße ist, wiederhole mit mir den Schwur: „Preußen oder Tod!" — Alle schwuren. — Die Feste hielt sich 51 Tage; nach einem ehrenvollen Uebereinkommen durfte die Besatzung mit klingendem Spiele abziehen. Mittlerweile war die Entscheidung über Preußen gefallen.

Durch die mit Eifer betriebenen Rüstungen auf beiden Seiten wurden die Streitkräfte der Russen und Preußen auf 120,000, die Napoleon's auf 200,000 Mann gebracht. Der Kaiser Alexander machte dem Könige einen Besuch in Memel. Alexander, edler Regungen fähig, aber von Charakter schwach, sagte dem Könige bei dieser Gelegenheit mit Thränen in den Augen: „Nicht wahr, Keiner von Beiden fällt allein? Entweder Beide zusammen, oder Keiner von Beiden!" — Es kam nun zwischen beiden Herrschern der Vertrag von Bartenstein (25. April 1807) zu Stande, dessen Hauptbestimmungen folgende waren: Wiederherstellung Preußens, Auflösung des Rheinbundes, gemeinsame Leitung Deutschlands durch Preußen und Oesterreich und Feststellung seiner Länderverhältnisse.

Heilsberg und Friedland. Anfang Juni ging Napoleon wieder vor, und es kam bei Heilsberg zu einem hartnäckigen, aber nicht entscheidenden Treffen, bei dem eine Abtheilung Preußen mit außerordentlicher Tapferkeit kämpfte. Zwei Schwadronen Prittwitz-Husaren unter der Führung ihres tapferen Majors von Cosel hieben ein ganzes französisches Infanterieregiment zusammen. Die Russen behaupteten an diesem Tage, hauptsächlich, wie russische Kriegsmänner selbst zugegeben haben, infolge jenes heldenmüthigen Eingreifens der preußischen Reiterei das Schlachtfeld. Durch geschickte Truppenbewegungen gelang es indeß dem französischen Kaiser, die Preußen von den Russen zu trennen, und nun stürzte er sich auf die Letzteren und erfocht über sie bei Friedland (14. Juni) einen so entscheidenden Sieg, daß die Trümmer des geschlagenen Heeres nach allen Richtungen aus einander stoben.

Auf beiden Seiten war mit der größten Tapferkeit und Erbitterung gekämpft worden. Nach Napoleon's eigenen Angaben betrugen die Verluste des französischen Heeres 12,000 Mann; noch größer dagegen waren die Verluste der Russen, die nach ihrer Niederlage sich in wilder Unordnung auf die russische Grenze zurückzogen, die wenigen preußischen Festungen, welche noch nicht in der Gewalt des Feindes waren, ihrem Schicksal überlassend.

Digitized by Google



Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Memelstrom. Zeichnung von F. Lix.

Selbst Königsberg, die zweite Hauptstadt des Landes, zu halten, schien nach der Schlacht bei Friedland unmöglich. Zwar hatten die Russen schleunigen Entsatz zugesagt, aber der Kommandant General Rüchel sah die Unmöglichkeit der Ausführung ein. So wollte er dem Könige wenigstens die ziemlich zahlreiche Besatzung erhalten und verließ deshalb mit dieser

Digitized by Google

die Festung, in welche schon am 16. Juni die siegreichen Franzosen unter Marschall Davoust ihren Einzug hielten.

„Wir stehen auf dem Punkte", schrieb die Königin an ihren Vater, „das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Herz beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehen mit Ehren unter." —

Nachdem die Franzosen Königsberg und Tilsit besetzt hatten, gingen die Heere der Preußen und Russen hinter den Niemen zurück. Das ganze Land mit Ausnahme einiger Grenzfestungen befand sich in der Gewalt des Feindes. Die Hülfe der Russen hatte Preußen bisher kein Heil gebracht; wol aber hatten sie in Preußen wie im Feindeslande gehaust. Je mehr sich nun die Franzosen der russischen Grenze näherten, desto größer ward bei Alexander die Besorgniß, der Krieg könne demnächst schon auf das Gebiet seines Reiches übertragen werden. Um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, drang er auf einen Waffenstillstand. Ein solcher ward bald darauf von den Russen, dann von den Preußen mit dem Gegner abgeschlossen.

Zusammenkunft von Alexander und Napoleon. Napoleon war nun bestrebt, den Herrscher Rußlands für sich einzunehmen, und dies gelang ihm leider nur zu gut. Der wenig charakterfeste und äußeren Einflüssen leicht zugängliche Kaiser Alexander, der sich von den Schmeicheleien des ersten Kriegsmannes seiner Zeit, sowie durch die Aussicht auf die Besitznahme Finnlands und der Donauprovinzen gefangen nehmen ließ, vergaß der dem Könige Friedrich Wilhelm gemachten feierlichen Zusage, und es ward zwischen ihm und Napoleon eine Zusammenkunft verabredet. Dieselbe fand am 25. Juni zu Tilsit auf der Mitte des Memelstromes auf einem Floße statt. Die beiden Kaiser umarmten sich und ließen es an Freundschaftsäußerungen mancher Art nicht fehlen. An der nächsten Zusammenkunft nahm auch Friedrich Wilhelm Theil. Napoleon forderte von Alexander die Entlassung des Ministers Budberg und von Friedrich Wilhelm die des Ministers Hardenberg. Diese beiden Männer hatten den preußisch-russischen Vertrag von Bartenstein unterzeichnet. Da ihre Entlassung sogleich ausgefertigt ward, so war damit die Beseitigung jenes Vertrages ausgesprochen.

Frieden von Tilsit (7. Juli 1807).

Trotz des Unglücks, das ihn betroffen, bewahrte Friedrich Wilhelm unerschütterlich seine königliche Würde. Napoleon, der gewohnt war, daß man ihm schmeichle, fühlte sich durch die ungewohnte Haltung des Königs verletzt. „Es war dem Könige", schreibt Hippel, „nicht möglich, zu heucheln, daher er auch seinen persönlichen Unmuth gegen Napoleon nicht verbarg." Auch Thiers erkennt an, „daß der König sich in keiner Weise vor dem Sieger erniedrigt habe."

An den folgenden Friedensverhandlungen zu Tilsit nahm Friedrich Wilhelm persönlich Theil. Der Umstand, daß Napoleon sich vollständig als Sieger fühlte, der Haß, der ihn gegen Preußen und sein Königshaus erfüllte, erschwerten das Zustandekommen des Friedens. Die französischerseits aufgestellten Friedensbedingungen schienen Friedrich Wilhelm ganz unerträglich. Patriotische Männer in der Umgebung des Königs waren der Meinung, die Gegenwart der Königin in Tilsit könne vielleicht dahin wirken, Napoleon in seinen Forderungen milder zu stimmen. Die Königin ließ sich zu der Reise bewegen. „Welche Ueberwindung es mich kostet", schrieb sie, „das weiß Gott! Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als Den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. . . . Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert, Opfer zu bringen bin ich gewohnt."

Bei der Zusammenkunft zwischen der Königin und Napoleon richtete Letzterer die in geringschätzendem Tone gesprochene Frage an die Fürstin: „Aber wie konnten Sie Krieg mit

Digitized by Google

mir anfangen?" — „Sire", antwortete die Königin mit Würde, „dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Thiers sagt über diese Zusammenkunft: „Die Stärke des Charakters und des Geistes dieser Fürstin machte sich in der Unterhaltung bald fühlbar, so daß selbst Napoleon dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde. Er achtete jedoch darauf, während er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte, sich kein einziges Wort entschlüpfen zu lassen, welches ihn hätte binden können. Sie errieth die Taktik ihres mächtigen Gegners, und sie beklagte sich lebhaft, „daß er sie scheiden sähe, ohne eine Erinnerung in ihrem Herzen zurücklassen zu wollen, die ihr gestatte, mit der Bewunderung für den großen Mann auch eine unauslöschliche Dankbarkeit gegen den großmüthigen Sieger zu verbinden."

Talleyrand, welcher bei der Unterredung zugegen gewesen war, fürchtete, der Eindruck, den die geistvolle, edle Königin sichtlich auf Napoleon gemacht hatte, könne denselben möglicherweise bestimmen, seine Forderungen zu mäßigen. Daher sagte er gleich nach der Zusammenkunft zu ihm: „Sire, soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre größte Eroberung nicht benutzt haben?"

Nun, der gemachte Eindruck war bald verwischt, der alte Haß flammte in Napoleon wieder auf, und so blieb er denn seinem Vorsatze, Preußen so viel wie möglich zu schwächen und zugleich zu erniedrigen, getreu. Am 7. Juli kam der Friede zwischen ihm und Alexander zu Stande, am 9. Juli wurde der mit Preußen unterzeichnet. Die Bedingungen waren folgende: Von etwa 5700 Geviertmeilen mit gegen 10 Millionen Einwohnern wurde von Preußen die Hälfte abgetreten, d. h. aller Besitz zwischen Elbe und Rhein. Preußen erhielt sein Gebiet auf dem rechten Elbufer zurück, doch wurde dieser Bestimmung der kränkende Zusatz beigefügt: „Es geschähe dieses aus Achtung für den Kaiser aller Reußen und um den aufrichtigen Wunsch zu bestätigen, Rußland und Frankreich durch unauflösliche Bande der Freundschaft und des Vertrauens zu verbinden." Erfurt behielt Napoleon für sich, Baireuth überließ er später Bayern.

Das Königreich Westfalen. Aus den übrigen auf der Westseite der Elbe gelegenen preußischen Gebieten schuf er mit Einschluß Braunschweigs, Kurhessens und eines Theiles von Hannover das Königreich Westfalen, für das er Kassel als Hauptstadt bestimmte.

In dieses neugeschaffene deutsche Königreich setzte Napoleon seinen jüngsten Bruder Hieronymus (Jérôme) als König ein.

Die Besitzungen in der Lausitz kamen an Sachsen. Von den polnischen Ländern blieb nur Westpreußen und ein schmaler Streifen des Netzegebiets für Preußen übrig; auch Thorn ging verloren. Danzig mit einem Gebiete von zwei Meilen in der Runde wurde zum Freistaat erklärt — es sollte offenbar für spätere Zeit anderen Plänen Napoleon's zum Stützpunkt dienen. Der übrige Theil des preußisch-polnischen Gebietes sowie das Kulmerland kamen unter dem Gesammtnamen „Großherzogthum Warschau" an Sachsen. (Im bald darauf abgeschlossenen Elbinger Vertrage erhielt Sachsen außerdem noch den Michelauer Kreis und Neuschlesien.) Die etwa 200 Geviertmeilen umfassenden Gebiete Grodno und Bialystock in Neuostpreußen nahm der Kaiser Alexander, auf dessen unverbrüchliche Bundesgenossenschaft vertrauend Friedrich Wilhelm den Krieg begonnen hatte, als Geschenk von Napoleon an. — Frankreich und den mit ihm verbündeten Staaten wurde das Recht der freien Schiffahrt auf der Weichsel, der Netze und dem Bromberger Kanal zugesprochen. Handel und Verkehr mit England durfte nicht stattfinden, eine Bestimmung, zu deren Annahme sich auch Rußland hatte verstehen müssen. Preußen durfte nur ein Heer von 42,000 Mann halten. Obgleich von den feindlichen Heeren ausgesogen, war dem Lande eine Zahlung von mehr als 154 Millionen Francs auferlegt worden. Durch Rußlands Vermittlung wurde sie auf 120 Millionen herabgesetzt. Bis zur völligen Auszahlung dieser Summe sollten gegen 200,000 Mann französische Truppen, die dem Lande monatlich 250,000 Thaler kosteten, das Land besetzt halten.

Digitized by Google

In Berlin ließen die Gewalthaber ein Tedeum singen und die Stadt beleuchten. Nur zwei Transparente wurden bemerkt. In der Friedrichsstraße hatte ein Tischler einen Sarg illuminirt mit der Aufschrift: „Hier ist der wahre — bekannte und unbekannte Friede."

„Der Friede ist geschlossen", schrieb die Königin, „aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als seine Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden schließen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube." —

Nachdem der Besiegung Oesterreichs der jähe Sturz Preußens gefolgt und Alexander in ein Bundesverhältniß mit Napoleon getreten war, hätte sich Letzterer als unbeschränkten Gebieter Europa's ansehen können, wäre ihm nicht England mit unerbittlicher Zähigkeit entgegengetreten in Sizilien, in Spanien, vornehmlich aber auf den Meeren. — Unfern der spanischen Küste hatte der englische Seeheld Nelson durch seinen glänzenden Sieg bei Trafalgar (21. Oktober 1805), der ihm jedoch das Leben kostete, die spanische und eine französische Flotte, das mühevolle Werk mancher Jahre, so vollständig besiegt, daß nur wenige spanische und französische Schiffe dem Untergange entkommen waren.

Leider aber erlahmte gerade jetzt, nach dem Tode seines großen Ministers William Pitt, auch Englands Widerstand zeitweilig, und Napoleon konnte nun ernstlicher daran denken, seine Eroberungspläne auf der Pyrenäischen Halbinsel weiter zu verfolgen. — —

Mit dem Unglück von Jena und Auerstädt und dem gleich unheilvollen Frieden von Tilsit schloß, wie Max Jähns übersichtlich darlegt, die zweite, 360 Jahre umfassende Periode der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, die sich in fünf deutlich erkennbare Abschnitte gliedert und ein unaufhaltsames Sinken der Macht Deutschlands wiederspiegelt.

„Der erste Abschnitt ist die Zeit der spanisch-habsburgischen Vorherrschaft von der Mitte des fünfzehnten bis zu der des sechzehnten Jahrhunderts. Sie weist noch einen Kriegszug in Frankreich auf, der selbst Paris bedroht. — Der zweite Abschnitt beginnt mit der vergeblichen Belagerung von Metz und endet mit dem Westfälischen Frieden. Während seines Verlaufes gehen für Deutschland die drei Bisthümer und das Elsaß verloren. — Der dritte Abschnitt umfaßt einen siebenjährigen Krieg zum Schutz der Niederlande, ein zehnjähriges Ringen gegen die Reunionen Ludwig's XIV. sowie den Kampf um die spanische und die polnische Krone. Schon ist Deutschland in so trauriger Lage, daß es bedenkliche Bundesgenossenschaft annehmen muß: im Jahre 1735, während des polnischen Krieges, bei welchem von allen Reichsfürsten fast nur Preußen treu zum Kaiser stand, erscheinen zum ersten Male die Russen am Rhein. Straßburg, Landau, Lothringen gehen dem Reiche verloren. — Im folgenden Abschnitte, dem der österreichischen Erbfolgekriege, wird die unmittelbare Einmischung Frankreichs in rein deutsche Angelegenheiten chronisch; wechselnd kämpft es gegen Habsburg und Hohenzollern, das Ziel der Schwächung Deutschlands fest im Auge — und endlich, in der Epoche der Revolutionskriege, trägt diese Verschärfung der inneren Gegensätze des Reiches nur allzu üppig die erwünschte Frucht: Frankreich erreicht nicht nur die Rheingrenze, sondern es schlägt das Reich in Trümmer, und selbst die deutschen Küsten gehen verloren. — Es ist ein furchtbares Trauerspiel! Wie schwer, wie unaufhörlich gerungen worden, geht aus der einfachen Betrachtung hervor, daß auf die Zeit von der Thronbesteigung Ludwig's XIV. bis zum vollen Triumphe Napoleon's I., also von 1643 bis 1809, nicht weniger als sechsundsechzig Kriegsjahre fallen, in denen zwischen Franzosen und Deutschen gekämpft worden ist; also von je zwei und ein halb Jahren ist eins immer ein Kriegsjahr! — 1806 war die Wintersonnenwende Deutschlands. Von da an wachsen die Tage und werden wieder hell."

Digitized by Google

Vom Jahre 1807 bis zum Beginn der Freiheitskriege.

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein

„Wo bleibt denn Stein?" schrieb die Königin im Jahre 1807. „Dies ist noch mein letzter Trost. Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns verborgen liegen!" Noch im Jahre 1807 begannen unter dessen Leitung die großen Arbeiten der preußischen Reformperiode.

Ein nicht hoch genug anzuschlagendes Glück wollte, daß Preußen damals Männer gleich diesem besaß, die vor dem in Angriff zu nehmenden Riesenwerke der Wiederaufrichtung des Staates nicht zurückschreckten. Der erste dieser Unvergeßlichen war

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein (geb. am 25. Oktober 1757, gest. am 29. Juli 1831). Auf diesen Mann, dessen Wirken für die Geschichte unseres Vaterlandes von nachhaltigstem Einfluß wurde, müssen wir zunächst unsere Aufmerksamkeit lenken.

Stein, in jenen schweren Zeiten schon von Denen, die ihn genauer würdigen konnten, als „alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein, aller Deutschen Edelstein" erkannt, stammte aus einem uralten rheinischen reichsritterschaftlichen Geschlechte. Angezogen durch den Namen und die Regierungsweise Friedrich's des Großen, trat er in seinem dreiundzwanzigsten Jahre (1780) als Bergrath in preußische Dienste. Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn zum Geheimen Oberbergrath; nicht lange darauf ward er als Oberpräsident an die Spitze der Verwaltung der Provinz Westfalen berufen. Zu derselben Zeit, im Jahre 1804, in der Napoleon sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, sah sich Stein, des Emporkömmlings nachmaliger erbitterter Gegner, vom Könige Friedrich Wilhelm III. in das Staatsministerium berufen. — Stein war, wie Sybel ihn charakterisirt, ein Mann zu jeder Stellung vorbereitet und unterrichtet, scharfsinnig, feurig, eine Natur von schwerem und großem Stile, herben und eckigen Formen, schöpferisch, überwältigend. „Eine eher kleine als große Gestalt, eine starknochige Entennase, buschige, über die Nase hoch aufgezogene Brauen, große, dunkle, blitzende Augen; dabei ein derbes, wuchtiges, formloses Auftreten, ein stets gedankenschweres, ungeduldig vorbrechendes Gespräch, ein Sinn ohne Vorurtheile und Selbstsucht, ohne Eitelkeit und ohne Ehrgeiz, vor Allem aber ohne Furcht; ein Geist immer auf das Große, Echte, Ganze gerichtet und deshalb fest in sich und mächtig in jeder Umgebung."

Stein hatte im Frühjahr 1806 die Stimme der Warnung erhoben, er hatte damals den Ausspruch gethan, daß, wenn die alten Geleise ferner noch innegehalten würden,

Digitized by Google

„der Preußische Staat sich entweder auflösen oder seine Unabhängigkeit verlieren würde." — Dem Junkerthum war es gelungen, Stein's Ansichten an höchster Stelle als den Bestand der monarchischen Staatsverfassung gefährdend anzuschwärzen. Nach dem Unglück von Jena war er in seinen Aeußerungen noch schärfer und schroffer aufgetreten, infolge dessen er, mit ungnädigen Worten entlassen, sich nach Nassau auf seinen Stammsitz zurückgezogen hatte.

„Es ist wahrhaft tragisch", sagt Pertz, „wenn zwei so durchaus edle Männer, weil Energie mit der Bedenklichkeit, das rasche Zufahren mit dem langsamen Besinnen sich nicht vereinigen kann, in der gefährlichsten Lage, da der Eine des Andern am meisten bedarf, und dieser ihm am liebsten dienen möchte, von einander scheiden!"

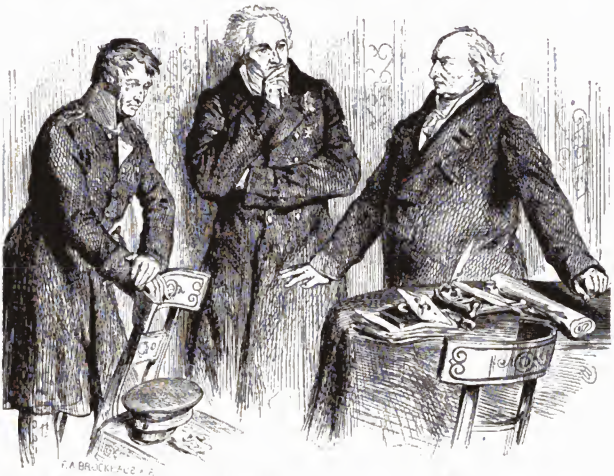
Nachdem der Imperator Hardenberg's Entfernung verlangt hatte, empfahl dieser dem Könige Stein als „den einzigen Mann, welcher den Staat aus seinem Unglücke wieder aufzurichten vermöge". Der König genehmigte seine Zurückberufung; doch fürchteten Viele, der so überaus ungnädig Entlassene werde ablehnend antworten. Sie kannten den von reinster Vaterlandsliebe durchglühten Mann nicht vollständig. Blücher, Hardenberg, Graf Finkenstein schrieben an ihn. „Sie allein", heißt es in dem Schreiben des Letzteren, „werden im Stande sein, mit kräftigem Arm das Ungeziefer der Selbstsüchtigen, der Verräther und, was eben so schlecht ist, der Dummköpfe auszurotten, welche den Staat bis in seine Grundlagen untergraben haben und die vorzüglichste Ursache unseres Verderbens sind." Als Stein die Briefe Mitte August empfing, war er schwer erkrankt, so daß er seine Antwort an den König, in der er sich in ehrerbietigster Weise ihm zur Verfügung stellte, seiner Gattin diktiren mußte. „Ew. Majestät Befehle wegen Wiedereintritts in das Ministerium", so heißt es darin, „sind mir am 9. August zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Ew. Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Ew. Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Ew. Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben. Ich würde sogleich meine Abreise antreten, läge ich nicht an einem heftigen Fieber krank."

Der Ruf des Vaterlandes durch des Königs Mund ließ ihn Krankheit und körperliche Beschwerde bald überwinden.

„Einem Sterne gleich", sagt Pertz, „habe der neue Beruf in seinen Leib und seine Seele neues Leben gegossen." Seine Krankheit nahm eine günstige Wendung, und Anfang September fühlte er sich bereits kräftig genug, die Reise nach Berlin anzutreten, wo er am 30. desselben Monats eintraf. Das Volk auf dem Wege fester Ordnung zur Freiheit zu führen, es von innen heraus zu erziehen, das war der Kern seines Strebens. „Hat eine Nation", heißt es in einem seiner Briefe, „sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit: so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Kommunalangelegenheiten. Räumt man ihr nun eine Theilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmuth und Unwille, der entweder auf mannichfaltige schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Thätigkeit ausschließlich auf Erwerb und Genuß geleitet wird; die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang, oder wirken nachtheilig durch wilden, unverständigen Tadel der Regierung. Die spekulativen Wissenschaften erhalten einen usurpirten Werth, das Gemeinnützige wird vernachlässigt, und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes an sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten."

Digitized by Google

Noch einmal suchten das Junkerthum und die Hofschranzen den Verhaßten zu stürzen, der mit seinen Reformen in die höchst unzeitgemäßen Standesvorrechte schonungslos einschnitt, an denen der Adel, wiewol sie sich überlebt hatten, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl starr festzuhalten beeifert war. Aber Stein, wieder Feuer und Flamme, wollte es darauf ankommen lassen, den nach seiner Ueberzeugung verderblich wirkenden Kabinetsrath Beyme sogleich entlassen zu sehen, oder selbst zu gehen. Da erhielt er von der Königin folgendes Schreiben: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld in den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monat Geduld und Zeit über den Haufen falle! Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meine Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! — — Luise." Dies Wort verfehlte seinen Zweck nicht.



Scharnhorst. Hardenberg. Stein.

Wiederaufrichtung und Aufschwung. Stein ging, gemäß seinen oben dargelegten Ansichten, zielbewußt an die Umgestaltung der Grundgesetze des Staates. Der letzte Druck der bäuerlichen Hörigkeit wurde aufgehoben, den Adeligen das Recht, allein Rittergüter in Besitz zu haben, abgesprochen, die Theilung der Grundstücke verstattet. Von außerordentlicher Wichtigkeit für das Land war die Verleihung der Städteordnung, durch die den Bürgern die Verwaltung ihrer Angelegenheiten unter Oberaufsicht der Regierung in die Hand gegeben wurde. Der Hauptzweck dieser in den wesentlichsten Punkten noch heute geltenden neuen Städteordnung, die Bevölkerung zu lebendiger Theilnahme an den Vorgängen im Staats- und Gemeindeleben heranzuziehen und einen gesunden Gemeinsinn zu erwecken, wurde glänzend erreicht, und gewiß sind die segensreichen Folgen derselben für den ungeahnten späteren Aufschwung Preußens nicht gering anzuschlagen.

Wie auf dem Lande, so wurde auch in den Städten die Freiheit der Arbeit verkündet, und dagegen der Zunftzwang und das städtische Monopol beseitigt.

Digitized by Google

Alle jene gewaltigen Arbeiten, die verbesserte Verwaltung, die gleichzeitig ins Werk gesetzte kriegerische Vorbereitung und Heranziehung des ganzen Volkes zur Vertheidigung des Vaterlandes — wovon wir alsobald sprechen werden — alles dieses sollte einem großen Zwecke dienen: dem der Erhebung Preußens, der Wiedergeburt Deutschlands. Vermöge seiner wunderbaren Thatkraft belebte Stein in der unglaublich kurzen Zeit von einem Jahre das schwer niederliegende Preußen mit neuem Muthe, mit verjüngter Kraft.

Jena hatte die Schwächen der Wehrverfassung, den Anforderungen der neuen Zeit gegenüber, offenkundig gemacht. Auch hier galt es, zu beleben und zu erneuern, wenn das große Ziel, das dem hochherzigen Reformator und anderen Freunden des Vaterlandes vorschwebte, erreicht werden sollte. Glücklicherweise fand Stein an dem gleichgesinnten Scharnhorst eine Stütze, einen Mitarbeiter, der ganz in seinem Geiste das Werk der Erneuerung des Heerwesens angriff und es so trefflich durchführte, daß er mit Recht „der deutschen Freiheit Waffenschmied" genannt worden ist.

Johann David von Scharnhorst, als Sohn eines Pächters in Hannover am 10. November 1756 geboren, hatte schon als Knabe eine starke Neigung zum Kriegerstande gezeigt, und durch eine glückliche Verkettung von Umständen wurde er in den Stand gesetzt, dieser seiner Neigung nachleben zu können, indem ihn der Graf von Lippe in seine später durch Scharnhorst zur Berühmtheit gelangende Kriegsschule aufnahm. Nachdem er sich hier durch Fleiß und Tüchtigkeit ausgezeichnet hatte, trat er im Jahre 1780 als Leutnant der Artillerie in hannöversche Dienste und betheiligte sich als solcher mit Auszeichnung an dem Feldzuge gegen die französische Republik in den Niederlanden im Jahre 1794. Seine praktische und mehr noch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit hatte die Aufmerksamkeit des Herzogs von Braunschweig auf ihn gelenkt, auf dessen Empfehlung er 1801 in seinem fünfundvierzigsten Jahre als Oberstleutnant in preußische Dienste trat. In der Schlacht bei Jena war er als Adjutant seines Gönners, des Herzogs von Braunschweig, thätig, machte dann den Zug Blücher's nach Lübeck mit, gerieth, wie dieser, in französische Gefangenschaft und nahm dann, nachdem er gleichzeitig mit Blücher ausgelöst worden war, an den weiteren Kämpfen des Jahres 1807 rühmlichen Antheil. Anfangs hatte er als „Ausländer" manche Anfechtungen zu bestehen. „Etwas vornüber geneigt, war sein großes, blaues Auge meist halb geschlossen; über sein Antlitz breiteten sich stille Züge, während sich sein Haupt mit Ideen herumtrug. Seine Rede war fast lautlos, von gedankenvoller Kürze." Neid und Vorurtheil vermochten auf die Länge nichts gegen ihn; seine Tüchtigkeit brach sich Bahn. Ehrenwerthe Kriegsgenossen traten ihm zur Seite, unter ihnen in erster Linie Neithardt von Gneisenau, der Vertheidiger Kolbergs, von Grollmann, Boyen u. A. Der Entwurf der Wehrverfassung, der aus den Berathungen dieser Männer und unter der lebhaftesten Mitwirkung Stein's hervorging, erhielt im Jahre 1808, am 3. August, dem Geburtstage des Königs, Gesetzeskraft. Der Grundgedanke dieses neuen Gesetzes lautet: „Wehrhaftmachung des ganzen Volkes und Beredlung des Kriegsdienstes durch allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung; rasche und tüchtige Ausbildung der Massen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Offiziere; Gleichheit der Rechte und Pflichten ohne Rücksicht auf Geburt; Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst, in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick; Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl, mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens; Einfachheit und Leichtigkeit der Uebungen und Bewegungen des Einzelnen wie des Heeres, mit Beschränkung des geisttödtenden und erdrückenden Gamaschendienstes: Alles unter der Leitung kräftiger, einsichtiger und charakterfester Befehlshaber."

Gleichsam als ein äußeres Wahrzeichen, daß fortan ein völlig anderer Geist in der preußischen Armee herrschen solle, war schon am 17. Dezember 1806 durch den Einfluß

Digitized by Google

der genannten Männer in einer darauf bezugnehmenden Verordnung die endliche Abschaffung des Zopfes im preußischen Heere verfügt worden.

Es fällt sofort in die Augen, wie das Streben vorzüglich dahin ging, die Scheidewand zwischen dem Kriegerstande und den übrigen Ständen zu beseitigen und die Truppen mit allen edlen und geistigen Strömungen der Nation zu durchdringen. Der Erreichung des Zieles standen mannichfache Hindernisse im Wege; Scharnhorst's zähe, nicht zu ermüdende Kraft und Klugheit wußte sie zu beseitigen. Es ward ein einfacheres und zweckmäßigeres Exerzirreglement erlassen und trotz der beschränkten Mittel mit allen Kräften für Neubeschaffung von Kriegsmaterial gesorgt. Ein so ehrenwerther Stand, wie der der Krieger, durfte fernerhin nicht mehr durch unwürdige Behandlung herabgesetzt werden. Scharnhorst wollte, um es kurz zu sagen, den mit Begeisterung für den Ruhm ihres Vaterlandes kämpfenden Franzosen ein gleich begeistertes, echt nationales Heer entgegenstellen. Von nun an wurde Soldat ein Ehrentitel; Muth und Selbstvertrauen kehrten zurück, ein neuer Geist beseelte die ganze Armee. Was Preußens Heer in den Jahren 1813—1815 geleistet hat, dazu hat Scharnhorst — ein Mann der That wie der große Schweiger unserer Tage — den Grund gelegt. Von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl Gleichgesinnter in den maßgebenden Kreisen, vornehmlich im Heere. Unter Denen, welche in unermüdlichem Streben mit den Genannten wetteiferten, steht voran, den obengenannten Edelsten jener Zeit ebenbürtig: August Wilhelm Neithardt von Gneisenau.

Solchergestalt wurde das Kriegswesen von Grund aus neu organisirt, die Zusammensetzung des Heeres wesentlich vereinfacht. Die drückende Bedingung des Tilsiter Friedens, daß Preußen zehn Jahre lang nicht mehr als 42,000 Mann unter den Waffen haben dürfe, wurde allerdings dem Buchstaben nach erfüllt; nie standen mehr als jene Anzahl wirklich unter Waffen. Aber sobald diese eingeübt waren, entließ man sie, rief Andere ein und sendete darauf wieder so viele heim, als man ausexerzirt, bis schließlich fast jeder waffenfähige Mann des Landes auch waffentüchtig geworden war. Dadurch wurde es möglich, nöthigenfalls ein Heer von 140,000 bis 150,000 Mann aufstellen zu können.

Es war eine wunderbare Zeit. Der Druck und die Erniedrigung hatte starr und stumm gemacht: die Ahnung des Endzieles, auf das die jetzigen Leiter des Staates bewußt hinsteuerten, bewirkte sofort einen entsprechenden Ausdruck in der Haltung des Volkes. Es ward nicht verkannt, welcher furchtbaren Macht man zur Zeit unterworfen war; aber die Art der Gegenmittel, die allerorten und in allen Richtungen des Staatslebens in Bewegung gesetzt wurden, regte unzählige Herzen zu Todesmuth und Opferfreudigkeit an, wie es kaum jemals erhört worden ist. Der anfänglichen Betäubung nach dem Falle war die Einsicht in die Lage, die Erinnerung an die ruhmvolle Geschichte des Vaterlandes gefolgt. Die alten Krieger aus den Zeiten Friedrich's des Großen, die sich in ihrem Grimme in die Erinnerungen der Vergangenheit versenkt hatten, begannen die Siegesthaten, an denen sie ihrer Zeit Theil genommen hatten, mit begeisterten Zungen zu preisen und fanden eifrig lauschende Zuhörer. Napoleon hatte zwar durch seine Feldherrngröße und durch seine gleißnerischen Verheißungen auch in Preußen eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern gefunden: dem ernster denkenden und wärmer fühlenden Theile des preußischen Volkes kam es aber immer mehr zum Bewußtsein, daß eine Nation nur auf dem Wege der Entwicklung ihres ureigensten Geisteslebens es zu einer dauernden Freiheit bringen könne. An dem Aufleben dieses Bewußtseins hatten die Geisteshervoen der großen Blütezeit unserer Literatur — es sei nur an Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller erinnert — einen wesentlichen Antheil. Man fing an, den Gegensatz des tiefen, deutschen Wesens und des leichtsinnigen Franzosenthums lebhafter zu empfinden; es begann die Selbstachtung im Volke und damit die Ueberzeugung zu erstarken: daß es, wenn es dem Rufe seiner Besten folge und sich gemeinsam erhebe, zweifellos die Kraft besitzen werde, die Fesseln, welche Gewalt, List und Trug ihm übergeworfen habe, zu zerbrechen.

Digitized by Google

Ernst Moritz Arndt und Fr. Ludwig Jahn. Ersterer schürte durch sein Buch „Geist der Zeit", dessen erster Theil schon im Jahre 1806 erschien, die Glut der Vaterlandsliebe in unzähligen Herzen; mit Feuerworten mahnte er, sich gegen die Franzosen zu waffnen und ihre Macht zu brechen, wie einst die Vorfahren unter Armin die Macht der Römer gebrochen hätten. — Von dem „Alten im Bart", dem Turnvater Jahn, erschien im Jahre 1810 das „Teutsche Volksthum", ein Buch, welches auf die Eigenthümlichkeiten des deutschen Lebens hinwies und die Ueberzeugung zu erwecken strebte, daß das deutsche Volk vor allen anderen Völkern den Beruf habe, Friedenshort der Menschheit zu werden. Aber um dieses Ziel zu erreichen, sei ein gewaltiger Kampf unvermeidlich, und zu diesem müsse die deutsche Jugend durch Turn- und Fechtübungen herangebildet und gestählt werden.

Joh. Gottl. Fichte und Fr. Schleiermacher. Jenem hatte, wie der Leser weiß, der König eine Freistätte in Berlin gewährt, und es hielt derselbe nun im Winter 1807 auf 1808 seine „Reden an die deutsche Nation", in denen er es seinen Zuhörern in klarster, überzeugendster Weise und mit Flammenworten als eine heilige Pflicht vor die Seele stellte, sich durch eigene Kraft von dem ertödtenden Uebel der Fremdherrschaft zu befreien. — Auch die religiöse Weihe fehlte dem Aufschwunge nicht, denn auch Geistliche schlossen sich der Reihe der Männer an, die das Volk an Dasjenige mahnten, was zu thun seine Lage erheische. Vor Allen ist hier zu nennen Fr. Schleiermacher, einer der tiefsten und glänzendsten Geister seiner Zeit, dem zugleich ein warmes, zu tapferstem Handeln entschlossenes Herz im Busen schlug. Dieser vortreffliche Mann trat sowol dem äußeren Buchstabendienste mit seiner Schein- und Werkheiligkeit, als auch der aus der Aufklärungsperiode herrührenden Ueberklugheit entgegen, die außerhalb des Christenthums ihr Genügen sucht. Ihm gelang es, den religiösen Sinn in weiten Kreisen zu erwecken, den Sinn, dem es höchste Befriedigung gewährt, in innigsten persönlichen Verkehr mit dem Schöpfer zu treten und dem göttlichen Rufe, der in dem innersten Heiligthum der Seele ertönt, in jedem Lebensmomente mit voller Hingabe zu folgen.

Napoleon, der früher schon den Preußischen Staat als das eigentliche Kernland des in seiner alten Gestalt unhaltbaren, aber einer besseren Neubildung zuftrebenden Reiches deutscher Nation erkannt hatte, bedauerte nun, in Bezug auf Schwächung Preußens nicht weiter gegangen zu sein. Er fühlte und ahnte, daß in Preußen der Geist gepflegt werde, welcher eines Tages das schärfste Gericht über ihn, den Weltstürmer, halten und sein Urtheil über sein Thun sprechen, Scharen der begeistertsten Kämpfer gegen ihn ins Feld führen werde. Er dachte eine Zeit lang ernstlicher daran, Schlesien und die gesammte Seeküste von Preußen abzutrennen; — wer weiß, was geschehen wäre, hätten nicht andere Ereignisse seine Aufmerksamkeit zur Zeit ausschließlich in Anspruch genommen.

In seinem Feuereifer für die gute Sache nahm der unermüdliche Stein jede Gelegenheit wahr, für dieselbe thätig zu sein. So äußerte er in einem Briefe an den Grafen Wittgenstein, daß er es für nothwendig halte, die Erbitterung gegen Napoleon im Volke zu nähren. Diesen Brief brachte nach einem damals verbreiteten Gerücht die Junkerpartei in die Hände des Feindes. Napoleon ließ ihn im Moniteur veröffentlichen und die Bemerkung hinzufügen, daß er bedaure, Preußen von einem so verkehrt denkenden Minister geleitet zu wissen. Nach der damaligen Lage des Staates sah sich Stein veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. Damit aber war dem Zürnen Napoleon's nicht ein Ziel gesetzt; vielmehr sandte er von Spanien her, wo er sich zur Zeit befand, den Befehl nach Deutschland: die Güter „eines gewissen Stein", der ein Feind Deutschlands und des Rheinbundes sei und Unruhen zu erregen suche, einzuziehen; über ihn selbst verhängte er die Acht. Wäre Stein in seine Gewalt gefallen, er würde ihm ohne Zweifel das Geschick des Buchhändlers Palm bereitet haben. — Gottlob! das Feuer, das Stein in den preußischen Herzen hatte entzünden helfen, loderte bereits mit unzerstörbarer Glut im Stillen fort. Dem vortrefflichen Stein aber war — und dazu mußte sogar Napoleon durch seine Maßregeln gegen

Digitized by Google

ihn mitwirken — die Mission zugefallen, nun auch auf anderen Orten die heilige Glut zu erregen, die nothwendig war, das Befreiungswerk zu vollbringen.

Der Geächtete flüchtete nach Oesterreich, und als nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs von 1809 auch Kaiser Franz ihm keine Sicherheit bieten konnte, nach Rußland.

Nur kurze Zeit jedoch währte die Unterbrechung des Reformwerkes.

Bald nach Stein's Entfernung legte ein anderer bedeutender Staatsmann jener Zeit, der kluge und vorsichtige Staatskanzler Karl August von Hardenberg, Hand an dasselbe. Napoleon hatte, wie wir gesehen haben, beim Friedensschluß zu Tilsit die Entfernung des Ministers von Hardenberg aus seiner bisherigen Stellung verlangt; es war ihm sogar ausdrücklich verboten worden, sich dem Aufenthaltsorte des Hofes bis auf 20 Meilen zu nähern. Die Männer, in deren Hände man nach Stein's erzwungenem Rücktritt die Leitung der Staatsangelegenheiten gelegt hatte, waren zwar zumeist vom besten Willen beseelt, ihrer schweren Aufgabe gerecht zu werden, aber es fehlte ihnen die nöthige Energie, um das, was Stein ins Werk gesetzt, in seinem Sinne weiter zu führen und zu vollenden.

Fichte. Schleiermacher. Jahn. Arndt.

Zur Gewinnung des Mannes, der es vermöchte, das Staatsschiff in seinem derzeitigen so klippenreichen Fahrwasser sicher und ohne ernstliche Gefährdung zu steuern, richteten sich die Blicke des Königs auf Hardenberg, und eine heimliche Zusammenkunft mit diesem auf der Pfaueninsel bei Potsdam hatte zur Folge, daß jener von der Nothwendigkeit der Zurückberufung des Ebengenannten vollends überzeugt wurde. Freilich mußte dazu erst Napoleon's Gutheißung eingeholt werden. Nur die Rücksicht auf das Staatswohl im Auge habend, ließ sich Hardenberg dazu herbei, in einem demüthigen Schreiben an den Franzosenkaiser um Erlaubniß zu seiner Rückkehr nachzusuchen. Wider Erwarten ließ sich Napoleon zur Ertheilung derselben bereit finden, und nun wurde Hardenberg, der fortan bis zu seinem im Jahre 1822 erfolgten Tode an der Spitze der preußischen Staatsverwaltung blieb, durch Kabinetsordre vom 7. Juli 1810 zum Staatskanzler ernannt, und es wurde ihm eine fast unbeschränkte Machtstellung eingeräumt.

Des friedlich gesinnten Königs lebhafter Wunsch ging dahin, es nicht zu einem neuen Bruch mit Napoleon kommen zu lassen; einem freudigen Aufschwunge des Volkes war dies allerdings nicht förderlich. Manche der von Hardenberg angeordneten Maßregeln wurden daher von diesem selbst als unzulänglich angesehen. Im Ganzen jedoch schritt die Umwandlung

Digitized by Google

des Staatswesens auch unter ihm weiter vorwärts. Bald schon erfolgte die Aufhebung der Frohnden und die Ablösung jener alten Gerechtsame, wodurch ein freier, grundbesitzender Bauernstand geschaffen wurde, dann die Einführung allgemeiner Gewerbefreiheit, die bürgerliche Gleichstellung der Juden, endlich die Veräußerung von Kron- (Schatull-) Gütern, wie auch von Grundbesitz des Staates, der, nachdem er aus der todten Hand in den regeren Privatverkehr übergegangen war, den Volkswohlstand und somit die Steuerfähigkeit des Landes erhöhte.

Stein und Hardenberg haben Erstaunliches vollbracht. Ranke schließt eine Parallele zwischen beiden großen Männern mit folgendem Urtheile über den Letzteren: „Ein altes Sprüchwort sagt: Jedes hat sein Aber. Wer wüßte nicht, daß dies auch von Hardenberg gilt. Aber gewiß ist doch: tiefer als Hardenberg hatte noch niemals ein Staatsmann seinen Namen in die ehernen Tafeln der preußischen Geschichte eingegraben." — Hardenberg fand eine zuverlässige Stütze an einem von ihm herangezogenen, äußerst thätigen Mitarbeiter, dem hochgebildeten Freiherrn von Altenstein, welcher als Geh. Oberfinanzrath dem Generaldirektorium angehörte, als die Katastrophe von 1806 eintrat. Als die Regierung nach Königsberg verlegt ward, betheiligte auch er sich an den Arbeiten für Neugestaltung des Staates und übernahm nach Stein's Entfernung die Verwaltung der Finanzen, ein Amt, das gerade zu jener traurigen Zeit mehr als gewöhnliche Talente, eine außerordentliche Arbeitskraft und gute Zuversicht erheischte. Altenstein wirkte bei Reorganisation der obersten Staats- und Provinzialbehörden mit, und auch er war eifrig bemüht, die Staatsverwaltung mit frischerem Geiste zu durchdringen. — Er hat sich später mit Wilhelm von Humboldt um Gründung der Universität zu Berlin große Verdienste erworben.

Scharnhorst trat zwar als Kriegsminister auch in die neu gebildete Verwaltung unter dem Minister Altenstein ein; doch die Wühlereien gegen die freiheitliche Richtung waren schon zu sehr erstarkt, und so vermochte er sich nicht lange zu behaupten; er sah sich vielmehr gezwungen, von der bisherigen Leitung der Militärangelegenheiten zurückzutreten und sich mit der bescheideneren Stellung eines Generaladjutanten des Königs, die ihm 1807 nebenher mit übertragen worden war, zu begnügen. Wenn von da an auch seine Wirksamkeit gehemmt erschien, so leitete er doch im Stillen die militärischen Angelegenheiten fort, blieb auch Chef des Ingenieurcorps, arbeitete an der Organisation der Landwehr, und sein gewichtiger Rath blieb in allen bedeutsamen Angelegenheiten maßgebend.

Gründung der Universitäten zu Berlin und Breslau. Der schon im Jahre 1807 unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Preußischen Staates angeregte Gedanke, an Stelle der von den Franzosen aufgelösten Universität zu Halle eine solche in Berlin zu begründen, gewann zwar erst im Jahre 1810 Leben und Gestalt. Indessen wollen wir hier, da späterhin die politischen und kriegerischen Ereignisse zu gebietend in den Vordergrund treten, etwas vorgreifen, um dieses hochbedeutsamen Friedenswerkes zu gedenken, dessen Einwirkung auf den nach tiefer Erniedrigung eintretenden ungeahnten Aufschwung in Preußen gewiß nicht gering anzuschlagen ist. „Der Staat muß durch geistige Kraft ersetzen, was er an physischer Kraft verloren hat", hatte der König gesagt, als nach dem Frieden von Tilsit die preußische Monarchie von einer europäischen Großmacht zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt worden war, und dem Streben nach der Verwirklichung des in jenen Worten ausgesprochenen schönen Gedankens verdankt die Universität zu Berlin ihre Entstehung. Der, wie erwähnt, in Anregung gebrachte Vorschlag, die Universität Halle förmlich nach Berlin zu verlegen, konnte aus verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung gebracht werden; man schritt deshalb zur Gründung einer neuen Universität in Berlin. An tüchtigen Lehrkräften konnte es ja nicht fehlen. Während der Zeit Friedrich's des Großen war Berlin der Sammelpunkt für alle hervorragenden Geister nicht nur Preußens, sondern ganz Deutschlands geworden. An den dortigen zu hoher Blüte gelangten Schulen, an den Akademien und wissenschaftlichen Instituten hatten Viele derselben einen ehrenvollen Wirkungskreis

Digitized by Google

gefunden. Es kam somit nur darauf an, alle diese Kräfte zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen und ihnen eine würdige Stätte zu bereiten, wo sie in möglichster Selbstständigkeit neben einander und doch Alle auf das gemeinsame Ziel hinstrebend wirken konnten. Zwar wurden gegen die Gründung einer Universität in Berlin mancherlei Bedenken erhoben, als aber der Geheime Staatsrath Wilhelm von Humboldt, der seit dem Jahre 1808 das Unterrichtswesen in Preußen leitete, in einem von ihm eingeforderten Gutachten mit warmen Worten für dieselbe eintrat, wurde am 16. August 1809 die königliche Bewilligung ertheilt und das unter den Linden in Berlin gelegene Palais des im Jahre 1803 verstorbenen Prinzen Heinrich für die neu zu gründende Universität eingerichtet, die schon im Herbst des nächsten Jahres eröffnet werden konnte. Mit der Ausarbeitung der Statuten, sowie mit Berufung der Lehrkräfte war Wilhelm von Humboldt beauftragt worden, und seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß die neue Universität alsbald nach ihrer Gründung eine Bedeutung erlangte, wie sich deren selbst ihre ältesten und berühmtesten Schwestern nicht rühmen konnten. Wenn Männer wie Schleiermacher und Marheinecke, Hufeland, Gräfe und Keil, Savigny, Bieuer, Fichte, Friedrich August Wolf, Böckh, v. d. Hagen und Zeune hier ihre Vorlesungen hielten, so konnte es nicht ausbleiben, daß bald der Ruf der neuen Universität sich weithin verbreitete und die wißbegierige Jugend in Scharen herbeilockte.

Staatsminister Freiherr Karl Stein zum Altenstein.

Neben der Universität von Berlin vermochte sich unter diesen Umständen diejenige zu Frankfurt a/O., welche zudem schon seit Jahren sich in einem Zustande völligen Verfalles befand, nicht zu behaupten. Sie ohne Weiteres aufzulösen, schien aus vielen Gründen nicht rathsam, und so kam man, wiederum auf Wilhelm von Humboldt's Anrathen, zu dem Entschluß, dieselbe nach Breslau, der betriebsamen Hauptstadt Schlesiens, die auf allen Gebieten eine gesteigerte Bedeutung gewonnen hatte, zu verlegen und sie mit der schon im Jahre 1702 gegründeten, aber allmählich zu einer Jesuitenschule herabgesunkenen sogenannten Leopoldina zu verbinden. Es gelang dem unermüdlichen Eifer Wilhelm von Humboldt's, mächtige und einflußreiche Förderer seines Planes zu gewinnen; auch der König zeigte sich demselben geneigt und ertheilte am 24. April 1811 seine Genehmigung zur Verlegung der alten Frankfurter Hochschule nach der schlesischen Hauptstadt. Tüchtige Lehrkräfte wurden berufen und ausreichende Geldmittel der neuen Universität zur Verfügung gestellt, die sich gleichfalls bald zu hoher Blüte erhob.

So wurde nicht nur in der Politik und im Heerwesen, sondern auch auf dem Gebiete der geistigen Interessen in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung der Grund zu dem späteren allgemeinen Aufschwunge gelegt; in ernster und gewissenhafter Arbeit bereitete sich die Regierung und das Volk zur Erhebung gegen den Unterdrücker, zur Abschüttelung des fremden Joches vor.

Ehe jedoch die Stunde der allgemeinen Erhebung schlug, hatte das Land noch eine schwere Zeit der Prüfung zu überstehen.

Digitized by Google

Das Jahr 1809.

Die Kontinentalsperre. Nach der Niederwerfung Oesterreichs, Rußlands und Preußens war es, wie wir gesehen haben, Napoleon's unablässiges Streben gewesen, seinen noch unbesiegten und für ihn zur Zeit unbesiegbaren Hauptfeind, England, nach Möglichkeit zu schädigen; die von ihm verfügte „Kontinentalsperre" sollte dazu das Mittel sein. Durch dieses rücksichtslos durchgeführte wirthschaftliche Absperrungssystem gedachte Napoleon seinem Hauptfeinde den größten Schaden zuzufügen. Er verbot also der Bevölkerung Norddeutschlands allen Handelsverkehr mit England, wodurch aber die Staaten des Festlandes fast noch übler betroffen wurden als England selbst, das sich andere Handelswege zu verschaffen wußte. In den durch diese Gewaltmaßregeln heimgesuchten Landen ward die eintretende Unmöglichkeit der Befriedigung von Bedürfnissen, an die man sich gewöhnt hatte, äußerst unangenehm empfunden, und die Stockung des Verkehrs brachte schwere Nachtheile über die meisten Handelstreibenden. Zudem wurden die Vorschriften, durch welche alle englischen Waaren vom Kontinente, soweit Napoleon's Macht reichte, fern gehalten werden sollten, mit immer unerbittlicherer Strenge gehandhabt. Jedes Schiff, das heimlich englische Waaren einzuschmuggeln suchte, wurde weggenommen, die Waaren selbst, ohne Rücksicht auf den Eigenthümer, wurden den Flammen überliefert. Gingen doch französische Beamte in ihrem Uebereifer so weit, die Magazine der großen Kaufleute zu durchsuchen und alle englischen Erzeugnisse, die sie dort vorfanden, selbst solche, welche schon vor der Verhängung der Kontinentalsperre eingeführt worden waren, vernichten zu lassen. Viele Millionen wurden auf diese Weise ohne Zweck und Nutzen in Rauch und Asche verwandelt. Alle europäischen Staaten hatten sich dieser Gewaltmaßregel anbequemt, nur das kleine Portugal wagte sich zu widersetzen und forderte dadurch die Rache Napoleon's heraus, der, im Bunde mit Spanien, den widerspenstigen kleinen Staat in einem kurzen Feldzuge unterwarf. Aber „der Appetit kommt mit dem Essen", sagt ein altes Sprüchwort, und so ging es auch hier. Portugal war unterworfen, aber das genügte jetzt dem ehrgeizigen Imperator nicht mehr, auch Spanien zu gewinnen, schien ihm leicht. — Dort herrschte seit dem Spanischen Erbfolgekriege eine Seitenlinie der Bourbons, und ein Bourbon durfte, wenn Napoleon es verhindern konnte, in einem europäischen Staate nicht regieren. Ohne offen den Kriegszustand gegen Spanien zu proklamiren, lockte Napoleon den alten König Karl IV., der in Zwist mit seinem Sohne Ferdinand lebte, arglistig nach der französischen Stadt Bayonne und nöthigte hier Beide mit schreiender Ungerechtigkeit zur Abdankung. Auf den erledigten spanischen Königsthron setzte Napoleon seinen Bruder Joseph, den bisherigen König von Neapel, welches letztere Königreich sein Schwager Joachim Murat, der bisherige Großherzog von Berg, erhielt.

Volkserhebung in Spanien. Allein das spanische Volk wollte sich nicht ohne Weiteres einen fremden Herrscher aufdrängen lassen. Zwar hatten die Bourbons wenig gethan, um sich die Liebe der Spanier zu verdienen; aber gleichwol erhoben sich jetzt diese für ihr angestammtes Königshaus, und es gelang ihnen, den französischen Heeren einige empfindliche Niederlagen beizubringen. Diese Erfolge, verbunden mit dem gleichzeitigen siegreichen Vordringen der Engländer, welche dem unterdrückten Portugal ein starkes Heer unter dem Herzoge von Wellington zu Hülfe geschickt hatten, ließen die Lage des französischen Heeres in Spanien als eine sehr bedenkliche erscheinen, und es läßt sich leicht ermessen, wie die Kunde davon auf alle deutschen Gemüther wirken mußte. Zuerst, und am kräftigsten, machte sich diese Einwirkung in den österreichischen Landen bemerkbar.

Umschwung in Oesterreich. Wie in Preußen nach dem Frieden von Tilsit, so war in Oesterreich nach dem Preßburger Frieden ein heilsamer Umschwung eingetreten. Während in Preußen Stein Großes schuf, war in Oesterreich Stadion, ein Gesinnungsgenosse jenes Patrioten, mit der Leitung der Staatsangelegenheiten betraut worden.

Digitized by Google

Napoleon in Erfurt. Zeichnung von C. Delort.

Digitized by Google

Aber dem kühnen Reformer standen größere Hindernisse entgegen, als sie Stein am preußischen Hofe gefunden hatte. Friedrich Wilhelm war auf die Ideen Stein's eingegangen, während Kaiser Franz alle Vorschläge, die auf die Verbesserung der Verwaltung in einem freisinnigen Geiste hinzielten, lange Zeit starr und trocken zurückwies. Doch ein hochfahrendes Wort Napoleon's: „Es stand bei mir, die Monarchie Eurer Majestät zu zerstückeln!“ brannte dem Kaiser wie Feuer auf der Seele, und so gelang es dem thatkräftigen Grafen Stadion doch endlich, seinen Plänen Annahme zu verschaffen. Es wurde das Linienheer in wenigen Jahren auf 350,000 Mann gebracht, auch eine Landwehr errichtet. Da die zeitgemäßen Einrichtungen im Heereswesen und in der Verwaltung auch im österreichischen Volke einen Geist erzeugten, dem ähnlich, der in Preußen sich schon so verheißungsvoll zu regen begonnen hatte, so gaben sich viele der besten Männer im Norden und Süden Deutschlands der zuversichtlichen Hoffnung hin, Oesterreich und Preußen würden bald, und diesmal zu gleicher Zeit, losschlagen.

Von Rußland war für jetzt nichts zu hoffen, da die Arglist Napoleon's den Kaiser Alexander in Hoffnungen verstrickt hatte, die sich namentlich auf die Einverleibung der Türkei bezogen. Um die „großen Ideen von Tilsit“ so bald wie nur möglich verwirklicht zu sehen, wünschte Alexander eine neue Zusammenkunft mit Napoleon und gab ihm dies zu erkennen. Diesem kam das Begehren Alexander's höchst erwünscht. Ihm lag freilich nichts ferner, als die Absicht, die Türkei an Rußland fallen zu lassen. Dagegen gedachte er die neue Zusammenkunft zu benutzen, um, indem er dem russischen Kaiser einige unbedeutende Zugeständnisse, in Bezug auf die Türkei aber nur erneuerte Versprechungen machte, sich Rußlands als eines treuen Wächters über Preußen und Oesterreich zu versichern, bis er Spanien, das sich mit Macht gegen die Regierung seines Bruders Joseph erhoben hatte, niedergeworfen haben würde. So berief er denn für den Herbst 1808 einen Fürstenkongreß nach Erfurt, auf dem auch Kaiser Alexander erschien.

Der Kongreß zu Erfurt. Eine so glänzende Fürstenzusammenkunft, wie die zu Erfurt es war (27. Sept. bis 14. Okt.), hatte Deutschland seit Jahrhunderten nicht gesehen; bei einer Festvorstellung saßen im Parterre des Theaters Hunderte von Fürsten, rings um den stolzen Imperator nur Könige. In früheren Zeiten waren bei solchen Gelegenheiten deutsche Fürsten als Vasallen des Deutschen Kaisers erschienen: die jetzt versammelten Rheinbundsfürsten oder deren Vertreter (Bayern, Westfalen, Sachsen, Württemberg an der Spitze) umkreisten als willige Diener den Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts.

Alexander ließ es sich inzwischen eifrig angelegen sein, die Früchte des Bündnisses von Tilsit einzuernten; doch gelang es ihm nicht, seinem „hohen Bundesgenossen“ in Bezug auf die Türkei weitergehende Zusagen abzulocken. Dieser schützte als Grund dafür die „Gespanntheit der europäischen Lage“ vor. Aber er bestärkte in Alexander nicht nur die Hoffnung, daß in kurzer Zeit das Gewünschte zur Ausführung gelangen werde, sondern er gab auch seine Einwilligung, daß Rußland im Besitze der dem Schwedischen Reiche entrissenen Ostseeprovinzen bleibe, und daß es von der Moldau und Walachei Besitz nehme.

So verließen denn die beiden Kaiser befriedigt Erfurt. Alexander kehrte nach Rußland zurück, Napoleon begab sich nach Spanien, um dort, wo, wie wir gesehen haben, seine Angelegenheiten nicht zum besten standen, durch sein persönliches Eingreifen eine Wendung zu Gunsten seiner auf Weltbeherrschung gerichteten Absichten herbeizuführen. Dies gelang ihm auch in überraschender Weise. — Während er nun mit seinen besten Truppen auf der spanischen Halbinsel vollauf beschäftigt war, hielt man in der Hofburg zu Wien die Zeit für gekommen, die alte Scharte auszuwetzen. Es wurde mit allem Eifer gerüstet, und nachdem man alle verfügbaren Hülfsmittel zusammengerafft hatte, stand im April eine Armee von 200,000 Mann unter dem Erzherzoge Karl bereit, in Bayern einzufallen; weitere 100,000 Mann setzten sich gegen Italien in Bewegung; außerdem gedachte man auch in die deutschen Nachbarlande und in Polen einzurücken.

Digitized by Google

Napoleon war eben der spanischen Aufständischen Herr geworden, als ihm Nachrichten zugingen, die es ihm unzweifelhaft machten, daß Oesterreich allen Ernstes etwas gegen ihn im Schilde führe. Es war im Januar 1809: „Ist man in Wien von der Tarantel gestochen?“ fuhr er den österreichischen Gesandten an, als dieser bei ihm erschienen war, um ihm seine Glückwünsche wegen der Niederwerfung Spaniens auszusprechen. Er betrieb sogleich mit größtem Eifer seine Rüstungen und erließ Aufforderungen an die Rheinbundsfürsten, sich zum Kriege gegen Oesterreich bereit zu halten.

Die feurigsten deutschen Patrioten in Oesterreich riethen und mahnten, da Napoleon zur Zeit noch in der Vorbereitung zum Kriege begriffen sei, ohne Verzug loszuschlagen — sie fanden aber leider kein Gehör.

In den leitenden Kreisen hoffte man, Preußen und den Rheinbund zur Theilnahme an dem Kampfe zu gewinnen. Preußen war in seiner Vorbereitung zum Kriege zur Zeit freilich noch weit zurück. Dennoch darf vermuthet werden, daß der Entschluß des Königs zu Gunsten Oesterreichs ausgefallen sein würde, wenn Stein noch leitender Minister in Preußen gewesen wäre. Ihm waren die Sünden des Kaiserhauses gegen Deutschland freilich wohlbekannt; im Hinblick auf den Geist jedoch, der jetzt in Oesterreich zur Herrschaft gelangt war, hielt er ein Zusammengehen der beiden größten Staaten Deutschlands für eine unerläßliche patriotische Pflicht. Leider blieben seine und seiner Gesinnungsgenossen Bemühungen ohne Erfolg. Ebenso schlugen die von österreichischer Seite angeknüpften Verhandlungen mit Bayern fehl. Der Entschluß des Königs von Bayern aber war für sämmtliche übrige Fürsten des Rheinbundes maßgebend.

Darüber war wieder Zeit vergangen, die Napoleon trefflich auszunutzen verstanden hatte. Anfang April erfolgte endlich die Kriegserklärung Oesterreichs. — Man tröstete sich mit der Hoffnung, daß bei einem günstigen Beginn des Krieges Zuzüge, namentlich aus Preußen, nicht ausbleiben würden. Den durch die Rheinbundfürsten und ihre dynastische Politik der deutschen Sache abgewendeten Deutschen rief man zu: „Wir kämpfen, um Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu erringen. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind!“

Worte anderer Art hatte Napoleon für die Rheinbundstruppen bereit. „Ich bin“, sagte er, „nicht als Kaiser von Frankreich, sondern als Beschützer eures Bundes und des deutschen Landes in eurer Mitte!“ Der König von Sachsen ermahnte seine Truppen: „Tapfere Soldaten, führt die Waffen gegen Oesterreich im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. Diese wird das Unrecht durch den mitüberwindlichen Arm des großen, mit uns verbündeten Kaisers bestrafen, der schon zugegen ist, um den Feind zurückzutreiben und euch zum Siege zu führen!“ — Napoleon's Soldaten waren meist junge Burschen von achtzehn Jahren; ohne die Truppen der Rheinbundsstaaten hätte er den Kampf gar nicht aufzunehmen vermocht. Um eine Streitmacht von 100,000 Franzosen und 50,000 Mann Rheinbundstruppen zusammen zu bringen, hatten alle irgendwie entbehrlichen französischen Truppen vereinigt und nach dem Rhein oder nach Italien gesendet werden müssen. — Nun erspäht der große Schlachtenlenker den Punkt, den sich die Oesterreicher zur Sammlung ihrer Hauptmacht ersehen haben. Als an ihn die Kunde gelangt, die Oesterreicher seien am 9. April in Bayern und Tirol eingefallen, stellt der Kaiser sich an die Spitze der in Bayern bereit gehaltenen Heerestheile und stürzt sich, wie er selbst sagte, mit der Schnelligkeit des Blitzes auf den Feind, um dessen einzelne Abtheilungen durch die Uebermacht zu erdrücken. Zwei Tage darauf schlägt man sich schon; am 20. April werden 60,000 Oesterreicher bei Abensberg an der Donau und bei Landshut an der Isar aus einander gesprengt. Noch zwei Tage später ergeht es einem andern österreichischen Heerestheile beim Dorfe Eckmühl nicht besser. — In fünf Tagen hatte er die Oesterreicher aus allen ihren festen Stellungen hinausgeschlagen und ihnen einen Verlust von 50,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen beigebracht. Noch war aber die Hauptmacht der Oesterreicher zu schlagen.

Digitized by Google

Diesen Feldzug von fünf Tagen nannte er später sein Meisterstück. — Der für die österreichische Armee verderbliche Beginn des Krieges war nicht geeignet, ihr Zuzüge aus anderen deutschen Staaten zuzuführen. Kaiser Franz war zu Friedensunterhandlungen geneigt; Napoleon wollte jedoch davon nichts wissen.

Aspern und Wagram. Nach den gehabten Erfolgen konnte Napoleon bereits am 10. Mai sein Hauptquartier in Ebersdorf unterhalb Wien aufschlagen, am 13. Mai in Wien einziehen und sein Heer bei der Insel Lobau die Donau überschreiten lassen. Hier erwartete der Feldherr Oesterreichs, der Erzherzog Karl, den gewaltigsten Kriegsmeister seiner Zeit und rang in der blutigen Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai) mit dem bis dahin noch niemals unterlegenen Gegner um den Siegeszweig. Hatte auch Erzherzog Karl das Schlachtfeld behauptet, so war doch keine Entscheidung herbeigeführt worden, wiewol von beiden Seiten zusammen gegen 50,000 Mann den Kampfplatz bedeckten.

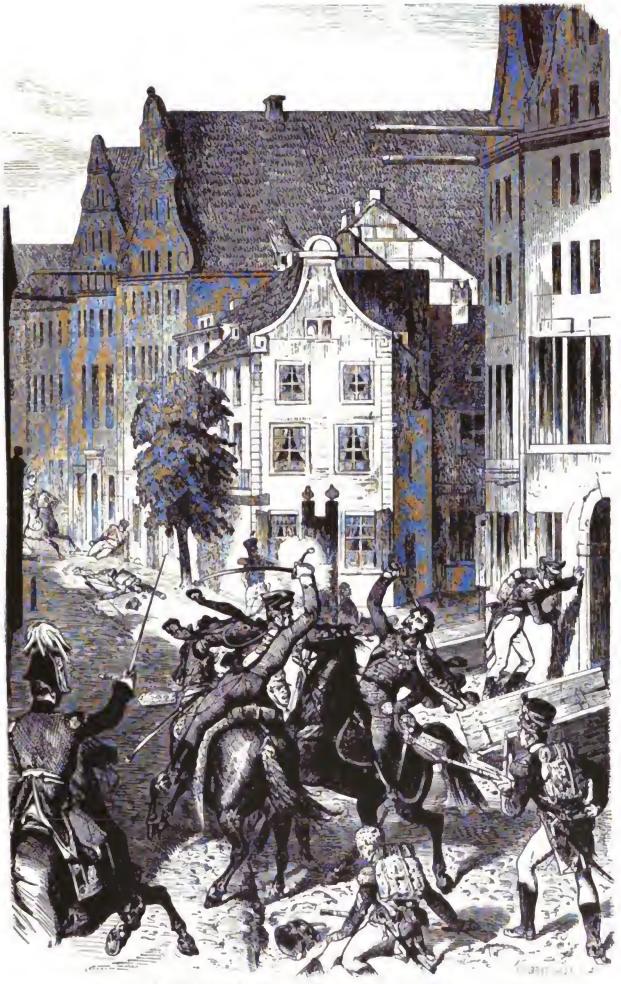
Je größere Anstrengungen dieser Erfolg gekostet hatte, um so schmerzlicher ist es, daß daraus so wenig Nutzen hervorging. Hätten die Oesterreicher den sich zurückziehenden Feind ohne Aufschub verfolgt, so würde Napoleon sicher in eine schlimme Lage versetzt worden sein, zumal da um dieselbe Zeit Erzherzog Johann über die Franzosen unter dem Vizekönig Eugen, Napoleon's Stiefsohn, und Erzherzog Ferdinand über Poniatowski Vortheile errangen, und auch die treuen Tiroler im Kampfe gegen die Eindringlinge glücklich waren.

Erzherzog Karl.

Erzherzog Karl hielt jedoch sein tapferes Heer augenblicklich für erschöpft. Beide Armeen suchten erst wieder zu Kräften zu kommen und beobachteten einander. Unterdessen gelang es dem aus Italien heranmarschirenden Prinzen Eugen, den Erzherzog Johann bei Raab zu schlagen und sich mit der französischen Hauptarmee zu vereinigen. Die Entscheidungsschlacht zwischen Frankreich und Oesterreich war noch zu schlagen. Sechs Wochen hatten die Zurüstungen gewährt; die Oesterreicher hatten es bis auf 137,000 Mann mit 380 Geschützen, die Franzosen und Rheinbündler auf 170,000 Mann mit 400 Geschützen gebracht. Mit dieser Streitmacht rückte Napoleon gegen das österreichische Heer vor und zertrümmerte dasselbe in einer Reihe furchtbarer Stöße, welche mit der blutigen Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli) begannen und mit dem Siege bei Znaim (11. Juli) endigten. Wagram hatte jedem Heere gegen 30,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen gekostet; Napoleon jedoch behauptete das Schlachtfeld. Nach dem Siege der Franzosen bei Znaim kam es zum Waffenstillstande und darauf, am 14. Oktober 1809, zum Frieden von Schönbrunn. Oesterreich verlor wiederum 2000 Geviertmeilen mit $2^1/_2$ Millionen Einwohnern und mußte sich verpflichten, 85 Millionen Francs Kriegssteuer zu zahlen und hinfort nur noch eine Armee von höchstens 120,000 Mann zu halten.

Lebhafter hatten die Herzen aller Vaterlandsfreunde den Anstrengungen des Bruderstammes an der Donau und dem dort zu erwartenden Kampfe entgegengeschlagen, wiewol an eine Erhebung des ganzen deutschen Volkes noch nicht zu denken war. Allerdings war allerorten deutsches Recht und deutsche Sitte mißachtet worden, deutsche Landessöhne hatten zu Tausenden ihr Leben für den Ehrgeiz eines Unersättlichen hingegeben. Hatte doch dieser es sogar bereits gewagt, der deutschen Sprache den Krieg zu erklären, indem er am Rhein die französische Sprache als Gerichts- und Geschäftssprache einführte. —

Digitized by Google



Schill's Tod in Stralsund. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Jede freiheitliche Regung ward von französischen Spionen aufgespürt; wer sein Vaterland liebte, galt für einen Hochverräther. Wie Süd- und Westdeutschland, so befand sich auch ganz Norddeutschland in der Gewalt Napoleon's und seiner Schleppträger; die Volkskraft Preußens war unterbunden, Rußland dagegen stand im Bündniß mit Napoleon. Daher durfte Preußen nicht daran denken, mit Oesterreich gegen Napoleon Front zu machen; daher blieb vielen tapferen Offizieren, welche für die Fremdherrschaft nicht fechten wollten, nichts weiter übrig, als auswärts Dienste zu suchen. Da das Maß der Erniedrigung voll war, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn so viele Herzen in kriegerischem Feuer aufflammten, als Oesterreich sich zum Riesenkampf gegen den Unterdrücker von Neuem erhob.

Katte und Schill. Zu denjenigen Patrioten, welchen der Druck der Fremdherrschaft unerträglich geworden war, zählte auch der Hauptmann von Katte. In der Absicht, die von den Franzosen besetzte Hauptfestung Magdeburg zu überrumpeln, sammelte er bei Stendal eine kampflustige Schar; doch mißlang sein Plan, worauf der heißblütige Mann seine Streiter dem Welfenherzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels zuführte, der um diese Zeit in Böhmen patriotische Männer und Jünglinge um sich sammelte.

Von größerer Bedeutung war das Unternehmen eines andern preußischen Offiziers, in dessen Brust der langgenährte Haß gegen den Unterdrücker von Neuem aufgeflammt war.

Oberst Freiherr von Dörnberg.

Ihn erfaßte eine so unwiderstehliche Kampfeslust, daß er es versuchte, auf eigene Faust den Volkskrieg zu entzünden. Ferdinand von Schill heißt dieser hochherzige deutsche Held. Schill hatte sich, wie wir wissen, neben Gneisenau und Nettelbeck bei der Vertheidigung Kolbergs gegen die Franzosen ausgezeichnet. Seine kühnen Ausfälle und Streifzüge von beispielloser Verwegenheit hatten ihm einen im ganzen Lande mit Begeisterung genannten Namen erworben. Zu jener Zeit war es geschehen, daß Schill vier Pferde erbeutet hatte, die für Napoleon bestimmt gewesen waren. Napoleon bot ihm schriftlich pro Pferd 1000 Thaler, adressirte aber seine Zuschrift: „An den Räuberhauptmann Schill." Der wackere Kriegsmann antwortete: „Mein Herr Bruder! Daß ich Ihnen vier Pferde genommen, macht mir um so mehr Vergnügen, da ich aus ihrem Briefe ersehe, daß sie einen hohen Werth darauf setzen. Gegen die angebotenen 4000 Thaler kann ich sie nicht zurückgeben. Wollen Sie aber die vier Pferde, welche Sie vom Brandenburger Thore in Berlin weg gestohlen haben, zurückgeben, so stehen die Ihrigen unentgeltlich zu Diensten. Schill." —

Jetzt war die Entrüstung ob des Schimpfes der Fremdherrschaft in Schill zur hellen Flamme aufgelodert; auch er beschloß, auf eigene Hand einen Aufstandsversuch hervorzurufen, hoffend, die Bewegung werde sich lawinenartig vergrößern und endlich das ganze Volk ergreifen. Am 29. April 1809 rückte er, wie man meinte zum Exerziren, mit seinem Regimente aus Berlin. Als er den Leuten vor dem Thore sagte, er sei gewillt, sie gegen die Franzosen zu führen, scholl ihm heller Jubelruf entgegen. Damals hatte gerade der Oberst Freiherr von Dörnberg es unternommen, einen Aufstand in Hessen anzufachen, und Schill's nächste Absicht ging nun dahin, sich mit diesem Patrioten zu verbinden. Unterwegs kamen böse Nachrichten aus Hessen und aus Oesterreich. Da Dörnberg's Unternehmen gescheitert war, sah sich Schill veranlaßt, nach einem Gefechte mit feindlichen Truppen sich nordwärts zu wenden. Schill's Lage war gefahrvoll. Der König konnte und durfte zu seinem eigenmächtigen Vorgehen nicht schweigen, sah sich vielmehr gezwungen, dasselbe zu mißbilligen und ein Kriegsgericht über ihn einzusetzen. Der von Napoleon geächtete Mann, auf dessen Kopf eine Belohnung von 10,000 Francs gesetzt war, ließ sich dennoch nicht von der Verfolgung seines Zieles abhalten; sein Wahlspruch war: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!" — Von feindlicher Seite

Digitized by Google

waren bedeutende Streitkräfte gegen ihn ausgesandt worden. Von allen Seiten bedroht, warf sich Schill nach Stralsund, um, wie er sich äußerte, diese Stadt zu einem zweiten Saragossa zu machen. Die Stadt ward in Eile verschanzt, so gut es gehen wollte, die pommersche Landwehr zur Hülfe aufgefordert. Es sammelten sich zweitausend brave Pommern. Doch der ihm in Eilmärschen nachrückende Feind ließ zu weiteren Anstrengungen, die Stadt zu befestigen, keine Zeit, auch blieb die zugesagte englische Hülfe aus. Am 31. Mai erschien der dänische General Ewald mit 6000 Mann (Holländern und Dänen) vor der Stadt. Sogleich ward zum Sturm geschritten. Die Schill'schen Helden fochten grimmig den Kampf der Verzweiflung; doch der Feind gewann den Eingang in die Stadt, und nun erhob sich ein blutiges Ringen in den Straßen. Schill erkannte, daß es jetzt nur noch gelte, das Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Er sprengte in die dichte Feindesschar hinein, und hieb den holländischen General Carteret vom Rosse. Dann wandte er sich dem Fährthore zu, durch das soeben holländische Husaren in die Stadt eindrangen. Plötzlich erhielt er einen Schuß in den Rücken. Schon schwankend auf seinem Pferde, nahm er dennoch den Kampf auf, fiel aber nach wenigen Augenblicken unter Schüssen und Hieben der Feinde.

Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels.

Eine Abtheilung der Schill'schen Schar rettete sich auf Kähnen nach Rügen; einer andern Abtheilung, die, vor der Stadt von Uebermacht umringt und zur Ergebung aufgefordert, freien Abzug nach der preußischen Grenze oder in zehn Minuten Kampf auf Leben und Tod verlangte, ward der Abzug gewährt. Etwa 600 Mann, unter ihnen elf Offiziere, waren in Gefangenschaft gerathen. Einzelne Unteroffiziere und Gemeine wurden in Braunschweig erschossen; allen übrigen Gefangenen, außer den elf Offizieren, denen eine besondere Strafe zugedacht war, stand das furchtbare Schicksal bevor, auf die französischen Galeeren gebracht zu werden und dort unter dem Auswurf der Menschheit ihr Leben verbringen zu müssen.

Ein Kriegsgericht verurtheilte die nach Wesel geführten elf Offiziere, von denen der jüngste sechzehn Jahre alt war, zum Tode. An einem grauen, kalten Herbstmorgen wurden sie inmitten einer starken Abtheilung französischer Soldaten zur Festung hinausgeführt. Es kamen Leute des Weges daher. Da riefen die Gefangenen ihnen zu, sie möchten sie auf ihrem letzten Gange begleiten, um preußische Krieger sterben zu sehen. Auf dem Richtplatze wollte man ihnen ihr Urtheil noch einmal vorlesen; sie erklärten, dies sei unnöthig, und der älteste der Offiziere, Leopold Jahn, rief mit lauter Stimme: „Der Gott des Krieges wird euch wieder richten, euch und euren Kaiser!"

Mit Verachtung wiesen die Gefangenen das Ansinnen zurück, sich die Augen verbinden zu lassen. „Ihr könnt uns wol das Leben rauben", rief mit lauter Stimme einer derselben, „nicht aber die Ehre, zu sterben, wie es preußischen Offizieren geziemt." Nun entblößten sie Brust und Hals und riefen den Schützen zu, das preußische Herz nicht zu fehlen. Ernst von Flemming warf seine Mütze hoch empor; alle riefen: „Es lebe unser König! Preußen hoch!"

Das Krachen von 66 Musketen übertäubte den Ruf. Zehn Offizieren waren die treuen Herzen von Kugeln zerrissen, einer, der achtzehnjährige von Wedell, stand noch aufrecht neben seinem im Todeskampfe röchelnden Bruder; ihm war nur der Arm von mehreren Kugeln zerschmettert. Erschüttert trat der kommandirende General vor und rief ihm Gnade zu. „Gnade?" rief der Heldenjüngling, „ein echter Preuße verschmäht die Gnade eines fränkischen Henkers; ich bin nicht schlechter als Die, die hier in ihrem Blute liegen!" Der General winkte, ein neuer Zug trat vor. Wedell kommandirte selbst: „Feuer!" und — er war nicht mehr.

Digitized by Google

So endete ein kühnes, von Begeisterung getragenes Unternehmen, dessen einziger Fehler darin bestand, der Zeit vorausgeeilt zu sein.

Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Die Kunde von den geschilderten Ereignissen hatte ganz Deutschland gewaltig aufgeregt. Die Dichter feierten Schill's Auszug, ungestümer Jubel ertönte, als die Kunde von der mannhaften Erhebung Tirols und der großen Siegesschlacht von Aspern durch die deutschen Gaue drang. Man begann sich aus der bisherigen Verzagtheit aufzurichten, es erstarkte der Glaube an die Möglichkeit endlicher Befreiung. Aber sich, gleich den Spaniern und Tirolern, wie ein Mann todesmuthig gegen die Vergewaltigung zu erheben, dies vermochte unser Volk damals noch nicht, am wenigsten in Preußen, welches noch aus tausend Wunden blutete. Deswegen konnten auch die kühnen Versuche jener wackeren Vorkämpfer, die erstrebten, im Norden Deutschlands den Volkskrieg zu entzünden, eine Aenderung der Dinge nicht herbeiführen. Dies empfand Niemand schmerzlicher als ein Fürst aus einem der ältesten deutschen Regentengeschlechter, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der Sohn des bei Auerstädt tödlich verwundeten preußischen Oberfeldherrn.

Er hatte vor dem Imperator sein Haupt nicht gebeugt, vielmehr mit Gleichgesinnten zum Ausharren ermahnt. In Verkleidung und unter falschem Namen bereiste er, steter Lebensgefahr ausgesetzt, mehrmals das nördliche Deutschland, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, wie weit ein Aufstand auf allgemeinere Theilnahme rechnen könne. Aus vollem Herzen hatte er Oesterreichs Entschließung beigestimmt, sich noch einmal zum Waffengange gegen Napoleon aufzuraffen. In begeisterten Aufrufen wandte sich der Herzog darauf an die deutsche Jugend, sie ermahnend, unter seiner Führung dem Vaterlande ihren Arm zu leihen; Niemand aber, so lauteten seine ernsten Worte, möge sich ihm anschließen, der im Kampfe um die verlorene Ehre Deutschlands sein Leben nicht gering achte. — Die dem Tode geweihte Schar sollte schwarze Kleidung und an der Mütze einen Todtenkopf tragen. Als fliegende Truppe sollte die „schwarze Schar" überall Aufstände hervorrufen.

Mitte Mai 1809 überschritt der Herzog mit etwas über 2000 Mann die böhmische Grenze und rückte unter fortwährenden Gefechten gegen Dresden vor, das er, von einem österreichischen Corps unterstützt, am 11. Juni besetzte, und von wo er sich nach Meißen und Leipzig wandte. — Leider blieb jedoch sein Aufruf an die ihm entgegengesandten westfälischen Truppen ohne Erfolg, dagegen endigten alle Gefechte der „Schwarzen" zu ihren Gunsten. Nach dem Siege bei Aspern schlossen sich allerdings Manche an, die sich bis dahin zurückgehalten; aber die von Vielen genährten Hoffnungen, denen zufolge Anfangs Juli alle patriotischen Männer von Emden und Hannover sich erheben sollten, ebenso die bestimmte Erwartung, ein englisches Hülfscorps zur Unterstützung der Pläne des Herzogs doch noch eintreffen zu sehen — diese Hoffnungen erwiesen sich als trügerische. Jetzt kam auch noch wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Unglückskunde, daß die Erwartung der Vaterlandsfreunde von Neuem betrogen, daß Oesterreich wiederum unterlegen sei.

Beim Friedensschluß war von dem Herzoge und seinen Schwarzen nicht die Rede gewesen. Napoleon war roh und tyrannisch genug, ihn als einen Räuberhauptmann zu ächten, die Vernichtung seiner „Bande" als ein Gebot der Gerechtigkeit hinzustellen. So ohne Weiteres die Waffen zu strecken und von Neuem landesflüchtig zu werden — dies widerstrebte der Heldennatur des Welfenherzogs. In dem kurzen Zeitraume von zwei Monaten hatte er mit seiner Schar einen großen Theil Deutschlands durchzogen, seine Tapferen waren von Tausenden als Befreier begrüßt worden, und nun sollte sein Unternehmen ein so schimpfliches Ende nehmen! Da er aber immer noch auf Landung eines englischen Hülfscorps rechnete, beschloß er, mit seinem kleinen Heere sich den Weg durch die Feinde zu bahnen, um die Küste Norddeutschlands zu erreichen. Von da aus, meinte er, würde sich schlimmsten Falles Gelegenheit bieten, nach England zu fliehen, um unter britischen Fahnen den Kampf gegen den Unterdrücker fortzusetzen. Diese seine Absicht verkündete der Held seinen Getreuen,

Digitized by Google

und sie antworteten mit freudigem Zuruf. — Ende Juli erschien Friedrich Wilhelm vor den Thoren Braunschweigs, woselbst sich ihm eine Zahl von Tapferen anschloß. Drei Tage später erbeuteten die Todtenkopf-Helden in Hannover mehrere Geschütze und reichliche Vorräthe. Von da aus ging es unter mancherlei Gefechten weiter bis nach Elsfleth, wo die Einschiffung nach England erfolgte. Dänische und französische Geschütze donnerten den Schwarzen den Abschiedsgruß nach. Sie nahmen sämmtlich englische Dienste und setzten auf der Pyrenäischen Halbinsel unter Wellington's Führung den Kampf gegen Napoleon mannhaft fort.

So blutigroth kündigte sich der neue Morgen der Freiheit an. Allerdings endeten alle diese Unternehmungen freiheitsliebender Männer in Hinsicht auf die ins Auge gefaßten Zwecke ergebnißlos, jedoch folgenreich im Hinblick auf die anspornende Nachwirkung, welche sie im Gemüthe des Volkes zurückließen.

Oesterreich war niedergeworfen und hatte den Verlust werthvoller Provinzen zu beklagen. Das Schmerzlichste von Allem war, daß der Kaiser die treuen Tiroler, die unter Führung von Andreas Hofer, Speckbacher, dem Priester Haspinger u. A. so muthvoll gegen den gewaltigen Imperator und seine bayerischen Bundesgenossen gestritten, ihrem Schicksale preisgeben mußte. Hätten alle Völker, über die Napoleon seine Zuchtruthe schwang, so mannhaft gedacht und gehandelt, wie jenes tapfere Bergvolk, niemals wäre dem Kaiser die Unterjochung eines halben Welttheils gelungen.

Aufstand der Tiroler. Den Tirolern hatte es im höchsten Grade widerstrebt, sich wie eine willenlose Herde verhandeln zu lassen, als sich Oesterreich im Jahre 1805 hatte dazu verstehen müssen, sein Alpenland dem Könige Max von Bayern als Lohn für den Napoleon geleisteten Beistand zu überlassen. Damals fügten sich die biederen Gebirgsbewohner nur schweren Herzens. Nun aber, im Jahre 1809, antworteten sie auf die Mahnung des Kaisers, sich zum Kampfe gegen den korsischen Gewalthaber zu erheben, daß es eher möglich sei, „den Tiroler von dem Erdboden zu vertilgen, als ihm seine angeborene Liebe und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus zu nehmen." Einmüthig erhob sich das treue Bergvolk. Seine wohlgeübten Schützen und das nothdürftig bewaffnete Landvolk griffen die Bayern und Franzosen entschlossen an, und wiewol ihrer nur 17,000 Mann gegen 25,000 Mann französischer Kerntruppen mit 40 Geschützen auszogen, so gelang es ihnen doch, den Feind aus dem Lande zu jagen (13. August 1809). Die Seele des Aufstandes war Andreas Hofer, ein Mann von herkulischer Gestalt, mit schwarzem, bis auf die Brust herabhängendem Barte. Ernst und streng von Sitten, beharrte er beim Gebet und in der Frömmigkeit, die ihm Lebensbedürfniß geworden. Der brave Sandwirth hielt nun, jubelnd begrüßt, seinen Einzug in Innsbruck.

Als Kaiser Franz II. von den rühmlichen und erfolgreichen Kämpfen der Tiroler vernahm, schrieb er ihnen, sie könnten allezeit auf ihn zählen. Da kamen jene fünf Siegestage Napoleon's, welche Tirol der Macht des Feindes überlieferten. Von dem schneidigen Marschall Lefebvre geführt, drangen 18,000 Mann Bayern in das Land und nahmen Innsbruck. Auf ihrem blutigen Wege schonten sie weder Weib noch Kind, verbrannten Menschen und Vieh in Ställen, rissen gefangenen Bauern die Zunge aus oder schlugen ihnen Nägel durch die Hände. Greuel so entsetzlicher Art, meinte der darüber empörte französische Marschall, habe er sogar in Spanien nicht erlebt. Dennoch gaben sich die tapferen Tiroler noch nicht überwunden, sondern sie setzten in ihren Bergen den ungleichen Kampf fort; ja, ihr Muth flammte wieder hell auf, als sie vernahmen, wie heldenmüthig die Oesterreicher bei Aspern und Eßling gestritten, und als sie zugleich eine Botschaft von dem Kaiser empfingen, in der er ihnen sein „heiliges Wort" gab, daß er keinen Frieden unterzeichnen werde, der nicht Tirol unauflöslich an Oesterreich knüpfe. — Die wackeren, treuen Tiroler kämpften weiter; sie lebten der festen Ueberzeugung, ihr Kaiser werde sein „heiliges Wort" einlösen. Das treue Volk wollte es nicht glauben, als die Kunde nach Tirol kam, ihr Land

Digitized by Google

sei nicht mit in den Frieden eingeschlossen, der Kaiser habe vielmehr sein treues Bergland dem Könige von Bayern überlassen müssen. Hofer selbst rieth seinen Landsleuten, sich zu unterwerfen. Getäuscht durch trügerische Hoffnungen und Versprechungen, erhob er aber im Oktober von Neuem die Fahne des Aufstandes. Von Uebermacht angefallen, mußte der Patriot bald jeglichen Widerstand aufgeben. Nach blutigem Ringen ward Tirol gänzlich niedergeworfen. Hofer, flüchtig geworden, verbrachte den Monat Dezember 1809 und Januar 1810 in einer einsam gelegenen Alpenhütte, hinter Schnee- und Eisbergen verborgen. Ein verrätherischer ehemaliger Hausgenosse, verlockt von dem Preise, welcher auf das Haupt Hofer's gesetzt worden war, führte um Mitternacht (20. Januar) einen Trupp Häscher zu der Sennhütte.

Hofer ward überrascht, gefangen genommen, in Ketten nach Mantua gebracht und zum Tode verurtheilt. Auf der Bastei angekommen, wo das Urtheil an ihm vollstreckt werden soll, segnet er seine Landsleute, weist die Binde zurück, die man ihm um die Augen legen will, weigert sich niederzuknieen, indem er sagt: „Ich stehe vor Gott, der mich geschaffen hat, und stehend will ich sterben!“ und kommandirt selbst: „Feuer!“ Den Schergen, die die Gewaltthat auszuführen hatten, mußte diese sehr peinlich werden, denn erst nach der zweiten Salve sank der kräftige Mann in die Kniee. Nun sprang ein Korporal vor und gab ihm den Tod. So jammervoll und empörend war das Schicksal des edelsten Vorkämpfers im Lande Tirol! — Doch dem Dichter erschien das Los der tiroler Helden im Lichte großen Ruhmes, indem er sie in Folgendem verherrlichte:

„Hochherzig Volk, Genosse größ'rer Zeiten,
Du sinkst nun in der eig'nen Häuser Brande,
Zum Himmel noch gestreckt die freien Hände.
O Herr, laß diese Lohen weh'n, sich breiten
Auffordernd über alle deutschen Lande.
Und wer da fällt, dem schenk' so glorreich Ende!“

Standbild des Andreas Hofer in der Hofkirche zu Innsbruck.

Digitized by Google

Denkmal der Königin Luise im Thiergarten zu Berlin.

Heimgang der Königin Luise.

Napoleon hatte sich vergebens bemüht, durch Verleumdungen aller Art, die er fortgesetzt durch die von ihm abhängigen Zeitungen gegen die Königin Luise verbreiten ließ, ihr die Liebe des Volkes zu rauben. Die lügnerischen Berichte bewirkten gerade das Gegentheil von Dem, was sie bezwecken sollten. Die Liebe des Volkes zur Königin stieg in dem Grade, als der Abscheu gegen Napoleon zunahm. Aeußerungen Luisens gingen von Mund zu Munde und wirkten belebend und aufrichtend. Durch Frau von Berg, die der Königin nahe stand, sind viele ihrer Worte und Handlungen aufgezeichnet worden. Als nach der Schlacht bei Jena eine Schreckensbotschaft die andere jagte, sagte Luise zu ihren ältesten Söhnen: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang unseres Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem eure Ahnen und ihre Generäle den Stamm Hohenzollern gekrönt haben. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter, wo euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann: ruft künftig, wenn eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtniß zurück, weinet meinem

Digitized by Google

Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturz meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein; handelt, entwickelt eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder: befreiet dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern, wie euer Urgroßvater, der Große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen; werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!"

— Einen tief ergreifenden Eindruck macht folgender Brief der Königin aus dem Jahre 1808:

„Bester Vater! Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbern Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns — das siehet Niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: Das muß auch bei uns anders werden.

„Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, aber er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß hält, verliert das Gleichgewicht und fällt."

Alle Unternehmungen, die darauf hinzielten, das Volk von innen heraus zu erziehen, fanden die lebhafteste Unterstützung der Königin. Der edle Pestalozzi in der Schweiz erregte ihre Aufmerksamkeit; sie ließ sich über seine Unterrichts- und Erziehungsmethode Bericht erstatten und erwartete mit Ungeduld einen von dem Könige berufenen Lehrer aus dem Württembergischen, der ein Schüler Pestalozzi's war.

„Ich lese", schrieb sie, „Lienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er's mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm! — Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind!" Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott — wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — wie wahr!"

Um diese Zeit begann die Königin zu kränkeln. Doch beschäftigte sie sich in Königsberg eifrig mit den dortigen Schulanstalten, deren einige sie öfters mit ihrem Gemahle besuchte.

Die Kunde von dem Heldenkampfe der Tiroler erregte ihre lebhafteste Theilnahme.

Digitized by Google

„Auf den Bergen ist Freiheit!“ schrieb sie. „Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von den Bergen niederrollt.“ — „Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin zu gehen bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden wäre, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen? Nein, nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“

„Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!“ —

Zu Ende des Jahres 1809 kehrte die Königin in Begleitung ihres Gemahls nach Berlin zurück, das sie nach dem Unglückstage von Jena nicht gesehen hatte. An allen Orten, die das königliche Paar auf der Reise berührte, wurden ihm Zeichen treuester Anhänglichkeit. Auf der Reise schrieb die Königin in ihr Tagebuch: „So werde ich denn bald in Berlin sein und wiedergegeben so vielen treuen Herzen, die mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße viele Thränen, wenn ich daran denke, daß ich Alles auf dem nämlichen Platz finde und doch Alles so ganz anders ist, daß ich es nicht begreife, wie es dort werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich . . . .“

Der 23. Dezember war zum Einzuge bestimmt. In dem der Hauptstadt nahen Oertchen Weißensee bestieg Luise den schönen Wagen, den ihr die Bürgerschaft zur Feier ihrer Rückkehr verehrt hatte. Elf Uhr Vormittags verkündeten weiße Fahnen auf den Thürmen, Glockengeläute und Kanonendonner das Herannahen des Königs und der Königin. Unter dem Zujauchzen des Volkes erreichten sie das Palais, vor dem Luisens Vater, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, ihrer harrte. Tiefe Rührung ergriff alle Anwesende, als Luise, umgeben von ihren Kindern, ihres Vaters Hand küßte und dann unter Thränen ihr Haupt an seiner Brust barg. Am Abend war Berlin vom untersten Kellerraum bis zum obersten Dach erleuchtet. Berlin kam in den nächsten Tagen nicht aus der freudigen Erregung heraus. Die große Mehrheit der Bevölkerung hing fest an dem patriotischen Glauben, daß wie der Morgen nach der Nacht die Erlösung von dem Joche des Korsen und damit für Preußen wieder eine glorreiche Zeit kommen werde, und die Rückkehr des Königspaares nach der Hauptstadt, die es unter dem Drange der Umstände hatte verlassen müssen, erschien den Meisten als ein günstiges Vorzeichen, daß die Erfüllung des Wunsches, der Aller Herzen beseelte, nicht mehr gar so fern sein könne.

„Nachdem wir“, schreibt Fouqué, „die königliche Familie wiederum in unserer Mitte sahen, ward es auch mir zutheil, noch einmal des Anblicks unserer engelschönen Königin gewürdigt zu werden. Es war in Berlin, wo sie im Theater erschien, an der Seite ihres Gemahls, auf den sie mehrmals im Gespräch die wahrhaft himmelblauen Augen mit unaussprechlich rührendem Ausdruck richtete. Ob vielleicht schon damals in ihrer holden Seele die Ahnung lebte, sie werde nicht lange mehr des Schwergeprüften Geleiterin sein? — Eines weiß ich. Als sie, nach der zu jener Zeit üblichen Sitte, beim Fortgehen die Versammlung mit gnädiger Neigung begrüßte, empfand ich tief und sprach es auch auf dem Heimwege durch die dunklen Straßen meinem Freunde aus: Wol hab' ich mitunter gemeint, wir Preußen könnten ruhig unser Kriegsunglück ertragen, uns nun im Frieden wenden auf Kunst und Wissenschaft, etwa wie es der große Friedrich sich vorgenommen haben soll, wenn die Schlacht von Mollwitz verloren gegangen wäre für ihn. Aber jetzt nicht also! Wir müssen kämpfen, um jene schönen Augen freudig leuchten zu sehen über unsere Siege!“

Digitized by Google

Die Vorsehung hatte es aber anders bestimmt. Denn noch in der Nacht der Trübsal sollten ihre schönen Augen zur ewigen Ruhe sich schließen!

Hier sei noch nachgeholt, was die Königin kurz vor ihrem Heimgange über ihre Kinder ihrem Vater mittheilte. Wie sie über den Prinzen Wilhelm dachte, wissen wir bereits. Sie schrieb damals aber weiter noch: „Unsere Kinder sind unsererе Schätze“.... „Der Kronprinz ist voller Leben und Geist; er hat vorzügliche Talente“... — „Unsere Tochter Charlotte (die spätere Kaiserin von Rußland) verbirgt hinter einer scheinbar kalten Hülle, wie ihr Vater, ein warmes, theilnehmendes Herz.... Erhält sie Gott, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.“ — „Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll, heiter und witzig. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen.“ — „Unsere Tochter Alexandrine (die spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin) ist anschmiegend und kindlich. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus; doch schadet dies ihrer Gemüthlichkeit nicht.“ — „Von der kleinen Luise (der spätеren Prinzessin Friedrich der Niederlande) läßt sich noch nichts sagen. Sie heißt „Luise“; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des Großen Kurfürsten, ähnlich werden!“ — Der Brief der Königin schließt: „Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unseren guten Kindern werden wir glückselig sein.“ — Und ein anderer Ausspruch der Königin aus jener Zeit lautet: „Wenngleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden der Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel, harrete aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeit würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und redlich gerungen haben.“

Ende Juni des Jahres 1810 begab sich die Königin zum Besuch nach dem väterlichen Hofe in Strelitz. Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Alles war versammelt: da trat sie herein, eine über alle Beschreibung erhabene Hoheit und Milde in ihrem Wesen. Sie sah aus wie eine Geprüfte und bewährt Befundene, die, mit der Erde fertig, nur noch durch die Bande der Liebe daran festgehalten wird. Ihre schönen, edlen Züge trugen das Gepräge tiefen Leidens, und wenn sie die Augen gen Himmel schlug, so sprach ihr Blick, vielleicht unwillkürlich, die Sehnsucht nach der Heimat aus. Als einige Damen, die sie von früher kannten, und denen sie sich vertraulich näherte, sich mit Wohlgefallen über die Perlen äußerten, welche die Königin als einzigen Schmuck trug, da antwortete sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen!“

Kurze Zeit darauf erkrankte die Königin. Der König, davon benachrichtigt, traf zur Nachtzeit in Strelitz ein. Der Anblick der Todtkranken war überwältigend für ihn; er verließ auf einige Augenblicke das Zimmer, um sich zu sammeln. Als man den König zu trösten suchte und hinzufügte, es sei noch Hoffnung vorhanden, sagte er mit trostlos dumpfer Stimme: „Wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß.“

Zwischen acht und neun Uhr trat wiederum der Brustkrampf ein. „Ach, mir hilft nichts mehr, als der Tod!“ rief die Leidende. Der König saß ihr zur Seite und hielt ihre Hand. Kurz vor neun Uhr bog die Königin ihr Haupt zurück, schloß die Augen und rief: „Herr Jesus, mach' es kurz!“ Noch ein Athemzug — und das Herz einer der edelsten Frauen, die je gelebt haben, schlug nicht mehr.

Der König drückte seiner Luise unter Küssen und Thränen die Augen zu, „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet.“ — Das Weh, das in dieser Stunde über ihn kam, prägte sich in seinen Zügen unverlöschlich ein.

Die beiden ältesten Prinzen standen weinend im Garten; der König hatte nicht gewünscht, daß sie den Todeskampf der Mutter sähen. Jetzt führte er sie an das Todtenbett.

Digitized by Google

Sie knieten nieder und bedeckten die Hände der geliebten Mutter mit heißen Thränen. — Ueber die Maßen groß war das Weh, von dem das ganze Volk bei der Kunde von dem Tode der Königin ergriffen wurde. „Unsere Heilige ist im Himmel!“ rief, von Schmerz und flammendem Zornesmuth erregt, Blücher, der von nun an dem Korsen ein grimmerer Feind noch ward, als er es bisher gewesen war. Vieler Patrioten vornehmster Gedanke war von jetzt ab darauf gerichtet, den Feind, der die angebetete Königin so tief gebeugt hatte, bis auf den Tod zu treffen. „Ihr früher Tod war die eigentliche Verklärung ihres Daseins.“

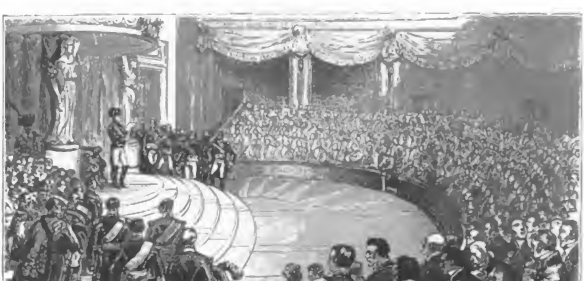
Am Todesbette der Königin Luise von Preußen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Karl Frenzel sagt: „Der Untergang des Staates hatte ihr das Herz gebrochen; wenn die harten Entbehrungen, die Beschwerden der Flucht, das nordische Klima in Memel und Königsberg ohne Zweifel die Gesundheit ihres Leibes untergraben haben, so erlag ihre Seele noch viel sicherer den beständigen Bekümmernissen, den Sorgen, dem Uebermuth der Fremdherrschaft ...“

Wie sie so Vielen im Leben erschienen, so sollte das Andenken an sie im Denkmal auch späteren Geschlechtern erhalten bleiben. Der Künstlerhand Meister Rauch's ist es gelungen, ein herrliches Marmorbild der Königin herzustellen. Luise ruht in schlafender Stellung auf einem Sarkophage; von demselben Künstler wurde später das Bild Friedrich Wilhelm's III. ausgeführt. Beide Sarkophage befinden sich im Mausoleum zu Charlottenburg, einem von Trauerweiden und Edeltannen umgebenen tempelartigen Bau in dem das Schloß umgebenden Park. Dorthin wandern immer und immer noch Tausende.

„Dort schläft sie nun; — es ist schon lange her,
Aus jenen Tagen leben Wen'ge mehr,
Doch immer noch verehrt mit treuem Sinn
Das Volk der Preußen seine Königin.“

Digitized by Google



Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

Der Vesuv der französischen Revolution, verkörpert in der Person Napoleon's, befand sich auch jetzt noch in zunehmender Thätigkeit, und revolutionäre Feuerströme ergossen sich, Schlechtes und Gutes mit sich führend, und Schlechtes und Gutes zerstörend, über die Länder. Der unermüdlich auf Kräftigung deutscher Gesinnung wirkende E. M. Arndt sagte in seinem „Geist der Zeit“ über den französischen Kaiser: „Bewunderung und Furcht erzeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltene Naturkraft, und sie kann man auch ihm nicht versagen. Geh nach Italien, schlage Livius auf, frage die Römergeschichte und versetze das Alte mit neuer Geistigkeit, mit größerem Prunk der Worte, mit etwas politischer Empfindsamkeit: so findest du, was der Mann ist, und wohin du ihn stellen sollst. Die ernste Haltung, des Südens tief versteckte Feuer, das strenge, erbarmungslose Gemüth des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eigenen Brust, der Aberglaube des großen Menschen an sein Glück, den er so auffallend zeigt — diese gewaltigen Kräfte, von einer wild begeisterten Zeit begriffen und vom Glück emporgehalten, wie mußten sie siegen!“ —

Man kann dieser Charakterisirung Napoleon's um so mehr beistimmen, wenn man erwägt, daß er, kaum zur Herrschaft gelangt, Namen und Einrichtungen des alten Rom vielfach zurückrief, sich mit einem Senate umgab, Tribunate, Tribunale und eine Ehrenlegion errichtete und seinen Heeren als siegverheißende Feldzeichen die römischen Adler gab. Nach Berechnung, aber auch nach Launen und Gelüsten veränderte er fortgesetzt die Karte von Europa. Im Jahre 1810 schlug er Hannover zu dem Königreich Westfalen und gründete innerhalb Deutschlands neue Fürstenthümer für französische Prinzen und Marschälle, so daß die Rheinbundsfürsten, deren einige auf diese Art Stücke ihres Gebietes verloren, zu ihrem Schrecken sehen mußten, daß Napoleon trotz der Willfährigkeit, die sie ihm erzeigt, und trotz der unerhörten Huldigungen, die sie ihm dargebracht hatten, auch sie nicht schonte. Einzelnen Fürsten begann schon die Schmach, die sie sich und ihren Völkern zugefügt, auf dem Gewissen zu brennen, auch solchen, deren Länder Napoleon auf Kosten Anderer willkürlich vergrößert hatte. Denn der Kaiser ließ sie nicht lange ihres Glückes sich erfreuen, da er fortgesetzt größere Leistungen von ihnen forderte, ihre Abhängigkeit von ihm ihnen immer fühlbarer machte.

Digitized by Google

Uebler noch waren die Rheinbundsvölker daran, die wie Waaren von ihm verschachert wurden und von einer Hand in die andere gingen. Durch die bessere französische Gesetzgebung waren zwar viele der mittelalterlichen Beschränkungen, unter denen die Menge kleinerer und größerer Fürsten sowie die Mehrzahl der ehemals reichsunmittelbaren Adelsherren den Bürger- und Bauernstand hatten seufzen lassen, weggeräumt worden: aber auch diese konnten ihres größeren Gedeihens nicht von Herzen froh werden, insofern an Stelle der beseitigten alten ihnen neue und größere Leistungen auferlegt wurden. Je nach seinem Winke mußten sie dem neuen Zwingherrn Gut und Blut zur Verfügung stellen und das zum Theil sogar zur Niederwerfung ihrer eigenen Brüder. Hanfene Stricke waren ihnen von Napoleon abgenommen worden; eiserne Fesseln hatte er ihnen angelegt. Die fortgesetzten Durchmärsche und Truppenanhäufungen, die vielen Störungen von Handel und Gewerbe, namentlich aber die gegen England verhängte Handelssperre bewirkten auch in den Rheinbundstaaten eine unverhältnißmäßige Preissteigerung aller Bedürfnisse des Lebens, was natürlich zumeist die unteren Volksklassen zu empfinden hatten.

Der Druck, den die meisten der Rheinbundfürsten auf ihre Völker geübt hatten, war oft schwer empfunden worden; aber seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war der Freiheit des Geistes doch ein weiterer Raum zur Entfaltung gewährt worden; ja einzelne Fürstenhöfe — es ist vor Allem hier der Hof zu Weimar zu nennen — hatten die Männer, von denen Kunst und Wissenschaft im Dienst der Freiheit gefördert wurde, um sich geschart und sie mit Ehren überhäuft. Die Freiheit des Geisteslebens hatte Manchen für den Mangel jeder politischen Freiheit entschädigt. Auf diese Freiheit fiel nun der Mehlthau napoleonischer Despotie. Das Volk mußte ein Heer von Spähern, theils Franzosen, theils auch Deutsche, die sich zu solchen Diensten erniedrigten, bezahlen. Um ihren Eifer zu zeigen und dadurch ihre Einnahmen zu erhöhen, wurde von diesen Spürern natürlich viel gelogen. Bücher, Zeitungen, Theater unterlagen der strengsten Censur; Gespräche an öffentlichen Orten wurden durch geheime Angeber überwacht, ja sogar Dienstboten einflußreicher Männer dem Netze der über das Land ausgebreiteten Spionenschar eingefügt. So fühlte denn doch der große Korse, trotz der Weihrauchwolken, die ihm Verblendete und Unwürdige spendeten, und trotz seines hochfahrenden Uebermuthes, daß seine Herrschaft im Herzen der Völker nicht Wurzel fassen wollte. Aber wie konnte das auch bei einem Manne geschehen, der der Selbstsucht fortgesetzt neue Opfer brachte? „Die Liebe zur Macht und obersten Gewalt absorbirte und verzehrte ihn. Vor dieser sank das sittliche Gesetz, die Ehre, Liebe, Menschlichkeit zu Boden. Josephine, seine erste Frau, die ihm treu und fest in den Tagen eines zweifelhaften Geschickes zur Seite gestanden hatte, wurde auf der Höhe seines Glückes verstoßen, um einer Fremden Platz zu machen, die seiner Macht besser dienen konnte. Er sei, wird uns gesagt, viel öfter liebevoll gegen seine Brüder und seine Mutter gewesen, als launisch und herrisch; aber aus den kürzlich erschienenen Memoiren der Frau von Remusat wissen wir, daß in den verwandtschaftlichen Beziehungen von beiden Seiten die bodenloseste Selbstsucht vorwaltete, und daß beispielsweise gewisse zärtliche Liebesbeweise Napoleon's gegen seine Schwestern und seine Stieftochter durch grenzenlose Demüthigungen und die schmählichste Hingabe aufgewogen werden mußten. — Er wurde bisweilen, wird uns weiter gesagt, von dem Anblick des Schlachtfeldes, das mit Verwundeten und Todten bedeckt war, gerührt: aber wenn der Moloch seines Ehrgeizes morgen neue Haufen Erschlagener forderte, so wurden sie ihm niemals verweigert." (Canning.)

Vermählung mit Marie Luise. Im Jahre 1810 that Napoleon einen weiteren wichtigen Schritt zu seiner eigenen Erhöhung — oder zu seinem tiefen Fall. Seine Gemahlin, die von den Franzosen hochverehrte Kaiserin Josephine, hatte ihm bisher noch keinen Sohn geschenkt, und der Kaiser, in dem natürlichen Wunsche, dereinst einem Sohne und Leibeserben das Werk, welches er selbst so glanzvoll begonnen, zur Fortführung zu

Digitized by Google

hinterlassen und das mächtige Gebäude einer napoleonischen Dynastie zu gründen, trug sich schon seit längerer Zeit mit dem Plane der Scheidung von seiner Gemahlin und einer zweiten Eheschließung. Aber noch andere Gründe mochten wol dazu mitwirken, Napoleon zu einem solchen Entschluß zu bestimmen: durch seine Vermählung mit einer Prinzessin aus einem der ältesten und mächtigsten regierenden Häuser Europa's glaubte er seine Emporkömmlingsherrschaft mit dem Glanze der Legitimität umgeben und seine Dynastie als ein festes Glied in die europäische Herrscherfamilie einfügen zu können. Seine Blicke richteten sich zunächst auf Rußland, und durch seinen Bevollmächtigten am russischen Hofe ließ er bei Alexander anfragen, ob er, um die bestehenden Bande der Freundschaft noch fester zu knüpfen, bereit sein würde, ihm die Hand seiner Schwester zu bewilligen. Die Antwort des Zaren lautete ausweichend; schon hatte Alexander erfahren, was es heißen wollte, der Freund eines Napoleon zu sein; wie ein schwarzer Schatten hatte sich zwischen den beiden mächtigen Herrschern das Mißtrauen erhoben. Inzwischen war Oesterreich durch den Feldzug vom Jahre 1809 gänzlich niedergeworfen worden, und es trat nun an Napoleon die Frage heran, ob es für ihn nicht vortheilhaft sein möchte, den immer noch mächtigen Staat durch ein enges Familienband an sich zu fesseln und in den Kreis seiner Interessen zu ziehen. Dem ehrgeizigen Imperator mochte es kaum noch zweifelhaft sein, daß er dereinst, vielleicht bald, auch mit dem Zaren im Kampfe auf Leben und Tod sich zu messen haben werde, und in einem solchen Kampfe konnte ihm die Verwandtschaft und Bundesgenossenschaft des österreichischen Kaisers nur erwünscht sein. In Oesterreich ging man auf die Pläne Napoleon's scheinbar mit der größten Bereitwilligkeit ein; der österreichische Staatskanzler Graf Metternich, der seit der Katastrophe des Jahres 1809 an Stadion's Stelle getreten war, und dem wir im Verlaufe unserer Darstellung noch vielfach begegnen werden, wußte den Kaiser Franz zu überzeugen, daß man ein solches Opfer bringen müsse, um dem gänzlich erschöpften Staate einige Jahre der Ruhe zu sichern, deren er so dringend bedürfe, wolle er sich anders dem übermächtigen Frankreich gegenüber wieder eine maßgebende Stellung erringen. So gab denn der Kaiser Franz seine Zustimmung zu dem Vermählungsplan unter der Bedingung einer rechtmäßigen Scheidung Napoleon's von seiner ersten Gemahlin. Das konnte für Napoleon natürlich kein Hinderungsgrund sein: was er einmal wollte, das setzte er auch durch trotz aller scheinbaren Schwierigkeiten. Das letzte Hinderniß war bald zur Seite geräumt, und wenige Monate später wurde die Vermählung mit unermeßlicher Pracht vollzogen; fünf Königinnen trugen der jungen Kaiserin von Frankreich die Schleppe. An dem Hasse, den die beiden Kaiser im Herzen gegen einander hegten, änderte diese Verbindung freilich nichts.

Das Glück erwies sich seinem auserwählten Günstlinge hold bis zum Jahre 1811. Kein Herrscher lebte, der mächtig genug gewesen wäre, sich dem Willen des Gewaltigen mit Erfolg zu widersetzen!

Dem Wiener Frieden vom Jahre 1809 folgte zunächst eine Pause der Ruhe und Sammlung. Aber auch diese friedliche Zeit ward dazu benutzt, die Herrschaft Frankreichs über unsern Welttheil weiter auszudehnen. Schon vorher hatte das napoleonische Kaiserreich ungescheut in Italien den Kirchenstaat verschlungen, und als Papst Pius VII. sich den Anordnungen des Gewaltherrn nicht fügen wollte, hatte man das Haupt der katholischen Christenheit (im Juli 1809) als Gefangenen nach Frankreich abgeführt. Die Einverleibung von Holland und von Wallis ward jetzt kurz nach einander dekretirt. Die Napoleoniden beherrschten nun den größten Theil der Staaten des westlichen Europa. In Westfalen, Spanien und Holland führten jetzt Napoleon's Brüder das königliche Scepter; in Neapel gebot sein Schwager; in Mailand residirte — als Vizekönig von Italien — sein Stiefsohn Prinz Eugen. In rascher Folge fanden nun bedeutende Avancements in der Familie des Imperators statt, während in Schweden Marschall Bernadotte die Anwartschaft auf die Nachfolge des kinderlosen Königs erlangte, und Napoleon von einem ehemaligen Untergebenen erwarten durfte, daß er sich

Digitized by Google

willfährig zeigen und den englischen Schiffen den Weg durch den Sund nach der Ostsee verlegen werde. So erweitern sich ohne Unterbrechung die Grenzen des Kaiserreichs vom Golf von Neapel bis zur Nordsee, von der Küste Portugals bis zur Weichsel. Zu Paris, der ersten Hauptstadt des französischen Kaiserthums, war als zweite Rom und nach König Ludwig's Thronentsagung im Jahre 1810 Amsterdam als dritte getreten.

Damals gehorchten dem Winke des Gewaltigen 44 Millionen Unterthanen. Rechnet man jedoch die Einwohner der Schutzstaaten hinzu, denen Napoleon noch eine mehr oder weniger selbständige Existenz gestattete, so verfügte der Soldatenkaiser über Gut und Blut von über 100 Millionen. — Napoleon's vornehmste Günstlinge, voran die Marschälle, waren zu Fürsten, Herzögen und Grafen emporgestiegen; sie stützten und sicherten die Herrschaft ihres Gebieters und mehrten gleichzeitig entweder durch den erworbenen Kriegsruhm oder die glänzende Art ihres Auftretens die Pracht des kaiserlichen Hofstaates. Zu Paris sah sich der Imperator von einem Prunk und einer Herrlichkeit umgeben, deren sich das älteste Fürstenhaus in Europa nicht rühmen konnte.

Einholung der Kaiserin Marie Luise. Zeichnung von F. Lix.

Die Kriegsgefährten und alten Freunde des Emporkömmlings sorgten natürlich allerorten nach besten Kräften für sich selber, so daß sie nirgends zu kurz kamen. Was sich nicht von selbst machte, das brachte schließlich der Wille des Gebieters fertig. — Geld und Gut wußten alle Günstlinge Napoleon's zu erpressen, wo der Gebieter sie im Namen Frankreichs schalten und walten ließ.

Aber mit Mächtigen ist nicht gut Kirschen essen. Die Wahrheit dieses Sprüchwortes konnten sogar die Verwandten des Kaisers am besten an sich selber erproben. Seine Brüder und Schwestern hatten die kaiserliche Ungnade in dem Augenblicke zu empfinden, in welchem sie vergaßen, daß sie dem Mächtigen nur als Werkzeuge galten. So empfing König Hieronymus zwar für die ihm abgenommenen Stücke von Westfalen einen schönen Theil von Hannover; aber er erfuhr des eigenmächtigen Bruders und Herrn Verfügungen erst durch die öffentlichen Blätter. Der Emporkömmling hielt dabei seiner eigenen Person gegenüber auf strenge Etikette; ja er duldete es, daß man seiner Mutter nicht gestattete, sich unaufgefordert in Gegenwart ihres kaiserlichen Sohnes niederzusetzen.

Inzwischen hatten auch die den Franzosen geneigten Völker, denen der Kaiser sich als Befreier verkündet, während seine Soldaten bei ihnen sich als „Träger der Civilisation" hatten einführen lassen, reichlich Gelegenheit gehabt, die Wirklichkeit mit den ihnen früher gemachten Verheißungen zu vergleichen. Wie viel des mittelalterlichen Schuttes auch durch

Digitized by Google

die französische Gesetzgebung und Verwaltung im westlichen und südlichen Europa weggeräumt worden war, die bisher Betheiligten wurden ihres Lebens doch nicht froh; denn die neuen Lasten, die ihnen auferlegt worden waren, waren sehr viel drückender und vor Allem auch sehr viel beschämender als die beseitigten alten.

Im Jahre 1811 stand der gewaltige Mann auf einer so hohen Staffel der Macht, daß er die Worte fallen lassen durfte, Frankreich könne dasjenige System gegen die Staaten des europäischen Festlandes anwenden, welches Großbritannien gegen die Nabobs Indiens befolge.

Immer weiter entfernte sich Napoleon von der Bahn des Rechtes, wie sie das Gewissen jedem Sterblichen vorzeichnet; der Titan schleuderte in frechem Uebermuthe Gewaltthaten gegen das Ewig-Göttliche empor. In den zu Frankreich gekommenen Rheinlanden war schon 1806 ein vom päpstlichen Stuhle approbirter Katechismus (der sogenannte Kaiserkatechismus) zur Einführung gelangt, in welchem eine geradezu abgöttische Verehrung für Napoleon gefordert ward. Gott habe, heißt es, „den Kaiser Napoleon zu seinem Bilde auf Erden aufgestellt." Unter Anderem wird gefragt: „Giebt es nicht besondere Beweggründe, die unsere Ergebenheit gegen Napoleon den Ersten, unsern Kaiser, noch um Vieles verstärken sollen?" In der Antwort heißt es: „Ja, denn er ist der Vertheidiger des Staates durch die Kraft seines mächtigen Armes; und durch die heilige Salbung, welche er von den Händen des Papstes, des Oberhauptes der allgemeinen Kirche, empfangen hat, ist er zum Gesalbten des Herrn geworden." Außerhalb seines Willens erkannte er irgend welche Rechte nicht an. Als sein Bruder Ludwig, den er zum Könige von Holland gemacht, der Präfektenrolle müde, welche der Imperator ihn spielen lassen wollte, seinen Ordonnanzen sich nicht fügen wollte, schrieb er demselben: „Vergessen Sie niemals, daß in der Stellung, zu welcher mein politisches System und die Interessen meines Reiches Sie berufen haben, Ihre erste Pflicht die gegen mich ist, Ihre zweite die gegen Frankreich. Alle Ihre anderen Pflichten, selbst die gegen das Volk, zu dessen Regierung ich Sie berufen habe, gehen diesen nach." Ludwig, der nicht willens war, das Land als bloßer Präfekt zu regieren, trat freiwillig in den Privatstand zurück, und nun schlug Napoleon im Jahre 1811 Holland zu Frankreich, „da" — man höre diesen „Rechtsgrund" — „es ja doch nur ein Erzeugniß französischer Gewässer sei!"

Nur zwei Reiche gab es noch in Europa, die dem Allgewaltigen zu widerstreben wagten — England und Rußland. Letzterem konnte man zu Lande beikommen; das britische Inselreich dagegen war durch seine Lage im Meere gegen den Angriff französischer Armeen gesichert; Frankreichs Flotten, welche England von allen Meeren weggefegt hatte, waren nur noch in schwachen Ueberresten vorhanden, und sie konnten den Engländern nichts mehr anhaben.

Voll Haß gegen den abscheulichen „Leoparden", wie Napoleon in seinem Zorne England bisweilen nannte, sann er stets auf neue Maßregeln, um den britischen Handel zu schädigen und den Verkehr Englands mit dem übrigen Europa zu vernichten, und immer mehr verschärfte er deshalb das verderbliche System der Kontinentalsperre. Um nun dieselbe mit noch fühlbarerem Erfolge durchzuführen, erklärte Napoleon jetzt auch die Ems-, Weser- und Elbmündungen als zu Frankreich gehörig. Damit verloren die Herzöge von Oldenburg und von Ahremberg, weil deren Länder in den oben genannten Flußgebieten lagen, ihre Herzogthümer, die Städte Bremen, Hamburg und Lübeck ihre Selbstständigkeit. Aber indem Oldenburg von Napoleon zu Frankreich geschlagen und der regierende Fürst Peter, ein naher Verwandter des Kaisers Alexander, vertrieben worden war, fühlte Letzterer, der die an Fürsten und Völkern ausgeübten Rechtskränkungen bisher ruhig hatte ansehen können, ja, der sich sogar an einzelnen derselben betheiligt hatte, sich aufs Schwerste beleidigt. Das „herzliche" Einverständniß der beiden Kaiser, das in Wahrheit freilich mit ihrem Herzen niemals viel zu thun gehabt hatte, war zudem schon kurze Zeit vorher empfindlich dadurch gestört worden, daß Alexander sich nicht geneigt gezeigt hatte, dem Kaiser Napoleon seine Schwester zur Gemahlin zu geben.

Digitized by Google

Die gegenseitige Verstimmung nahm bereits einen akuten Charakter an, als die Folgen der unhaltbar gewordenen Handelspolitik, zu welcher Napoleon seinen bisherigen Bundesgenossen gezwungen, immer empfindlicher hervortraten. Das damals noch sehr industriearme Zarenreich sah sich geradezu auf den Verkehr mit Großbritannien angewiesen, und das Unmögliche kann eben Niemand leisten oder halten. Nach wie vor liefen britische Schiffe in russische Häfen ein, aber sie nannten sich jetzt „amerikanische". Solches blieb Napoleon natürlich nicht verborgen. Zuerst wurde darüber freundschaftlich verhandelt, dann kam es zu Vorwürfen. Noch gelang es diesmal, durch Nachgeben von beiden Seiten den Streit beizulegen, aber infolge der von Napoleon gegen Peter von Oldenburg verübten Gewaltthat kam derselbe mit erneuter Heftigkeit zum Ausbruch. Alexander erließ jetzt einen Ukas, welcher die Grenzsperre gegen England aufhob, dagegen die Einfuhr einer Anzahl französischer Erzeugnisse untersagte. Napoleon bot das erweiterte Gebiet von Erfurt als Ersatz für Oldenburg an. Alexander schlug das aus und verlangte das Großherzogthum Polen, was aber von Seiten Napoleon's, der sich den König von Sachsen als Erben des letzteren Landes ersehen hatte, entschieden verweigert ward.

Immer mehr umzog sich der Himmel mit Gewölk. Vor Ablauf des dritten Jahres seines Bestehens war der Bund, den Napoleon mit Alexander von Rußland auf Grund des Vorschlages eingegangen war: „Dir das östliche Europa und die Türkei — mir das westliche und mittlere Europa!" der Auflösung nahe. Man erinnere sich, auf welcher Grundlage das Bündniß der beiden Kaiser im Jahre 1807 geschlossen worden war. Alexander hatte zuverlässig gehofft, mit Napoleon's Beistand in den Besitz der Türkei zu gelangen. Auf sein zunehmend ernstliches Andringen machte Napoleon jedoch Ausflüchte — er mochte über das werthvolle Küstengebiet am Bosporus im Stillen bereits zu eigenen Gunsten verfügt haben. Unterdessen hatte sich das Maß des Hasses, des Zornes und der Erbitterung gegen Napoleon bis zum Ueberfließen in Deutschland, Holland, Rußland und anderen Orten gefüllt. In Spanien begann, wie wir gesehen haben, der Stern Napoleon's zuerst zu erbleichen. Seit einiger Zeit schon langten in Paris von dorther nur Hiobsposten an; unaufhörlich mußten Verstärkungen dahin abgesendet werden. Die Regimenter dagegen, welche von dort nach Frankreich zurückkehrten, zählten kaum noch ein Drittel der früheren Stärke. Aber der Kaiser konnte damals noch den besten Theil seiner Legionen gegen die Spanier und deren Verbündete, die Engländer, verwenden, und so ließen sich so manche Scharten immer wieder auswetzen. Das ward aber anders, sobald er seine besten Regimenter zu einem Feldzuge gegen das Zarenreich marschiren lassen mußte. Dennoch war Napoleon voll Zuversicht; ja er sah nicht nur schon Rußland zu seinen Füßen liegen, sondern er trug sich bereits auch mit dem Plane, nach Niederwerfung jenes Reiches durch Persien zu gehen und England, die ihm verhaßteste Macht, in Ostindien anzugreifen. Und wahrlich, wer auf die Mittel sah, die ihm zu Gebote standen, und der Erfolge gedachte, die er bereits errungen hatte, der vermochte sich fast nicht dem Glauben zu verschließen: „ihm, einem zweiten Alexander, gehöre die Welt."

Bündniß mit Frankreich gegen Rußland. Durch den drohenden Ausbruch des Krieges zwischen Napoleon und Alexander war Preußen in die denkbar gefährlichste Lage versetzt. Neutral zu bleiben, das sah Jeder, war diesmal unmöglich. Ohne die Kraft, seine Neutralität, wenn es dieselbe erklärt hätte, aufrecht zu erhalten, wäre es in solchem Falle wahrscheinlich der Schauplatz des bevorstehenden Krieges geworden, um vielleicht nach Beendigung desselben, gleichviel mit welchem Ausgang, bei dem zu schließenden Frieden als geeignetes Theilungs- und Entschädigungsobjekt behandelt zu werden. So blieb dem Könige nur die Wahl, sich mit Rußland oder mit Frankreich zu verbünden. Seine Neigung wies ihn auf Rußland, die Gefahr auf Frankreich hin. Selten wol hat ein Fürst vor einer gleich folgenschweren Entscheidung gestanden; Sein oder Nichtsein des Staates schien davon abzuhängen, daß der rechte Entschluß gefaßt werde. Jeder Schritt des Königs nach der

Digitized by Google

einen wie nach der andern Seite trug eine ungeheure Verantwortlichkeit in sich, und Friedrich Wilhelm war sich dieser Verantwortlichkeit wohl bewußt. „Die Schwierigkeiten und die Folgen der Wahl, welche uns bevorsteht", sagte er in den Tagen der Entscheidung zu seinem einen unbedingten Anschluß an Rußland befürwortenden Staatskanzler Grafen Hardenberg, „sind furchtbar. Man ist wie in heißem Fieber, der Abgrund zeigt sich auf jeder Seite. Wenn uns die Vorsehung nicht besonders erleuchtet, wird es sich fast darum handeln, das Los zu ziehen. Die nächsten und schwersten Gefahren drohen uns ohne Zweifel, wenn wir uns gegen Frankreich erklären. Aber auf der andern Seite stoßen wir die Freundschaft zurück und verbünden uns in einer Sache, die uns widerstreitet — das ist es, was uns bevorsteht."

An Versuchen, den König zu einem Bündniß mit Rußland zu bewegen, hatte es nicht gefehlt. Dafür stimmte die Mehrzahl der Staatsminister, unter ihnen, wie erwähnt, der Staatskanzler Graf Hardenberg. Dafür stimmten mit wenigen Ausnahmen die Offiziere der Armee, und Heer und Volk wäre an der Seite Rußlands mit Begeisterung ins Feld gezogen gegen den französischen Unterdrücker. Zu diesen Stimmen aus dem eigenen Lande gesellten sich Vorstellungen von auswärts. Das reiche England stellte für den Fall des Krieges Hülfsgelder, Waffen und Munition in Aussicht; noch ehe der König seine Entscheidung getroffen hatte, waren bereits einige englische Transportschiffe mit letzteren nach den Ostseehäfen unterwegs. Auch Rußland mißte ungern die Bundesgenossenschaft Preußens in dem bevorstehenden Kampfe. Gern hätte Friedrich Wilhelm allen diesen Stimmen Gehör gegeben, weil sie ja nur Das riethen, was er selbst im Grunde seines Herzens wünschte. Aber die gänzliche Unthätigkeit Oesterreichs, das zur Zeit unter keinen Umständen einem russisch-preußischen Bündniß beitreten zu können erklärte, sowie das feste Beharren Kaiser Alexander's auf seinem Kriegsplan, wonach er nur im eigenen Lande den Angriff des Feindes erwarten wollte, ließen eine Verbindung mit Rußland für Preußen als das Gefährlichere erscheinen. Das Verhalten Alexander's beim Friedensschluß zu Tilsit war noch nicht vergessen; eine in Anbetracht des wankelmüthigen Charakters des Zaren trotz aller Versicherungen des Gegentheils immerhin mögliche Wiederholung jener Vorgänge mußte das Schicksal der preußischen Monarchie besiegeln. Zugleich drängte Napoleon immer entschiedener auf eine offene Erklärung; durch Bedrohung mit gänzlicher Vernichtung des feindlichen, durch Versprechung von Gebietserweiterungen und freierer Machtstellung für das mit ihm verbündete Preußen suchte er dieses auf seine Seite zu ziehen. Der König mußte endlich einen Entschluß fassen; ein letzter Versuch, von Rußland bestimmte Garantien und von Oesterreich die Zusicherung eines wenn auch nur bedingten Beitritts zu einem Bündniß gegen Napoleon zu erlangen, hatte keinen Erfolg, und so sah sich Friedrich Wilhelm genöthigt, mit Frankreich in Unterhandlungen über den mit diesem abzuschließenden Bündnißvertrag einzutreten. Dieser Entschluß des Königs wurde und wird noch jetzt vielfach als den Forderungen des Augenblicks und den wahren Interessen des Landes nicht angemessen angefochten. Eine sorgfältigere Beachtung aller hier in Betracht kommenden Verhältnisse dagegen läßt diesen Entschluß, den Friedrich Wilhelm im Widerstreit mit seinem innersten Empfinden fassen zu müssen glaubte, in anderem Lichte erscheinen.

„Preußen stand", sagt Max Duncker in seiner auf eingehendstem Quellenstudium beruhenden Darstellung der Lage Preußens unter der französischen Okkupation, „zwischen zwei Mächten, von denen die eine bereit war, sich wie ein reißender Strom auf und durch Preußen an die russische Grenze zu stürzen, die andere nicht einmal durch den Einmarsch in Warschau Preußen den Rücken zu decken gemeint, vielmehr entschlossen war, dem Angriff des Feindes durch Rückzüge in das Innere seines Landes auszuweichen. Wer wollte Rußland tadeln, daß es seine Politik machte; aber wer durfte dann Preußen tadeln, wenn es gleichfalls den Geboten seiner Lage in erster Linie Gehör gab? Die Stärke der französischen Besatzungen in Magdeburg, den drei Oderfestungen und Danzig (70,000 Mann) erreichte fast die Stärke der gesammten preußischen Armee. Konnte man Preußen einen

Digitized by Google

Vorwurf machen, wenn es sich in einem Kampfe versagte, in welchem es Anfang November 150,000, vier Monate später sogar 400,000 Feinde vor sich, 50,000 Feinde inmitten seines Landes (in den Oderfestungen und Danzig) endlich 50,000 Feinde (die sächsisch-polnische Armee) in seinem Rücken hatte, einem Kampfe, den Rußland mit einer nicht allzu ernstlichen Demonstration von 12 Bataillonen bis Königsberg zu unterstützen, England lediglich durch die Lieferung von Gewehren und Geschützen zu nähren, und endlich Oesterreich mit guten Wünschen und Worten zu begleiten gedachte? Wer durfte es tadeln, wenn es einem unmöglichen Kampfe, dessen unzweifelhafter Ausgang jede Aussicht abschnitt, auswich und eine Unterwerfung vorzog, die wenigstens Aussichten übrig ließ?

Die Franzosen in Preußen.

„Ein Anderes ist es, in edelstem patriotischen Zorn der Schmach der Knechtschaft mit bereitwilligster Aufopferung widerstehen oder untergehen zu wollen, in diesem Sinne den Krieg zu begehren und anzurathen; ein Anderes, die Möglichkeit des Widerstandes gegen die gewaltigste Uebermacht und ein unübertroffenes Feldherrngenie in vollster Uebersicht der gesammten Lage, welche nirgends einen völlig gesicherten Stützpunkt gewahren ließ, erwägen, die letzte und höchste Verantwortlichkeit für die Entscheidung über den Bestand des Staates und der Dynastie, über Tausende von Opfern, über das Geschick des gesammten Volkes auf sich zu nehmen. Die Lage war beispiellos. Ehre gebührt sicher allen Denen, welche damals urtheilten, daß es sich nur darum handeln könne, nicht mit Schande, sondern mit Ehren unterzugehen — am wenigsten der König versagte sie ihnen — aber auch das Urtheil Derer wird nicht weniger gerechte Anerkennung verdienen, welche, von gleichem Patriotismus erfüllt und ohne Illusion über die Bedeutung der französischen Allianz, die Existenz des Staates erst dann in solchem Kampfe daran setzen zu dürfen glaubten, wenn es sich unmittelbar um dessen Vernichtung handle."

Digitized by Google

Es ist sicher, daß Friedrich Wilhelm die Nothwendigkeit, dem übermüthigen Franzosenkaiser Vorschläge zu einem Bündniß zu machen, als eine der bittersten auf seiner dornenvollen Laufbahn während der letzten Jahre empfand, und die Art und Weise, wie Napoleon seine Vorschläge aufnahm, war nicht dazu angethan, dieses Gefühl der Bitterkeit zu mildern. Napoleon hatte bei Ueberreichung der preußischen Vorschläge eine schleunige Prüfung derselben zugesagt, aber Wochen auf Wochen vergingen, und endlich traf statt der erwarteten Annahmeerklärung ein französischer Gegenentwurf ein, der den preußischen in seinen wichtigsten Punkten modifizirte, wenngleich er immerhin einige Zugeständnisse machte. Der König zögerte mit der Annahme. Noch hoffte er, daß es Scharnhorst, der in geheimer Sendung nach Wien geschickt worden war, gelingen werde, in letzter Stunde den Anschluß Oesterreichs an Preußen gegen Napoleon durchzusetzen. Aber es war nichts zu erreichen, und somit war über die Stellung Preußens in dem bevorstehenden Kriege entschieden. Der General von Knesebeck wurde nach Petersburg zum Zaren entsendet, um diesen davon zu verständigen, daß Preußen sich nunmehr genöthigt sehe, in die Allianz mit Frankreich einzutreten. Alexander erkannte die Nothwendigkeit dieses Schrittes an und versicherte dem preußischen Gesandten gegenüber, daß aus der erzwungenen Betheiligung Preußens am Kriege gegen Rußland für die Zukunft keine Konsequenzen gezogen werden könnten und sollten.

Inzwischen versuchte man preußischerseits noch einmal, günstigere Bedingungen zu erlangen; man verweigerte die Annahme der letzten Vorschläge Frankreichs und ließ Napoleon einen neuen Vertragsentwurf überreichen. Aber es war dazu zu spät. Napoleon's Rüstungen, über deren Umfang man sich erst jetzt klar wurde, waren nahezu vollendet; er drohte bei längerer Weigerung mit sofortigem feindlichen Einmarsch und gänzlicher Vernichtung der preußischen Monarchie, und so unterzeichnete am 24. Februar 1812 der preußische Gesandte in Paris, Baron von Krusemarck, ohne die Genehmigung des Königs abzuwarten, den französischen Allianzvertrag, der Preußen für die nächsten Monate zu einem willenlosen Werkzeuge in den Händen Napoleon's herabdrückte. Am 5. März wurde dieser Vertrag von Friedrich Wilhelm bestätigt.

Preußen mußte die demüthigende Bedingung eingehen, das ganze Land, mit Ausnahme der Festungen Graudenz und Kolberg, Oberschlesiens, der Grafschaft Glatz und der Fürstenthümer Breslau, Brieg und Oels, zu Napoleon's Verfügung zu stellen; es mußte sich außerdem zur Stellung eines Hülfsheeres von 20,000 Mann verpflichten, die unter dem Oberbefehl eines französischen Marschalls an dem Kriege gegen Rußland Theil nehmen sollten. Obgleich einzig und allein die Noth den König zu diesem Schritte gezwungen hatte, war doch die Wirkung desselben auf viele patriotische Männer wahrhaft niederschmetternd. Scharnhorst, der bei den diplomatischen Verhandlungen in Wien und Petersburg eine hervorragende Rolle gespielt hatte, legte sein Amt nieder; sein Ausscheiden wurde nicht nur im Ministerium, sondern im ganzen Lande als ein herber Unglücksschlag empfunden; aber auch Gneisenau, Boyen und 300 andere preußische Offiziere nahmen ihren Abschied. Die meisten derselben traten in russische Dienste — die Schmach Preußens hatte ihren Gipfelpunkt erreicht.

Im März schloß Napoleon auch mit Oesterreich ein Bündniß. Das österreichische Hülfsheer, das an dem Kampfe gegen Rußland Theil nehmen sollte, war auf 30,000 Mann festgesetzt worden. Der Rheinbund mußte dem Kaiser über 100,000 Mann zur Verfügung stellen. — Der Krieg gegen Rußland begann. —

Digitized by Google

Der flüchtige Imperator. Zeichnung von Th. Weber.

Das Jahr 1812.

Ehe wir nun aber den Gang der erschütternden Ereignisse verfolgen, deren Wetterleuchten bereits grell am Horizonte aufzuckt, drängt sich die Frage auf: Inwieweit ist die damalige Welt mit dafür verantwortlich, daß Napoleon zu einer so mächtigen und verderblichen Geißel der Menschheit werden konnte?

Leider werden in unserm Zeitalter noch Staatsverbrechen gänzlich anders beurtheilt als Privatverbrechen. Das Urtheil der meisten Leute über Staatsverbrechen wird fast nur durch den Erfolg bestimmt.

Napoleon begann seine Laufbahn als Kriegsheld mit Handlungen, die außerhalb des bis dahin geltenden Kriegsrechtes lagen. Diese seine Handlungen, von glänzenden Erfolgen gekrönt, wurden von den Franzosen bejubelt. Daß sie sich selbst den Tyrannen groß zogen, der eines Tages, wie er die Rechte Anderer zertrat, auch ihre Rechte zertreten würde, ahnten sie in ihrer Ruhmesvergötterung und Leichtfertigkeit nicht.

Aber auch das Ausland trug dazu bei, den zur Gewaltthat und zur Mißachtung göttlicher und menschlicher Ordnungen angelegten Charakter zur größtmöglichen Entwicklung zu bringen. Kaum hatte Napoleon die Rechte des französischen Volkes vernichtet und sich die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, so sehen wir viele Fürsten des Auslandes sich beeilen, ihm Huldigungen aller Art darzubringen. Von allen Fürsten bewahrte Friedrich Wilhelm III. die würdigste Haltung gegen ihn, und doch ließ auch er sich bewegen, dem Gewalthaber, als dieser sich die eiserne Krone der Langobarden auf sein Haupt gesetzt hatte, den höchsten Orden Preußens, den schwarzen Adlerorden, zu senden. Das wahrhaft unwürdige Verhalten der meisten Rheinbundsfürsten ist schon geschildert worden. Am weitesten darin ging der König Friedrich August von Sachsen. Als Napoleon im Jahre 1812 in Dresden war, ließ der König ihm zu Ehren im Theater eine große Sonne in Brillantfeuer strahlen, welche die an die Vergötterung römischer Cäsaren erinnernde Umschrift zeigte: „Die Sonne selbst ist weniger groß und scheint weniger hell als Er."

Endlich thaten auch Männer aus dem Volke das Ihrige, des Imperators Vermessenheit und Hochmuth zu nähren. Der Präsident Segur sagte: „Napoleon steht jenseit der menschlichen Geschichte; er gehört der Heroenzeit an, er überragt die Bewunderung selbst, nur die Liebe kann sich an ihm emporranken." Venturini sah in Napoleon eine neue Menschwerdung Gottes; Posselt nannte die Deutschen unmündige Kinder, die der

Digitized by Google

französischen Schule, ja sogar der französischen Sprache als einer viel gebildeteren bedürften. In den „Europäischen Annalen" wurde der Vorschlag gemacht, auf einer der höchsten Alpen die Bergwände zu schleifen und in vergoldeten Riesenbuchstaben Napoleon's Namen darauf zu setzen, damit er in die weiteste Ferne Deutschlands strahle. Der Historiker Johannes von Müller, von dessen treuloser Gesinnung das oben vorgeführte Schreiben der Königin Luise Erwähnung thut, sagte in seiner Eigenschaft als Staatskanzler Jérôme's in einer Rede: „Der, von dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vormacht der Kultur. Also, für gemeine Zwecke zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich und setzte darüber seinen Bruder." Es ist aufgezeichnet worden, daß in einem Jahre sechzig Autoren in Frankreich Napoleon ihr Werke widmeten, in Deutschland — neunzig!

Hiernach wird ohne Zweifel ein jeder Unbefangene die oben aufgestellte Frage dahin beantworten, daß, wenn Fürsten und Völker von Anbeginn der Laufbahn Napoleon's die Staatsverbrechen, die er beging, mit demselben Maße, das man bei Privatverbrechen zur Anwendung bringt, gemessen und danach ihre Haltung zu ihm eingerichtet und unwiderruflich behauptet hätten, er das nicht geworden wäre, was er ward; daß sie demnach die Geißel sich selbst bereiten halfen, unter der sie zu leiden hatten.

Beginn des Feldzugs. Im Frühjahre 1812 wälzte sich die ungeheure Heeresmacht Napoleon's — nach genauer Berechnung 610,000 Mann mit 1845 Geschützen und 187,000 Pferden — von Westen nach Osten. Der Kern des Heeres bestand aus den trefflichsten Kriegern Napoleon's, die auf den Schlachtfeldern von Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Aspern, in Aegypten, in Portugal und in Spanien sich Lorbern erfochten hatten. Ihnen schlossen sich Portugiesen, Spanier, Italiener, Westfalen, Rheinbündler, Oesterreicher, Preußen, Illyrier, Schweizer und Polen an. „Es folgten dem Heere zahlreiche Wagen mit Brückengeräthschaften und Lazareth-Utensilien, ganze Bataillone von Krankenwärtern und Krankenwärterinnen, von Handwerkern aller Art, von Gärtnern mit Sämereien; ganze Wagenzüge mit Baumaterialien und selbst mit Tafelglas beladen, um in dem unwirthlichen Rußland sofort Hütten bauen, die Felder bestellen, eine Anzahl Mühlen, um das gewonnene Getreide gleich mahlen zu können; eine Menge Wagen, beladen mit Eissporen, Feuerspritzen, und eine große Menge von anderen Geräthschaften zogen dem Heere nach. Es schien nicht ein Kriegszug, sondern eine wahre Völkerwanderung zu sein."

Unerhört war die Last, die dem preußischen Staate durch den Durchzug des Heeres aufgebürdet wurde, zumal die Franzosen Preußen noch immer als erobertes Land behandelten. Berlin, das damals etwa 170,000 Einwohner zählte, hatte von Ende März bis Anfang September 1812 nicht weniger als 240,000 Mann und 130,000 Pferde einzuquartieren und zu verpflegen!

Es geschah hier und da in Städten, daß Bürger, nachdem ihnen die Einquartierung alle ihre Habe verzehrt hatte, die Schlüssel ihrer Häuser auf das Rathhaus brachten und dann davongingen. „Daß aus Ostpreußen", sagt G. Th. von Hippel, „die besten Pferde und das beste Vieh nach Rußland geschleppt, Menschen vor die Lastwagen, die das eigene Brot der Dorfbewohner wegführten, gespannt und dem Zugvieh gleich behandelt wurden, daß eine Menge Menschen an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen starben, sind nicht die größten Drangsale des Sommers 1812." In Ostpreußen allein raubten die Franzosen 77,920 Pferde, 13,394 Wagen und 22,772 Ochsen. Die Gemüther der Menschen waren dermaßen erregt, daß ein großer, hellleuchtender Komet, der um diese Zeit am Himmel erschien, mehr noch, als es zu anderen Zeiten geschieht, Einzelne mit bangen Ahnungen erfüllte. Nun ertönte des Kaisers Stimme, einem unheilverkündenden Orakel gleich, durch Europa: „Soldaten, Rußland bricht seine Schwüre. Ein unvermeidliches Fatum wirft es dahin. Des Schicksals Wille muß erfüllt werden. Vorwärts denn über den Niemen!"

Digitized by Google

Am 22. Juni begann das Heer, vom schönsten Wetter begünstigt, den Uebergang über den Niemen. Ueberwältigender Anblick, wie die schimmernden Kolonnen, Regimenter auf Regimenter in endloser Folge, aus dem grünen Walde vorgehen und in stolzer, siegesgewisser Haltung die Brücken des Flusses überschreiten! Hell blitzen die Waffen, hell blitzen auch die Augen der französischen Krieger, deren Einbildungskraft der Kaiser mit gewaltigen Bildern erfüllt hatte.

Und doch hatte der Kluge ein Zwiefaches nicht genügend in Anschlag gebracht; die Bodenbeschaffenheit des Russischen Reiches und den russischen Winter! Nur noch kurze Frist, und der Vermessene sollte deß inne werden, daß er nicht Herr des Schicksals sei, sondern daß eine höhere Macht über den Geschicken der Völker wache, und daß Vergehungen gegen die sittliche Weltordnung für keinen Sterblichen ungestraft bleiben!

Der russische Winter. Als Napoleon den Niemen überschritten hatte, harrten die Völker im Westen von Rußland in banger Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Man vernahm, daß es seine Absicht sei, 1812 und 1813 in Moskau und in dem darauf folgenden Jahre in Petersburg sein Hauptquartier zu nehmen. Lag nun nicht die Befürchtung nahe, daß er Preußen als seine Hauptvorrathskammer ansehen und es fortgesetzt von seinen Kommissaren in noch umfangreicherer Weise berauben lassen würde, als es schon bei dem Durchmarsche geschehen war? Auch wollte man auf das Bestimmteste wissen, daß er geäußert habe, nach dem russischen Kriege mit Preußen ein Ende machen zu wollen. Was hatte er mit dem Lande, dessen vollständiger Ruin unausbleiblich schien, vor?

In den ersten Wochen nach seinem Uebergange über den Niemen verkündete Napoleon in seiner pomphaften Weise einige Male, wie der Feind sich überall feige vor ihm zurückziehe.

Dann verstummten die Nachrichten auf Wochen, ja auf Monate. Immer lebhafter fühlten sowol die Gegner als die Anhänger Napoleon's, wie viel auf der einen wie auf der andern Seite auf dem Spiele stehe; immer schwerer lastete die Ungewißheit auf den Gemüthern.

Ende September ward bekannt: Moskau, die heilige Stadt der Russen, sei gänzlich zerstört worden. Die Franzosen, hieß es, hätten die Stadt erobert und sie darauf niedergebrannt.

Zur Feier des Einzuges Napoleon's in Moskau ward in der katholischen Kirche zu Berlin ein Gottesdienst abgehalten, dem höhere preußische Staatsbeamte beiwohnen mußten.

Die folgenden Nachrichten widersprachen einander. Mitte November ward bekannt, daß Napoleon angeordnet habe, die Winterquartiere in Freundesland, in Polen, zu nehmen.

Plötzlich — Mitte Dezember — durchzuckte eine unglaublich scheinende Kunde die Länder. Das Heer Napoleon's, lautete dieselbe, sei bis auf einen kleinen Rest vernichtet, der Kaiser allein in Dresden angekommen und sogleich von dort nach Paris aufgebrochen. (Er hatte es, wie bald darauf bekannt wurde, nicht gewagt, unter seinem Namen zu reisen.) Diese Kunde brachte einen wahren Aufruhr der Gemüther hervor. Noch aber stritten vielfach Glaube und Unglaube mit einander. Der Eindruck, den die fast unermeßliche Heeresmacht Napoleon's gemacht hatte, war noch zu frisch und mächtig, als daß sich nicht Zweifel an der Richtigkeit jener Nachricht hätten aufdrängen sollen. Da traf (am 23. Dezember) der französische Minister, Herzog von Bassano, mit seinem ganzen Personal in Berlin ein; am 25. Dezember trat er die Reise nach Paris an. Ihm folgte eine kleine Zahl flüchtiger Offiziere. Am 26. Dezember erschien das 29. Bulletin der Armee, das die letzten Zweifel an der Wahrheit der Nachrichten von dem Untergange der französischen Armee beseitigte. Wenige Tage später vernahm man in Berlin: am 19. Dezember habe König Murat mit einem Troß von 20,000 „mit jedem irdischen Elend beladenen" Menschen die russisch-preußische Grenze erreicht, und diese 20,000 Unglücklichen seien der ganze Rest des großen französischen Heeres.

„Des Schicksals Wille muß erfüllt werden!" So hatte Napoleon, sich als den Herrn des Schicksals betrachtend, kurze Zeit vorher gesprochen. Anders, als der Vermessene es gemeint, hatte es die ewige Vorsehung, die über den Geschicken des Einzelnen wie über

Digitized by Google

denen der Völker waltet, beschlossen; alle Welt erkannte erschütterten Herzens: „Hie Gottes Gericht!“ — Lassen wir hiernach die unerhörten Ereignisse, die für Napoleon's Heer in Rußland eingetreten waren, in kurzen Zügen an uns vorübergehen.

Es ist schon im vorigen Abschnitte darauf hingewiesen worden, daß Napoleon bei seinem Kriege gegen Alexander ein Zwiefaches, die Bodenbeschaffenheit und den Winter Rußlands, nicht genugsam in Anschlag gebracht hatte; aber auch noch ein Anderes erwies sich seinem Zuge von vornherein als nachtheilig: die Haltung Schwedens und der Türkei. Er hatte darauf gerechnet, beide Staaten würden gleichzeitig mit ihm gegen Rußland Krieg führen, wodurch dasselbe gezwungen sein werde, im Norden und Süden seines ausgedehnten Reiches ansehnliche Streitkräfte zu verwenden.

Wir wissen, daß ein Emporkömmling und glücklicher Soldat, der Franzose Bernadotte, von Napoleon im Jahre seiner Kaiserkrönung zum Marschall von Frankreich ernannt und zwei Jahre später wegen seiner ausgezeichneten kriegerischen Verdienste von ihm in den Fürstenrang erhoben worden war. Dieser war nun, wie erwähnt, von dem Könige Karl XIII. von Schweden im Jahre 1810 zum Thronerben des Reichs erwählt worden. (Es sei hier gleich bemerkt, daß er acht Jahre später (1818) unter dem Namen Karl XIV. Johann seinem Adoptivvater in der Regierung folgte.) Schon in dieser seiner kronprinzlichen Stellung hatte der umsichtige Mann großen Einfluß auf die Regierung des Landes. In Schweden brannte noch die Wunde wegen der wenige Jahre vorher durch Rußland erfolgten gewaltsamen Abnahme Finnlands, und es hätte wol gerechten Grund gehabt, sich an dem Kriege gegen Alexander ernstlich zu betheiligen. Doch sowol der Umstand, daß Napoleon zu übermüthig war, gegen den ihm früher untergeordneten Bernadotte eine dem jetzigen Range desselben entsprechende Haltung anzunehmen, als auch die Erwägung, daß es kaum möglich sein werde, Finnland dem mächtigen Zarenreiche wieder zu entreißen, hatten Schweden bestimmt, sich an England und Rußland anzuschließen, zumal ihm von beiden Seiten sichere Aussichten auf den Erwerb von Norwegen gemacht wurden. — Mehr noch als auf Schweden hatte Napoleon auf die Türkei gerechnet, die bei dem Beginn des Jahres 1812 noch in Krieg mit Rußland lag. Doch schloß auch diese kurz vor dem Uebergange Napoleon's über den Niemen mit Rußland Frieden.

Diese Vorgänge im Norden und Süden Rußlands waren gerade jetzt doppelt vortheilhaft für Alexander, weil sie ihm gestatteten, seine Kriegsmacht in der Mitte des Reiches zusammenzuziehen. Der gewaltigen Heeresmacht Napoleon's vermochte er Anfangs freilich nur 180,000 Mann entgegenzustellen.

Als die drohende Gewitterwolke gegen den Niemen herangezogen war, hatte sich Alexander der schwersten Befürchtungen nicht zu entschlagen vermocht, und wer weiß, was geschehen wäre, hätten nicht preußische Offiziere aus der Schule Scharnhorst's, die nach Rußland gegangen waren, sich unablässig bemüht, seine weiche Seele zur Ausdauer in dem gefaßten Beschlusse zu stählen.

Ueber die Art der Kriegführung war man Anfangs auf russischer Seite getheilter Meinung. Die Heißblütigen wollten, daß man dem Feinde entgegenziehe und Alles auf einen Wurf setze. Preußische Offiziere, unter ihnen der Oberst von Knesebeck (nachmals Feldmarschall), empfahlen oder unterstützten den Vorschlag, die Kampfweise der alten Parther oder die der Germanen unter dem Cheruskerr Hermann nachzuahmen, also den Feind zunächst tief in das Land hineinzulocken, und dann erst den Entscheidungskampf zu beginnen. Demgemäß waren nun Weisungen von Alexander ergangen. Das Heer sollte sich vor dem Feinde zurückziehen, alle Vorräthe, die dem Feinde zugute kommen könnten, vernichten, das Land zur Wüste machen. „Knesebeck“, erzählt Henckel von Donnersmark, „berechnete genau die Zeit, und bewies dem Kaiser mit Evidenz, daß, wenn er stets fechtend zurückgehe, die Magazine ruinire und immer tiefer ins Land zurückweiche, Napoleon aufgerieben werden müsse. Zuletzt überzeugte sich Kaiser Alexander von der Richtigkeit

Digitized by Google

der Berechnung und versprach es Knesebeck mit Mund und Hand, so und nicht anders zu verfahren."

Demgemäß wurden nun von Alexander Befehle ertheilt. Ueber den Zug der französischen Armee von dem Niemen nach Wilna giebt W. Menzel folgende lebendige Schilderung: „Den Erwartungen der Franzosen entsprach auf der rechten Seite des Niemen nichts. Sie fanden ein wenig bebautes, von Wald durchschnittenes, einförmig ebenes Land, so langweilig wie möglich. Einige Tage später trat unerquicklich kaltes Regenwetter ein. Die Pferde mußten mit grünem, nassem Futter vorlieb nehmen, die Menschen in den weit aus einander liegenden armen Dörfern plündern. Die Brot- und Mehlwagen, die Viehheerden u. s. w. konnten den raschen Kolonnen nicht folgen, mit denen Napoleon die vor ihm fliehenden Feinde zu erreichen und aufs Haupt zu schlagen trachtete."

Troß der Großen Armee. Zeichnung von C. Delort.

Bald deckten über zehntausend todte Pferde die Straße von Wilna. Dabei häufte sich die Zahl der Kranken in erschreckender Weise.

In der siebenten Woche nach seinem Einmarsche in Rußland erreichte Napoleon Smolensk, eine echt russische, ringsum mit hohen, uralten Mauern umgebene und vom Dnjepr geschützte Stadt. Zwei Tage lang wurde dieselbe von den Russen mit Tapferkeit vertheidigt. In der darauf folgenden Nacht sahen die Franzosen zu ihrem Schrecken Feuersäulen hinter den Mauern aufsteigen — bald war die Stadt von einem Flammenmeere bedeckt, von dem die reichen Vorräthe innerhalb derselben verzehrt wurden. Smolensk war von den Truppen und Einwohnern verlassen worden, dem Feinde blieb nichts als Brandstätten.

Auf dem Wege bis hierher hatte Napoleon allein von der Hauptmacht seines Heeres schon 125,000 Mann verloren.

In der elften Woche (am 7. September) waren die Franzosen der alten, heiligen Zarenstadt Moskau bis auf etwa fünfzehn Meilen nahe gekommen. So groß auch die

Digitized by Google

Kampflust der Russen gewesen war, bis jetzt war jeder ernstliche Angriff auf die Franzosen vermieden worden. Moskau aber dem verhaßten Feinde ohne Schwertstreich zu überlassen, das vermochten sie nicht.

So kam es denn am 7. September bei Borodino zur Schlacht.

Bei Borodino. Ein Geschichtschreiber, der dem Kampfe beiwohnte, behauptet, diese Schlacht sei die blutigste seit der Erfindung des Schießpulvers gewesen. Elf Stunden hatten die Heere mit einander gerungen; gegen 70,000 Todte und Verwundete von beiden Seiten deckten das Schlachtfeld, das am Abende, an welchem von dem düstern Himmel ein kalter Regen herniederrieselte, einen überaus schauerlichen Anblick bot. Eine eigentliche Entscheidung war nicht erfolgt, die Russen zogen sich in voller Ordnung zurück. Die Verluste des französischen Heeres waren gewaltig gewesen, doch die Krieger trösteten sich mit dem Gedanken: wenige Tage noch, und die reiche Zarenstadt entschädigt uns tausendfach für alle erlittenen Mühsale und Entbehrungen!

Am 14. September tauchte Moskau vor dem Heere auf. Welch einen Anblick gewährte die gewaltige Stadt mit ihren 295 Kirchen, den Hunderten von vergoldeten Kuppeln und den mehr als anderthalbtausend Palästen, unter denen die uralte Burg und Kirche der Zaren, der Kreml, mit seinen wunderlich geformten, theils vergoldeten, theils in grellen Farben schimmernden Kuppeln und Thürmen hervorragte! Die Bevölkerung betrug um jene Zeit etwa 400,000 Seelen.

Der Graf **Rostopschin**, Gouverneur von Moskau, befand sich im Einverständnisse mit den Häuptern der Patrioten. Daß er willens war, die Stadt, um dem Feinde die letzte Zufluchtstätte zu nehmen, durch Feuer zu zerstören, ahnte Niemand im französischen Heere. Die Einwohner hatten alle werthvolle Habe entfernt, dagegen eine unermeßliche Menge von Brennmaterial in die Stadt gebracht. Bei ihrem Einzuge in die Stadt fanden die Franzosen die Straßen menschenleer, die Fenster der Paläste verhangen; Moskau schien eine Stadt der Todten zu sein. Von der ganzen Einwohnerschaft war nur etwa eine Zahl von 12—15,000 zurückgeblieben, meist verworfenes Gesindel und Verbrecher, die man aus den Gefängnissen entlassen hatte. Außer ihnen befand sich eine Schar patriotischer Männer in der Stadt, die von Rostopschin den Befehl empfangen hatten, Feuer anzulegen. Schon in der ersten Nacht brach auf mehreren Stellen Feuer aus; die Franzosen eilten herbei, um zu löschen, aber nirgend fanden sie Löschwerkzeuge. Napoleon, der sein Quartier im Kreml genommen hatte, befahl, jeden Brandstifter, den man in seine Gewalt bekomme, zu erschießen. Aber diese saßen in der weitläufigen Stadt am Tage in sicheren Verstecken, und zur Nachtzeit schlichen sie auf wohlbekannten Pfaden umher und betrieben ihr unheimliches Werk, zu dem Vaterland und Kirche sie verpflichtet hatte. In der nächsten Nacht stiegen wiederum an vielen Orten Feuersäulen empor. Ein heftiger Wind fachte die Flamme an, weiter und weiter griff das zerstörende Element. Gegen Morgen stand Napoleon, die Arme verschränkt, an einem der Fenster seines Gemaches, an die der Wind Glut und Funken trieb, und blickte starr in das feurige Meer. Mehrere Tage lang währte der Brand, Kirchen und Paläste sanken in Asche. Dem Elemente Einhalt zu thun, hatte man aufgegeben; die Soldaten suchten nur noch Beute zu machen. Selbst der Kreml war von dem Feuer bedroht, so daß Napoleon sich in ein außerhalb der Stadt gelegenes Gebäude flüchten mußte. „Nie kam etwas“, sagte er später, „trotz aller Schilderungen der Poesie, trotz aller Erdichtungen vom Brande von Troja, in Wirklichkeit dem Brande von Moskau gleich.“ Nun folgten starke Regengüsse, die das Feuer löschten; doch lagen neun Zehntheile der Stadt in Asche. „Moskau, eine der reichsten und schönsten Städte der Welt“, sagte Napoleon in seinem XX. Bulletin, „existirt nicht mehr.“

Jetzt bot Napoleon dem russischen Kaiser Frieden. Ein Glück war es, daß Stein sich bei Alexander befand. Seiner Geistesmacht und Festigkeit ist es zu danken, daß ein Friede nicht zu Stande kam.

Digitized by Google

Nachdem Napoleon, immer noch in der Hoffnung, den Zar zu einem Friedensschluß bewegen zu können, sich 34 Tage in Moskau aufgehalten hatte, sah er sich gezwungen, mit seinem schon bis auf 100,000 Mann zusammengeschmolzenen Heere am 19. Oktober den Rückzug anzutreten. Aus Rache hatte er den Kreml in die Luft sprengen lassen.

Die Beute, die von den Franzosen in den ersten Tagen der Plünderung gemacht worden war, ward dem Heere in einer Unzahl von Fahrzeugen nachgeführt. Daß der Rückzug mit solch einem Troß unabsehbaren Gefahren ausgesetzt sein würde, war vorauszusehen. Nun brach gar der Winter ungewöhnlich früh in aller Strenge an; schnell steigerte sich die Kälte bis auf 15, später sogar bis auf 27 Grad. Schon jetzt bezeichneten eine Menge todter Menschen und Pferde die Rückzugsstraße des Heeres. Man sah sich gezwungen, die Beutewagen im Stich zu lassen und die Pferde vor die Kanonen zu spannen. Haufenweise fielen Menschen und Thiere und erstarrten in dem Mark und Bein durchdringenden Froste.

Napoleon verläßt den brennenden Kreml. Zeichnung von E. Delort.

Dabei erfolgten unaufhörlich und von allen Seiten Angriffe der Russen; Abtheilungen des französischen Heeres, die, von Hunger getrieben, die nächsten Dörfer absuchten, wurden meist von den umherschweifenden Kosaken niedergemacht. Ueber die gestürzten Pferde fielen die Soldaten her, rissen ihnen das Fleisch von den Knochen und verschlangen es; oftmals fand man des Morgens die um die Wachtfeuer Liegenden als starrgefrorene Leichen. Nicht selten geschah es unter den Franzosen, daß der Stärkere dem Schwächeren den letzten Bissen Brot, das Pferd oder den Mantel nahm — zuletzt scheute man vor den ekelhaftesten Abfällen nicht zurück.

Was endlich von der Großen Armee den Niemen, den sie ein halbes Jahr zuvor in so stolzen Erwartungen überschritten hatte, wieder erreichte, war jene Schar von 20,000 hohläugigen, mit Lumpen aller Art bedeckten, von dem Elende bis zum Sterben gebeugten Unglücklichen. „Seit Xerxes", schrieb der Präsident Schön, „ist ein dergleichen Rückzug einer großen Armee nicht gesehen."

Digitized by Google

Der Feldzug vom Jahre 1812 hatte den Russen gegen 300,000, den Franzosen dagegen an Todten und Gefangenen nicht weniger als 552,000 Mann gekostet. Die Gefangenen, vielfach mit tödlichen Krankheiten behaftet, gingen meist in den Spitälern zu Grunde. Außerdem hatte die französische Armee verloren 167,000 Pferde, nahe an 1200 Kanonen nebst den dazu gehörigen Pulverwagen, zwei Kriegskassen mit 12 Mill. Francs und fast sämmtliches Gepäck.

Bereits am 7. Dezember hatte Napoleon den Oberbefehl über die Trümmer des vor wenigen Monaten noch so stolzen Heeres an Murat, den König von Neapel, übergeben. In Betten und Pelze gehüllt, eilte er mit wenigen Begleitern in einem Schlitten der russischen Grenze zu. Am 10. Dezember erreichte er Warschau, vier Tage später traf er gänzlich unerwartet in Dresden ein und setzte von hier nach kurzer Rast seine Reise nach Paris fort, das er schon am 19. Dezember erreichte.

Es war hohe Zeit. Eine gewaltige Aufregung hatte sich der Bevölkerung der französischen Hauptstadt bemächtigt, seit Napoleon in seinen letzten Bulletins den nicht länger zu verbergenden Untergang des Heeres allmählich eingestanden hatte. Diese Aufregung hatte einen gefährlichen Grad erreicht, als am 17. Dezember der Moniteur jenes berüchtigte XXIX. und letzte Bulletin Napoleon's veröffentlichte, welches der verblüfften Welt verkündigte: „Die große Armee ist todt. Der Kaiser ist gesund wie nie." — Genau ein Jahr vorher, am 17. Dezember 1811, hatte der Kaiser zu dem preußischen Gesandten, Baron von Krusemarck, mit Rücksicht auf den bevorstehenden Entscheidungskampf gesagt: „Ich glaube an den Krieg. Den Kaiser Alexander stürzt sein Leichtsinn ins Verderben; er wird einen Krieg hervorrufen, unheilvoll, wie keiner noch erlebt worden ist. Es schneidet mir ins Herz, wenn ich denke, wie Alexander ihn mit blutigen Thränen beweinen wird, und welches persönliche Schicksal ihn treffen mag, wenn ihm eines Tages sein zu Grunde gerichtetes Volk den Krieg mit Frankreich zum Vorwurf macht." Am 17. Dezember 1811 dieser Ausspruch, am 17. Dezember 1812 jenes Bulletin — dazwischen die entsetzlichste Katastrophe der neueren Geschichte!

Preußischer Vorposten im Jahre 1812.

Digitized by Google

Preußens Erhebung bis zur Völkerschlacht.

Erster Anstoß zur Abschüttelung der Fremdherrschaft

Als gegen Ende des Jahres 1812 erst unbestimmt, bald aber immer bestimmter die Kunde von dem verhängnißvollen Ausgange des in frevlem Uebermuth von Napoleon unternommenen Feldzuges gegen Rußland nach Preußen drang, bemächtigte sich eine ungeheure Aufregung der Gemüther. — Auch auf einem andern Kriegsschauplatze, in Spanien, war im Laufe dieses Jahres Vieles zu Ungunsten Napoleon's umgeschlagen. Infolge seiner Einbußen im russischen Feldzuge hatte der Kaiser zur Verstärkung seiner Streitkräfte aus Spanien ein Regiment nach dem andern heranziehen müssen und es hierdurch Wellington möglich gemacht, nach dem glänzenden Siege bei Vittoria Napoleon's Bruder Joseph aus Spanien zu vertreiben. Soult, einer der tüchtigsten Marschälle des Kaiserreichs, that zwar sein Möglichstes, die Engländer am weiteren Vordringen zu hindern, aber seine schwachen Streitkräfte reichten dazu nicht aus.

Der üble Ausgang der Eroberungsversuche Napoleon's am westlichen Ende von Europa traf nun zusammen mit seiner gänzlichen Niederlage im äußersten Osten, auf den unwirthlichen Steppen Rußlands. War es da zu verwundern, wenn von der Volksstimme in Preußen das Geschick, das den Kaiser der Franzosen in Rußland betroffen hatte, als ein Sturz bezeichnet wurde, von dem es kein Auferstehen mehr gäbe?

Aber nicht das preußische Volk allein begrüßte mit freudiger Erregung die tragische Kunde von dem Untergange der „Großen Armee". Auch die Staatsmänner Preußens, auch sein König sahen in der durch Schicksalsfügung herbeigeführten ungeheuren Wandlung den ersten Anstoß zu einer Entwicklung, die vielleicht zu einer Abschüttelung des Allen verhaßten, Allen unerträglichen Joches der Fremdherrschaft, zur Erlösung Preußens, zur Befreiung Deutschlands führen könnte.

Als die siegesgewissen Hunderttausende der Großen Armee die russische Grenze überschritten, da hatte vielleicht Mancher nicht die hochfliegenden Erwartungen seines Herrn und Gebieters getheilt, aber sicherlich hatte Keiner einen so verhängnißvollen Ausgang des mit so großartigen Mitteln begonnenen Unternehmens für möglich erachtet.

Erst als die Große Armee tiefer und tiefer, dem beständig zurückweichenden Feinde folgend, in das Innere des unwirthlichen Landes hineingeführt wurde, als der Sommer seinem Ende nahte, als das kaum erwartete Festhalten des wankelmüthigen Zaren an seinem Kriegsplan Napoleon mit augenscheinlicher Gefahr bedrohte, erst dann hatte man mit der Möglichkeit eines gänzlichen Scheiterns des Kriegszuges zu rechnen gewagt. Der Gedanke an diese Möglichkeit legte nun den preußischen Staatsmännern die Frage nahe:

Digitized by Google

„Was soll, was kann in solchem Falle geschehen?“ und die Antwort auf diese Frage konnte bei der Gesinnung, welche Alle beseelte, nur eine sein. Es ist das Verdienst des preußischen Staatskanzlers Grafen von Hardenberg, diese Frage zuerst angeregt und zugleich die einzig richtige Antwort darauf gefunden zu haben. Bereits am 4. September richtete Hardenberg an den österreichischen Staatskanzler, Grafen Metternich, ein eigenhändiges Schreiben, dessen bedeutsamste Stelle also lautet: . . . . . „Die Lage der Dinge sowie die Möglichkeiten, welche der Krieg zwischen Rußland und Frankreich darbietet, geben Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Welches wird das Ergebniß dieses Ringens sein, in das wir im Verein mit Frankreich verwickelt sind? Das Genie Napoleon's, die Charakterschwäche des Kaisers Alexander, die Zerfahrenheit, die in den Plänen Rußlands und ihrer Ausführung herrscht, werden sie bald einen für Rußland nachtheiligen Frieden herbeiführen? Oder aber, wenn Alexander festhält, wenn selbst die Siege Frankreichs seine Kräfte nach und nach verzehren, wenn seine Heere in der schlechten Jahreszeit sich in fernen Landen festgehalten sehen, entblößt von Mitteln, umgeben von einer zahlreichen Bevölkerung, der Alles, was sie hat, zur Waffe würde, einem Volke, das den Krieg als einen nationalen betrachten und mit Feuereifer dem Antriebe folgen würde, den man ihm gäbe — könnte dann nicht das Genie Napoleon's den Kürzeren ziehen und die ungeheuren Streitkräfte, über die er verfügt, nicht schließlich dennoch aufgebraucht und an diesen Hindernissen zu Schanden werden? Und welches werden die Forderungen sein, die Napoleon an seine Verbündeten, namentlich Oesterreich und Preußen, stellen wird, sobald er in dieser Hinsicht die geringste Besorgniß zu hegen anfängt? Wo werden sie ihre Schranke finden? Welche Grenzen werden wir uns selber ziehen müssen? Sollen wir uns denn ganz erschöpfen bis auf den letzten Pfennig? Sollen wir ihm Alles überlassen, was uns an Mitteln noch geblieben ist? Sollen wir das Opfer unseres Daseins selber bringen? Und welches wird das Maß sein, bis zu dem wir uns gestatten können zu gehen, und welche Mittel können angewendet werden, um uns zu retten, um einerseits nicht die Frucht aller bisher gebrachten Opfer zu verlieren, und andererseits ihrer nicht zu viel zu bringen und uns dadurch zu Grunde zu richten? Niemals vielleicht hat es wichtigere und zugleich dornigere Fragen gegeben . . . . . Es scheint mir, daß wir uns in unseren Maßregeln so eng als möglich verbinden müssen, und ich glaube, sie zu verabreden darf nicht gesäumt werden, soweit die Umstände es irgend zulassen. Ohne Zweifel werden wir von diesen Rath nehmen müssen, aber könnten wir nicht auf alle Fälle einige Grundlagen aufstellen? Die Ereignisse gehen ihren jähen Gang, und der entscheidende Augenblick naht vielleicht mit raschem Schritte. Endet der Krieg mit einem für Rußland nachtheiligen Frieden und ruft folgeweise, wie leicht vorherzusehen, eine neue Ordnung der Dinge, einen abermaligen Wechsel des Besitzes hervor, oder begegnet Napoleon Schwierigkeiten und vielleicht entscheidenden Schicksalsschlägen, ein möglichst inniges Einvernehmen zwischen uns erscheint mir dringend nothwendig und wünschenswerth, und so lange es nicht eventuell festgestellt werden kann, verständigen wir uns wenigstens, baldigst dahin zu gelangen —“.

Schneller und in bei weitem größerem Umfange als Hardenberg, als irgend Jemand es hätte ahnen können, war die vernichtende Katastrophe eingetreten; die Möglichkeit, das nur zu lange getragene Joch der Bundesherrschaft abzuschütteln, diese Möglichkeit, an der nur die Wenigsten noch zu glauben wagten — jetzt nahm sie greifbare Gestalt an, und wie das preußische Volk in den erschütternden Nachrichten vom russischen Kriegsschauplatz die Vorzeichen einer neuen, besseren Zeit für das bedrängte Vaterland sah, so verschloß sich auch der König nicht länger der Erkenntniß, daß jetzt die Entscheidung gekommen sei, daß es gelte, mit Vorsicht, aber zugleich mit fester Entschlossenheit zu handeln, um den günstigen Augenblick für die Befreiung, zur Wiedererhebung Preußens nicht vorübergehen zu lassen.

Indessen die Schwierigkeiten der Lage waren nicht zu verkennen. Es ist eine Thatsache, daß das Armeeoberkommando, als man sich ernstlicher mit der Kriegsfrage beschäftigte,

Digitized by Google

erklärte, vor Mitte Dezember 1813 das Heer nicht in einen ausreichend schlagfertigen Zustand versetzen, beziehentlich es von den äußersten nördlichen — den russischen — Grenzen an die südwestlichen schaffen zu können. Auch machten sich fortwährend vom Kriege abmahnende Stimmen mit schwer wiegenden Gründen geltend und fanden Eingang zum Ohr des Königs: „Die Republik, wie Frankreich sie gesehen", äußerte General von Köckeritz, des Königs vertrauter Freund, „habe das Recht gehabt, Alles — das Letzte aufs Spiel zu setzen — dasselbe dürfe aber ein König, dürfe der König von Preußen nicht wagen."

Clemens Wenzel Lothar Fürst von Metternich-Wiemburg.

Die vorsichtigen Leute meinten, auf das Unglücksjahr 1806 hinweisend: vor Allem müßten die Mittel, mit denen man einen heißen schweren Kampf zu führen unternehmen wolle, gewissenhaft ins Auge gefaßt werden; vor Anno 1806 hätten sich die Staatseinnahmen, die um die Wende des Jahrhunderts etwa 20 Millionen betrugen, auf 27, dann 31 Millionen erhoben; das Heer habe man von 195,000 auf 250,000 Mann bringen können — heute sei Preußen gänzlich ausgesogen und um die Hälfte kleiner, erschöpft durch die endlose Requisition eines Heeres von Gewaltmenschen. Ebenso sprach der Erzieher des Kronprinzen, der spätere Minister Ancillon. War nicht zudem Napoleon noch Kaiser von Frankreich, König von Italien, Gebieter über den Rheinbund? Standen ihm nicht alle die reichen Mittel seines Geistes, wie auch, trotz seiner ungeheuren Verluste, der Zauber seines Namens noch zu Gebote? Und hatte er nicht, was Preußen betraf, die Mehrzahl der Festungen noch in seiner Gewalt? Außerdem war ja auch noch Berlin von französischen Truppen besetzt, die zugleich die Person des Königs zu bewachen hatten, und es schien für Napoleon ein Leichtes zu sein, in kurzer Zeit durch Vereinigung von Truppen aus Stettin, Hamburg, Magdeburg, Dresden in der Mark Brandenburg eine starke Truppenmacht aufzustellen. Von dieser Seite betrachtet, war die Lage Preußens trotz des Geschehenen in der That noch übel genug. Jene oben erwähnte Mahnung Hardenberg's an den

Digitized by Google

österreichischen Staatskanzler, daß, wie auch der Ausgang des russischen Kriegszuges sein möge, Oesterreich und Preußen im eigenen Interesse in der Stunde der Gefahr treu zusammenstehen müßten, war allerdings bei letzterem auf günstigen Boden gefallen; auch Metternich erkannte die Nothwendigkeit eines Zusammenwirkens der beiden deutschen Staaten und war auf den Gedanken des preußischen Staatskanzlers eingegangen. Darüber freilich, wie das Ziel, das bei Beiden dasselbe war, zu erreichen sei, gingen die Ansichten der leitenden Staatsmänner vorläufig noch weit auseinander. Unmittelbar nach dem Eintritt der Katastrophe in Rußland hatte auch Kaiser Alexander mit dem Berliner Hofe Verhandlungen angeknüpft, um Preußen zu einem Abfall von der aufgenöthigten Bundesgenossenschaft, zu einer offenen Erklärung gegen Napoleon zu bewegen. Aber noch war das alte Mißtrauen gegen die Charakterfestigkeit des Zaren nicht ganz verschwunden, bei seinen festen Versicherungen, im Falle einer preußischen Kriegserklärung die Waffen nicht eher niederlegen zu wollen, als bis Napoleon sich zu einem für Preußen vortheilhaften Frieden und zur Wiederherstellung der preußischen Monarchie in ihrem früheren Umfange bereit finden lasse, erinnerte man sich der Treulosigkeit, mit welcher Alexander beim Friedensschlusse zu Tilsit frühere Gelöbnisse gebrochen hatte. Mußte da nicht eine Wiederkehr solcher Vorgänge gefürchtet werden? Zudem gab es, wie man in Berlin wußte, eine starke Partei unter den vornehmen Russen, die sich überzeugt hielt, Napoleon werde nach dem niederschmetternden Ausgange seiner ersten Unternehmung nie zum zweiten Male auf den Gedanken kommen, Rußland mit Krieg zu überziehen, dagegen gern bereit sein, auf Kosten des verhaßten Preußens Frieden zu schließen und dem russischen Reiche nicht nur das Herzogthum Warschau, sondern auch Ostpreußen und einen Theil von Westpreußen mit Danzig zu überlassen. Durfte man nun in Preußen sicher sein, daß Alexander den Stimmen dieser Partei unter keinen Umständen Gehör schenken, daß er nach Vertreibung des Feindes aus seinem eigenen Lande bereit sein werde, auch über die Grenzen Rußlands hinaus den Kampf gegen den Franzosenkaiser weiter zu führen? Erwägungen solcher Art bestimmten Friedrich Wilhelm zu dem Entschluß, wenigstens für den Augenblick die diesmal in der That aufrichtig gemeinten und von den meisten Staatsmännern lebhaft unterstützten Vorschläge Rußlands von der Hand zu weisen oder die Annahme derselben wenigstens hinauszuschieben, bis Oesterreich sich entschlossen haben würde, gemeinsam mit Rußland und Preußen gegen Napoleon vorzugehen, im Nothfall selbst seine ganze Heeresmacht als entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu werfen. „Ohne Oesterreich", meinte der König, „könne er nichts unternehmen; wenn aber diese Macht ihn unterstütze, würde er nicht zögern, sein System zu wechseln, und alle Mittel zu einem Versuche aufbieten, um seine Unabhängigkeit zu erlangen und das fremde Joch abzuschütteln."

Eine solche Zusicherung von Oesterreich zu erlangen, hielt freilich schwer. Wol wußten die österreichischen Staatsmänner, daß Oesterreich nach dem Untergange der „Großen Armee" eine wichtige und entscheidende Rolle zu spielen berufen sei; drei Jahre der Ruhe hatten es unter der Leitung seines klug berechnenden und unentwegt dem vorgesteckten Ziele nachstrebenden Staatskanzlers, des Grafen Metternich, zu einer maßgebenden Stellung wieder emporgehoben; ein starkes, wohl ausgerüstetes Heer stand für den Nothfall zur Verfügung, und eine gehobene, kampffreudige Stimmung beseelte das Volk. Und dennoch zögerte man in Oesterreich, den dringenden Aufforderungen, die fortwährend von Preußen aus ergingen und durch russische Annäherungsversuche unterstützt wurden, Folge zu leisten!

Allerdings hatten die Staatsfinanzen kaum begonnen, aus dem Zustande der Zerrüttung herauszutreten und die Ueberwindung zahlreicher anderer Schwierigkeiten stand noch bevor. Oesterreich, so hieß es, sei gebunden durch die mit Frankreich geschlossenen Verträge, sein Heer sei nicht in Kriegsbereitschaft, es fehle an Geld; kurz, ein thatkräftiges Eingreifen sei unmöglich. Doch waren es Gründe anderer Art, welche die österreichischen Staatsmänner veranlaßten, in ihrer Zurückhaltung zu verharren. Einmal war in Oesterreich das Mißtrauen gegen Rußland noch stärker als in Preußen, und vielleicht nicht ohne

Digitized by Google

Grund wurde Rußland österreichischerseits des Treubruchs beschuldigt, weil seine zweideutige Haltung während des Krieges im Jahre 1809, wenn auch nicht die einzige, so doch jedenfalls eine recht wesentliche Ursache des für Oesterreich unglücklichen Ausgangs des erfolgreich begonnenen Unternehmens gewesen war. — Der zweite Grund betraf Oesterreichs Verhältniß zu Preußen. Noch war der Jahrhunderte alte und durch den Siebenjährigen Krieg und die Regierung Friedrich's des Großen zu voller Schärfe ausgebildete Gegensatz beider Staaten keineswegs ausgeglichen; nur widerwillig hatte Oesterreich der aus so kleinen Anfängen durch die Thatkraft seiner Herrscher gebildeten Großmacht Preußen die Anerkennung gezollt, die es ihm, ohne sich selbst zu gefährden, nicht versagen durfte. Die Ereignisse der letzten Jahre hatten Preußen zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, und wenn man auch in Oesterreich eine solche Demüthigung Preußens nicht gerade herbeigewünscht hatte, so ließ sich doch kaum erwarten, daß man dort mit Freuden zur vollen Wiederherstellung der rivalisirenden deutschen Großmacht die Hand bieten sollte. Eine Vergrößerung Preußens hätte man sich wol gefallen lassen; Preußen wieder zu einer Großmacht ersten Ranges machen zu helfen, trug man aber doch Bedenken. Dem Wunsche der österreichischen Staatsmänner hätte es entsprochen — und darauf ging auch die Politik Metternich's hinaus — Napoleon in diesem Augenblicke der Noth den Frieden zu diktiren, ihn auch allenfalls zu einer Wiederherstellung Preußens in seinen alten Grenzen zu nöthigen, um dann Preußen gegenüber die Rolle des Wohlthäters, des Erretters spielen zu können. Nicht neben, sondern unter Oesterreich sollte Preußen fortan der größte deutsche Staat sein; nicht durch eigene Kraft, durch gewaffnete Erhebung des eigenen Volkes sollte Preußen eine mehr oder weniger gebietende Machtstellung sich wieder erringen, allein dem schützenden und wohlwollenden Einfluß des mächtigen österreichischen Nachbars sollte es seine Wiedererhebung zu verdanken haben.

Wie nicht anders zu erwarten, sträubte sich der König, sträubten sich die preußischen Staatsmänner gegen eine solche Zumuthung, und an diesem wesentlichen Punkte scheiterten die Verhandlungen. Eine bestimmte Zusage gleichzeitiger Schilderhebung gegen Napoleon war nicht zu erlangen, und damit war auch, der Auffassung des Königs und seiner Rathgeber entsprechend, die Haltung Preußens für die nächste Zukunft bestimmt. Immerhin aber hatten die Verhandlungen mit Oesterreich ein bedeutsames Resultat gehabt. Daß auch Oesterreich eine Demüthigung Napoleon's wünschte und wollte, stand jetzt fest, ein Einschreiten von seiner Seite zu Gunsten des Franzosenkaisers war unter keinen Umständen zu befürchten. Dem preußischen Staatskanzler hatte sogar Metternich in bindender Form die Zusage gemacht, daß selbst ein gemeinsames kriegerisches Vorgehen Preußens mit Rußland ohne Oesterreich bei letzterem auf keinen Widerspruch stoßen werde, ja daß Oesterreich bereit sei, im Falle des Mißlingens der kriegerischen Aktion durch seine Vermittlung und nöthigenfalls durch seine bewaffnete Vermittlung einen für alle Betheiligten erträglichen Frieden herbeizuführen. — Auf eine Zusage von so weittragender Bedeutung gestützt, glaubte man in Preußen den kommenden Dingen mit mehr Ruhe entgegensehen zu können.

So kühle und diplomatische Anschauungen, wie die preußischen Staatsleiter sie hegten, vermochten Preußen allerdings nicht von dem Folterbette, auf das fremde und eigene Schuld es geworfen hatte, wieder emporzurichten. Hätten der Große Kurfürst und Friedrich der Große in den schwierigsten Lagen ihres Lebens von kühlen diplomatischen Erwägungen sich zum Nichtsthun, zum Harren und Dulden bestimmen lassen, keiner von ihnen würde es zu den Erfolgen gebracht haben, welche die Geschichte ihnen nachzurühmen hat. Sie waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es Lagen für jedes Volk giebt, in denen ihm nur die Wahl bleibt, todesmuthig alle Kraft daran zu setzen, um drohendes Ungemach zu bewältigen, oder mit Ehren unterzugehen. Glücklicherweise lebte die Erinnerung an das Heldenthum dieser Fürsten mächtig im Heere und Volke; diese Erinnerung war es vornehmlich, die zu todesmuthigen und ewig denkwürdigen Thaten trieb.

Digitized by Google

York's Abfall von Napoleon.

Die Bewegung, welche unzählige diplomatische Fäden zerriß und zum Sturz der Fremdherrschaft und weiterhin zur Wiederaufrichtung Deutschlands führte, erhielt ihren Anstoß durch den preußischen General von York kurz vor Ablauf des Jahres 1812.

Hans David Ludwig von York, im Jahre 1759 zu Potsdam geboren, war bereits im Alter von kaum zwölf Jahren in die Armee getreten. Nachdem er im Jahre 1778 den bayerischen Erbfolgekrieg mitgemacht hatte, wurde er wegen Widersetzlichkeit — er hatte, allerdings aus ehrenhaften Gründen, einen Vorgesetzten beleidigt — im Jahre 1779 kassirt, worauf er in holländischen Kriegsdiensten in fernen Ländern Gelegenheit zur Bethätigung seiner kriegerischen Fähigkeiten suchte und fand. Nach dem Tode Friedrich's des Großen trat er wieder in das preußische Heer ein und nahm mit Auszeichnung an der Schlacht bei Jena und an dem Zuge Blücher's nach Lübeck Theil, wie er denn überhaupt zu den wenigen preußischen Offizieren gehörte, die sich in dem verhängnißvollen Kriegsjahre 1806 durch glänzende Tapferkeit nicht weniger als durch ruhige Besonnenheit ausgezeichnet hatten. — Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden wurde er zum Generalmajor, beim Ausbruch des russischen Krieges zum Generalgouverneur von Preußen ernannt. — Droysen schildert ihn, dem alten, kampffreudigen Feldmarschall Blücher gegenüber, als „ernst, streng, zähe, energisch, scharf, wie gehacktes Eisen." „Sein Körper war trotz schwerer Wunden und Brüche fest, stark, elastisch; sein Blick kühn, durchdringend — freundlich nie; sein Wille eisern, sein ganzes Wesen gewaltig, gebieterisch, zur Zucht, zur Pflicht, zum höchsten Wetteifer aller Kraft zwingend."

General von York, der das 20,000 Mann starke Hülfsheer führte, das Preußen dem Kaiser Napoleon zu stellen sich hatte verpflichten müssen, war dem französischen Marschall Macdonald untergeordnet worden, dessen Gesammtmacht den linken Flügel des französischen Heeres bildete. Die ihn genau kannten, ahnten es, was in seiner Brust vorgehen mochte, als der König ihm, dem grimmen Feinde Napoleon's, befahl, auf Seiten der Franzosen mit zu Felde zu ziehen. Er schwieg und gehorchte, aber er war unnahbarer noch als bisher. Vergebens bot Macdonald Mittel aller Art auf, in ihm eine freundliche Gesinnung gegen Frankreich zu erwecken; er stellte dem General sogar die Marschallswürde und eine Pension von 20,000 Francs in Aussicht. York verharrte in seiner finstern, abweisenden Haltung. Früher schon als Macdonald erlangte York Kunde von dem Rückzuge des französischen Hauptheeres; doch verschloß er die Freude darüber in seiner Brust. Als Macdonald bald darauf die Schreckensbotschaft empfing, daß die Trümmer der großen Armee dem Niemen zueilten, ordnete er sogleich den Rückzug an, beging aber dabei den Fehler, die Preußen zur Rückzugdeckung der unter seinem Kommando stehenden französischen Truppen zu benutzen, so daß die nacheilenden Russen zunächst auf diese stoßen mußten. Nun traten Fragen der ernstesten Art an York heran. Sollte er mit Macdonald nach der ostpreußischen Grenze gehen, um vereint mit den Truppen desselben und den in Ostpreußen stehenden Franzosen die Russen so lange aufzuhalten, bis Napoleon mit neuer Macht herandrücke? Ging er dagegen zu den Russen über, so waren die Franzosen nicht im Stande, sich in Ostpreußen zu halten. Dann mußten sie bis zur Oder, vielleicht noch weiter zurück, dann, das schaute er hellen Geistes, erhob sich die Provinz Preußen; die Lawine der Volkserhebung war damit in Bewegung gesetzt, und der Entscheidungskampf mußte geführt werden!

„Eine Fügung Gottes", sagt Sybel, „war es, daß ein Mann wie dieser York gerade an dieser Stelle stand, als ewiges Denkzeichen, daß für den sittlichen Menschen damals keine Wahl blieb." Am Weihnachtsabend stieß eine Abtheilung russischer Kavallerie und Jäger unter General Diebitsch auf die von York geführte Nachhut. Es kam zu Eröffnungen und Verhandlungen, die damit endeten, daß York beschloß, sich von den Franzosen zu trennen. Seine Offiziere wurden durch diesen Entschluß zu begeisterten Ausrufen erregt.

Digitized by Google

„Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute", sagte er, „aber mir, dem Alten, wackelt der Kopf auf den Schultern!"

Vertrag von Tauroggen. Am 30. Dezember unterzeichnete York auf der Mühle zu Poscherun bei Tauroggen mit dem General Diebitsch eine Konvention, nach welcher er die Feindseligkeiten gegen die Russen einstellte, zunächst also eine neutrale Stellung einnahm.

General York.

York zeigte seinen Entschluß dem Marschall Macdonald an. „Welches Urtheil", schrieb er, „die Welt über mein Betragen fällen möge, flößt mir geringe Unruhe ein. Die Pflicht gegen meine Truppen, die reiflichste Ueberlegung haben es mir geboten, und die reinsten Beweggründe, der Schein möge sein, welcher er wolle, haben mich geleitet."

Und an seinen König schrieb York am 3. Januar 1813: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. — Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Verbündeten lossagen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht

Digitized by Google

Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet; gebe der Himmel, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt!"

Gegen einen Waffengefährten, den General von Bülow, sprach York sich aus wie folgt: „Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen. Die Vorsehung zeigt uns den Weg; wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohlthat von uns weisen. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen; ich werde in Kurzem mit 50,000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: „Hier, Sire, ist Ihre Armee, und hier ist mein alter Kopf — dem Könige will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich York nicht richten und verurtheilen. Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener und wahrer Preuße."

Die Trümmer der großen Armee. Daß derartigen Gesinnungen und Empfindungen auch die heftige Erbitterung gegen den Landesfeind, welche in Aller Herzen lebte, entsprach, ist erklärlich. Und jetzt eben schlichen die letzten Trümmer der „Großen Armee" durch das Land; jetzt waren die Feinde in der Gewalt der noch kurz vorher von ihnen so schwer Bedrückten! Die Volksrache fürchtend, war Napoleon in solcher Hast und unter fremdem Namen der Heimat zugeeilt. Viele seiner Soldaten mochten gleiche Befürchtungen hegen.

Wie erschienen die Flüchtlinge? Es waren Scharen armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten — es waren wandelnde Leichen! Ungeordnete Haufen aus allen Truppengattungen und Uniformen zusammengesetzt, ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie Todtenzüge. Meist waren sie unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Der Mehrzahl waren Ohren und Nasen erfroren und feuerroth, erloschen lagen die düsteren Augen in ihren Höhlen. Vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Tornister oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander mit gesenktem Haupt, in dumpfer Betäubung. Tag für Tag kamen neue Züge dieser Unglücklichen auf der Landstraße daher.

Die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, der Heißhunger nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen; vergebens mühten sich die mitleidigen Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot, Einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht von Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien; einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf den Boden gekollert, jetzt — seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden. (Schlosser's Erlebnisse.)

Als der Durchmarsch der Flüchtlinge im Lande angekündigt wurde, loderte hier und da der Zornmuth über begangene Frevelthaten auf, und es erhoben Einzelne die Frage, ob es nicht wohlgethan sei, sie allesammt zu erschlagen. Aber sowol der König als die große Mehrheit des Volkes wiesen Anmuthungen dieser Art mit Unwillen zurück, ja selbst in Jenen schmolzen Zorn und Rachegefühle, als sie die Unglücklichen sahen, und statt ihnen Leides zuzufügen, boten sie ihnen Obdach und Pflege. — „Nicht in der Form einer spanischen Insurrektion", sagt Sybel, „erhob sich Norddeutschland, nicht in der Mord- und Raubgier der entfesselten Volkswuth Rußlands stürzten wir uns auf die hinschleichenden Haufen unserer Peiniger; wir pflegten die Sterbenden, nährten die Verhungerten, und ein Zeuge jener großen Zeit sagt mit Recht: ‚Die Menschlichkeit, mit der die zurückkommenden Elenden trotz der grenzenlosen Erbitterung behandelt wurden, gehört zu den schönsten Zügen des deutschen Charakters'. Nicht Rache, sondern Befreiung war es, die wir wollten."

Digitized by Google

Französische Heeresüberreste nach dem Uebergang über die Beresina. Zeichnung von E. Bayard.

Digitized by Google

Wann ist irgendwo Aehnliches erhört worden? Wurden doch nicht einmal von dem Könige die hohen Offiziere festgehalten, ob er gleich nicht zweifelhaft sein konnte, daß sie an der Spitze neuer Scharen bald wieder zurückkehren würden! Ein solches Verfahren von Fürst und Volk wurde Anfangs vielfach getadelt, es wird aber stets ein leuchtender Edelstein in der Geschichte Preußens bleiben. — Die Würfel waren gefallen, und wie ein Erbbeben ging der Eindruck der York'schen That, wie Sybel sagt, durch Deutschland, ja durch ganz Europa. — Als Friedrich Wilhelm III. die Nachricht empfing, rief er aus: „Da möchte einen ja der Schlag treffen!“ Dies war durchaus begreiflich. Denn so wenig dem König das Bündniß mit dem Erzfeinde am Herzen lag — gemäß dem von uns Berichteten erschien es zu jener Zeit ihm doch als das Rathsamste, bei demselben noch auszuharren.

Es fehlte ihm die Kraft nicht, die harten Schläge, welche ihn innerhalb kurzer Zeit getroffen, zu ertragen. Gebeugt, aber nicht völlig entmuthigt, hatte er gesucht, in den Sorgen der Regierungsgeschäfte seinen Schmerz zu betäuben und seine Seelenruhe wiederzufinden. Nun aber waren alle die großen Ereignisse des Jahres 1812 so rasch und überwältigend hereingebrochen, daß man über das länger andauernde Schwanken am Hofe zu Berlin nicht erstaunen darf. Was stand nicht Alles auf dem Spiele! „Wenn der erbitterte Feind die Oberhand behielt und die Geißel seiner Rache nach Gefallen schwingen konnte“, sagt Luden, „so war eine vollendete Knechtschaft, eine völlige Entmenschlichung das Los Derer, die das Unglück hatten, sie zu überleben.“ Dazu kam noch ein anderes schweres Bedenken. York, von dem man wußte, daß er voll Ingrimm gegen die Offiziere war, die wegen des Bündnisses mit Frankreich ihren Abschied genommen hatten, war ja jetzt noch viel weiter gegangen, als diese: er hatte eigenmächtig seine Instruktion überschritten, die ihm gegebenen Weisungen unbeachtet gelassen! Das war, vom militärischen Standpunkte betrachtet, geradezu ein Verbrechen. Endlich brachte aber auch die That York's den König in augenblickliche Gefahr. Ein Wink Napoleon's an die starke französische Besatzung in Berlin — und der König konnte als Geisel hinweggeführt werden! York wurde daher als abgesetzt erklärt und ein königlicher Adjutant abgesandt, um ihm die königliche Verfügung zu überbringen. Die Russen, die inzwischen in die Provinz Preußen eingerückt waren, ließen jedoch den Offizier nicht durch, und so behielt York das Kommando.

Der Erhebung günstiger war der Staatskanzler von Hardenberg gestimmt. Von den Zwecken und Zielen der Mitglieder des Tugendbundes und anderer politischen Vereinigungen wohl unterrichtet, stellte er sich aufgebracht über die das ganze Land durchzitternde Bewegung, ohne ihr jedoch irgendwie hindernd in den Weg zu treten. Auch er hoffte eine Lösung des Gewirres von weiteren Ereignissen.

Zuwarten erschien ihm zunächst als das einzig Richtige. War doch eine Erhebung gegen den allgemeinen Bedränger durchaus noch nicht in dem Grade vorbereitet, daß mit einiger Gewißheit auf den Sieg der guten Sache gerechnet werden konnte. Napoleon hielt noch das Land besetzt, die geringe Streitmacht Preußens war über das Land vertheilt, die Wehrkraft des Landes durch Scharnhorst zwar im Stillen vorbereitet, jedoch nirgends gerüstet zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Der Versuch, dieselbe zu sammeln, mußte unter den Augen eines argwöhnischen Feindes vor sich gehen; Jedermann wußte, daß alle Maßnahmen der preußischen Staatslenker von Hunderten von französischen Spähern überwacht wurden. Ueberdies stand das Urtheil über den Werth der von dem genialen Scharnhorst ausgeführten Heeresreform nur erst in engeren militärischen Kreisen fest. Alles dies erschwerte es in jenen Tagen aufs Aeußerste, einen Entschluß zu fassen. In dieser Zeit banger Erwartungen und berechtigten Zweifelns empfing Hardenberg sichere Nachricht, daß Napoleon Willens sei, sich der Person des Königs zu bemächtigen, und er wußte nun den König zu bestimmen, daß er (am 22. Januar) seine Residenz verließ und sich nach Breslau begab.

Digitized by Google

Das eiserne Kreuz.

Aufruf des Königs an sein Volk.

Daß die Russen nicht an der Grenze Preußens stehen geblieben, sondern in Preußen eingerückt waren, hatte einzig und allein York's großer Entschluß bewirkt; wie es andererseits eine Folge der eindringlichen Vorstellungen Stein's war, daß Alexander den vielleicht zu eifrig vorgegangenen General Diebitsch nicht zurückberief, sondern nunmehr beschloß, allen Ernstes in den Angriffskrieg gegen die Franzosen überzugehen. Die sich an York's kühne That anreihenden weiteren Ereignisse werden klar zeigen, wie richtig damals York das Kommende erschaut hatte.

Indem York seinen folgenschweren Schritt that, war er von der felsenfesten Ueberzeugung durchdrungen, „als treuer Unterthan und wahrer Preuße" zu handeln. Beseelt von derselben Gesinnung, schlossen sich jetzt die Patrioten der Provinz Preußen ihm an. Es gewann der Glaube, daß der völlige Sturz Napoleon's nicht mehr fern sei, mit jedem neuen Tage an Stärke. Seit seiner Verbannung durch Napoleon hatte der unermüdliche, von Napoleon geächtete Patriot Reichsfreiherr vom Stein im Verein mit vielen Gleichgesinnten aus allen Kräften dahin gestrebt, den Kaiser von Rußland von der Nothwendigkeit zu überzeugen, ein Bündniß mit Preußen zum endlichen Sturze der napoleonischen Zwingherrschaft einzugehen. Die Aufgabe war eine außerordentlich schwierige, und nur ein Mann von der staatsmännischen Begabung und dem Feuereifer eines Stein konnte sie mit glücklichem Erfolge lösen.

Dieser erschien nun mit russischer Vollmacht, wodurch ihm die provisorische Verwaltung Ostpreußens übertragen wurde. Doch sträubte sich preußischer und deutscher Sinn dagegen, auf Grund russischer Anordnungen zu entscheidender That vorzuschreiten. Durch den Oberpräsidenten Schön, den Grafen Alexander Dohna und den Landhofmeister von Auerswald wurden die Stände von Ostpreußen und Lithauen nach Königsberg berufen. Als York in die Versammlung derselben trat, begrüßte man ihn mit lautem Zuruf. „Ruhe, meine Herren", sagte er; „nach dem ersten Schlachtfelde bitte ich mir das aus." Die Stände betheuerten dem Könige in einer Adresse, daß sie bereit seien, für die Befreiung des Vaterlandes jedes Opfer zu bringen. „In dem großen Plane der Vorsehung", heißt es in der Adresse, „kann die Vernichtung des preußischen Staates nicht liegen. Er ist der Welt und der wahren Aufklärung nöthig."

Dem Urheber der großen Wandlung, General York, ward von den Ständen die militärische Oberleitung der Provinz übertragen. Ungesäumt schritt man zu einer allgemeinen

Digitized by Google

Landesbewaffnung; alle Jünglinge und Männer von 18 bis 45 Jahren wurden zum Landwehrdienste verpflichtet. Der Staat hatte ihnen die Waffen, die Gemeinden die Bekleidung zu liefern, die Offiziere sollten aus der Mitte der Landwehrmänner gewählt werden. Die Stärke der zu bildenden Landwehr wurde mit der Reserve auf 30,000 Mann festgesetzt. Wenn man bedenkt, in welcher Weise Ostpreußen von dem unersättlichen Feinde bei seinem letzten Durchzuge ausgeraubt worden war, so muß man staunen über die Opferwilligkeit der Bewohnerschaft.

Angesichts eines solchen Aufschwunges verstummte die russische Partei, welche gehofft hatte, es werde sich bei dieser Gelegenheit die Einverleibung Ost- und Westpreußens bis Danzig in Rußland ausführen lassen. Und zu begeisterter Thatkraft anspornend, wirkte das Beispiel auf die übrigen preußischen Landestheile. Die Königsberger Hartung'sche Zeitung war des Zwanges ledig geworden und trug nun Worte glühender Vaterlandsliebe in die Landestheile, deren öffentliche Blätter noch von den Franzosen überwacht wurden.

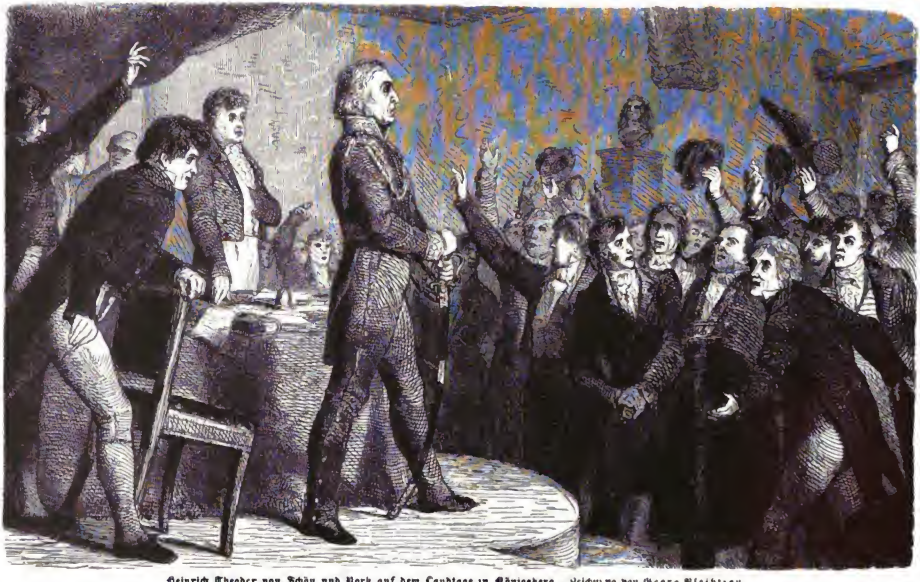
Von fast gleicher Wirkung zeigte sich die wichtige Nachricht, daß der König mit der Garde nach Breslau abgegangen sei; hier und da wollte man auch schon wissen, es seien Unterhandlungen zwischen Preußen und Rußland eingeleitet worden. Jetzt werde es, so hoffte man, dem Könige möglich sein, sich von den verhaßten Banden loszumachen. Vortreffliche Männer, Blücher, Boyen, Clausewitz und Andere, kamen nach Breslau. Der Umstand, daß der König den General Scharnhorst an die Spitze des Kriegsministeriums berief, zeigte, wie Vieles er unter dem Drucke des französischen Einflusses in Berlin gegen seinen Willen hatte thun müssen. Aber nicht in dem Grade, wie Scharnhorst und andere Patrioten, hoffte er — Schande über Die, welche es sich hatten angelegen sein lassen, durch üble Reden seinen Glauben an die Liebe des Volkes zu ihm zu schwächen! — etwas Gedeihliches von einer allgemeinen Volkserhebung. Auch war er von der Wucht des Unglückes zu tief gebeugt, als daß die von Anderen in überschwenglicher Weise gehegten Hoffnungen in seinem Gemüthe hätten erstehen können. Dennoch that es ihm unendlich wohl, wenn Scharnhorst ihm in seiner warmen und überzeugenden Weise Versicherungen von der treuen Hingabe des Volkes an ihn gab, und er zeigte sich mehr und mehr geneigt, auf die Vorschläge der Patrioten zu hören.

So kam denn zunächst der Aufruf vom 3. Februar, der zur Bildung freiwilliger Jägercorps aufforderte, zu Stande. In der Woche darauf ward ein großer Wagenzug gemeldet. Der König trat ans Fenster, Scharnhorst ihm zur Seite. Die Wagen, achtzig an der Zahl, waren dicht besetzt mit jungen Freiwilligen aus Berlin. Auf die Frage Scharnhorst's, ob der König nun an die treue Hingabe des Volkes glaube, antwortete sein in Thränen glänzendes Auge.

Auch der unermüdliche Stein kam nach Breslau und betrieb die Verbindung mit Rußland. Nun aber trat bei der oben geschilderten russischen Partei die Absicht hervor, die günstige Gelegenheit zu benutzen und sich wenigstens des Großherzogthums Polen in seinem ganzen Umfange, also mit Einschluß des preußischen Antheils, zu versichern. Dies drohte die Verhandlungen über das preußisch-russische Bündniß im Keime zu ersticken. Da es jedoch von der größten Wichtigkeit war, Rußland, dem Kaiser Napoleon gegenüber, auf der betretenen Bahn zu erhalten, so rieth Stein dem Könige, die Frage wegen der preußisch-polnischen Landestheile einstweilen zu vertagen.

Stein's Ansicht drang durch, und es kam ein Vertrag zwischen Preußen und Rußland zu Stande, der am 27. Februar in Kalisch, und am 28. Februar in Breslau unterzeichnet, und als dessen Hauptzweck aufgestellt ward: Herstellung Preußens nach den Grenzen von 1805 und Befreiung Deutschlands. Oesterreich sollte aufgefordert werden, dem Bündniß beizutreten. In einem Tagesbefehl sprach der König dem General York seine Würden und Ehren wieder zu und übertrug ihm den Oberbefehl über die Heeresabtheilung des Generals von Bülow.

Digitized by Google



Heinrich Theodor von Schön und York auf dem Landtage zu Königsberg. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Digitized by Google

Der Aufruf des Königs. Jetzt erfolgte die Kriegserklärung an Napoleon. „Indem ich mit Frankreich breche", sagte der König, „hoffe ich durch einen ehrenvollen Frieden oder durch die Gewalt der Waffen das Ziel meiner Wünsche, die Unabhängigkeit meiner Völker mit den aus ihr folgenden Wohlthaten und das Erbe meiner Ahnen, dessen Hälfte man mir geraubt hat, wieder zu erlangen." Hierauf erließ der König (am 17. März) den Aufruf:

„An mein Volk!"

„So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche überhaupt, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben von dem Feinde besetzt; der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward vernichtet und dadurch die Quelle des Erwerbes und Wohlstandes verstopft. Das Land wurde ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch als seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. — Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen die Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gegangen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euern angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Mittel Zwecken widmen würde, die euch fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. — Aber welche Opfer auch von den Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unser Dasein, unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand: keinen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm."

Das Gesetz über die Bildung der Landwehr datirt von demselben Tage. Am 10. März, dem Geburtstage der heimgegangenen Königin, hatte der König den Orden des eisernen Kreuzes gestiftet. Der Wahlspruch für das eiserne Kreuz und für die Landwehr war: „Mit Gott für König und Vaterland."

Digitized by Google

In kernhafter Weise spricht Rückert die Bedeutung jenes Symbols des heiligen Kampfes in den Strophen aus:

„Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen:
Das Gold und Silber sank herab zum Tande,
Weil würdiglich vom ernsten Vaterlande
Statt Golds und Silbers ward erhöht das Eisen.

Wer Kraft im Arm hat, geh', sie zu beweisen,
Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
Es heim zu tragen mit zerhau'nem Rande
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Ihr gold'nen, silb'ren Ordenszeichen alle,
Brecht vor dem stärkeren Metall in Splitter,
Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle!

Nun ihr, zukünft'ge neue Eisenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
Dem Vaterland, das Kern jetzt sucht statt Flitter!"

„Deutsche Jünglinge", ermahnte der gefeierte Geschichtschreiber Luden, „ihr werdet dem preußischen Manne, der euch begegnet, die Brust geziert mit dem eisernen Kreuz, fromm ausweichen, den Hut abnehmen und ihn still vorübergehen lassen. Erscheint er, wo ihr sitzt, so werdet ihr aufstehen und ihm den ersten Platz geben. Rang und Stand machen keinen Unterschied. Dieser preußische Mann hat die schönsten Pflichten des Menschen für Fürst und Vaterland rühmlich erfüllt, er befreit sein Volk vom Joch arger Knechtschaft; sein Geist hat sich zu dem Höchsten erhoben, welches ihr Alle zu erstreben habt. Also werdet ihr euch ehren, indem ihr ihn ehrt, und zu eurer Schande nur könnet ihr ihm eine Ehre versagen, die er verdient, deren er aber nicht bedarf."

Inzwischen waren auch gute Nachrichten aus England angelangt. Gneisenau, auf welchen unverwandt der französische Argwohn gerichtet blieb, hatte nicht aufgehört zu hoffen, daß die Zeit schon in Bälde herannahen würde, wo Deutschland mit Preußen — ja vielleicht mit ganz Europa — sich gegen den Unterdrücker erheben werde. Durch Napoleon's Einfluß aus dem Rathe des Königs gedrängt, hatte er sich schon 1809 nach England begeben, um mit der einzigen damals ungebrochenen Macht Europa's zu verhandeln. Der gewandte Mann fand in London Gelegenheit, nicht minder bei anderen diplomatischen Sendungen, so in Wien, Petersburg, Stockholm, seinem Vaterlande manchen guten Dienst zu leisten. Im Jahre 1812, als Preußen nothgedrungen im Gefolge Frankreichs gegen Rußland marschirte, nahm er seinen Abschied aus preußischen Diensten, unaufhörlich bestrebt, in England für sein Vaterland eine wohlwollendere Stimmung hervorzurufen. Und als endlich die große Stunde schlug, als Patrioten aus allen Theilen des Landes nach Breslau strömten, da eilte auch Gneisenau im März 1813 von London dorthin, indem er die Verheißung englischer Hülfe an Waffen, Kleidung, Kriegsvorräthen für 20,000 Mann sowie die Zusage der Landung eines englisch-schwedischen Heeres mitbrachte. Das war ein Wort zur rechten Zeit, das mit dazu beitrug, dem bisherigen Zaudern ein Ende zu machen. Durch Gneisenau's Bemühungen war das Versprechen des Beistandes erwirkt worden.

Proklamation von Kalisch. Unter dem 25. März erschien Namens der beiden Monarchen und unterzeichnet von dem russischen Oberfeldherrn Graf Kutusow die Proklamation von Kalisch, in der die Befreiung Deutschlands und Europa's verheißen und die Entthronung derjenigen Fürsten angedroht wurde, die sich der Nationalsache nicht anschließen würden. Im Sinne dieses Manifestes wurde eine Centralverwaltung für die im Kriege zu befreienden Länder, an der Spitze derselben Stein, eingesetzt.

Die Erhebung des preußischen Volkes bildet eines der glänzendsten Blätter nicht nur der preußischen und deutschen, sondern der Geschichte aller Völker, und nie werden Geschichtschreiber und Sänger aufhören zu singen und zu erzählen von diesem hochherrlichen

Digitized by Google

Schauspiel. Lange war der Geist genährt worden, der jetzt äußerlich Gestalt gewann, patriotische Dichter und Denker hatten die Geister und Herzen auf die Zeit vorbereitet, die jetzt eingetreten war. Allein sie wären Prediger in der Wüste gewesen, wenn der großen Mehrheit des Volkes diejenige Gesinnung gefehlt hätte, der allein Hohes und Hehres zu entlocken ist. Ehe das Volk aufstand, war der Geist desselben auferstanden, war in seiner Erinnerung Vieles wach geworden, was mit geheimnißvoller, aber unwiderstehlicher Kraft mahnte, kein Gut für zu hoch zu achten, um es nicht freudig dem Vaterlande darzubringen. Gerade in der Zeit, in welcher der Staat Friedrich's des Großen in Trümmern lag, hatte man, wie es zu gehen pflegt, das Verlorene erst würdigen gelernt, war die Bedeutung Preußens für die Entwicklung des deutschen Volkes, ja der europäischen Welt, im Volke zum Bewußtsein gekommen. Zeigte doch die Geschichte der Vergangenheit Thaten des preußischen Volkes, deren Ruhm unvergänglich ist! Man sagte sich: Hätte ein Friedrich der Große uns, die Söhne, die Enkel von Heldenvätern, geführt: nie würden die Fremdlingsscharen uns mit Hohn beraubt, nie die Hufe der Feindesrosse ungestraft unsere Saaten zerstampft haben! — Friedrich Wilhelm war kein Kriegsfürst, er war sowol auf dem Schlachtfelde, als durch Unterhandlungen von dem großen Korsen besiegt worden. Aber Niemand war da, der ihm deswegen gegrollt hätte. Rein und hehr stand das Bild des Friedensfürsten in der Seele des Volkes, in verklärter Gestalt das der heimgegangenen Fürstin, die, als sie im Schmerze um des Vaterlandes Fall dahinstarb, den rechten Lebensmuth ihres ihr so treu anhangenden Gemahls mit in das Grab genommen hatte. Da zeigte es sich, mit welcher Treue das Volk an seinem Fürstenhause hing, unter dessen Regimente in so kurzer Zeit eine Großmacht Europa's entstanden, deren Hauptaufgabe es bisher gewesen war, die von dem deutschen Volke seit der Reformation errungenen Güter zu schützen und zu mehren und in dieser Weise des Volkes geistige und leibliche Wohlfahrt zu fördern.

Als nun der erste Ruf an das Volk (3. Februar), zwar nicht vom Könige, sondern vom Minister von Hardenberg, aber doch auch, wie sich Jeder sagen mußte, unter Gutheißung des Königs, erging, begann sich das ganze Land sofort in ein Feldlager zu verwandeln. Nun kam der Aufruf des Königs, der den Feind nannte und sich mit zuversichtlichen Worten an das ganze Land wandte. Das Volk las es mit Thränen in den Augen, daß der König in seiner Liebe und Hingabe eine Stütze zu finden hoffe. Nun der König gesprochen hatte, konnte auch der Beamtenstand in kräftigster Weise in die Bewegung mit eintreten.

Hören wir die Stimme E. M. Arndt's, des Herolds der Befreiungskriege, über den Geist jener großen Zeit: „Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühling und Sommer von 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, ein Zorn und ein Streben: das Vaterland zu retten und Deutschland zu befreien. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie, den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen längst schon ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; ja sogar Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen."

Berlin stellte binnen vierzehn Tagen 9000 Freiwillige, darunter 370 Gymnasiasten; in Breslau führte Professor Steffens seine Zuhörer dem Regiment zu, in das er ebenfalls eintrat. Max von Schenkendorf, einer der edelsten Sänger jener Zeit, eilte herbei, um trotz seiner gelähmten Rechten den Feldzug mitzumachen. Die Universitäten leerten sich, so daß die akademischen Vorlesungen in Berlin, Breslau, Königsberg geschlossen werden mußten. Berühmte Gelehrte, Fichte, Schleiermacher, Niebuhr, Buttmann und Andere, ließen sich dem Berliner Landsturm einreihen. Einzeln oder in kleinen Haufen kamen die Studenten aus Halle, das noch unter westfälischer Herrschaft stand, nach Preußen.

Digitized by Google

Zu Breslau im Frühling 1813. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

An allen Orten traten Züge edelster Begeisterung zu Tage. Ein junger Theologe predigte an Stelle seines Vaters, ermahnte die Gemeinde mit feurigen Worten, des Rufes für König und Vaterland sich würdig zu erweisen, und fügte zum Schluß hinzu, daß er heut noch den Ort verlasse, um als Husar einzutreten. Nach Beendigung des Gottesdienstes fanden sich eine Zahl junger Leute ein und erklärten dem jungen Prediger, sich sogleich ihm anschließen zu wollen. — Einem Bräutigam ward es schwer, sich von seiner Braut zu trennen; als ihm endlich die Begeisterung für die gute Sache den Entschluß aufzwang, den Fahnen zu folgen, und er dies seiner Braut sagte, erwiederte sie, sie habe in der Stille schon getrauert, daß er nicht unter den Ersten aufgebrochen sei.

Wer es nicht mit den Waffen vermochte, bestrebte sich, auf andere Art der heiligen Sache zu dienen. Der Reiche gab mit vollen Händen, der Arme, was ihm irgend entbehrlich dünkte. Beamte und Offiziere opferten ein Viertheil, ein Drittheil, ja die Hälfte ihres Gehalts; Greise, die nur ein kleines Ruhegehalt hatten, legten sich Entbehrungen auf; Kinder öffneten ihre Sparbüchsen. Allerorten bildeten sich Vereine, die Geld und Gaben annahmen. Die Einnahmen des Breslauer Vereins betrugen in den Monaten März und April im Durchschnitt täglich 1000 Thaler. Am wirksamsten waren die Frauenvereine. Der spanische Gesandte berichtete an seinen Hof: „Die Schwester des Königs hat ihren sämmtlichen Schmuck dem Schatze übergeben, um zu dem Kriege verwendet zu werden, und auf der Stelle haben alle Frauen sich beeifert, für so lobenswerthen Zweck ihren Schmuck bis auf die geringsten Kleinigkeiten zum Opfer zu bringen. Wenn ich sage alle Frauen, so übertreibe ich nicht, denn ich glaube nicht, daß sich, mit Ausnahme der Armen, die nichts besitzen, auch nur eine Einzige ausgeschlossen hat.“ Ein Kupferschmied sandte in seinem und seiner Frau Namen zwei goldene Ringe mit den Worten: „Wir haben durch des Krieges Unglück Alles verloren; nichts blieb uns übrig, als unsere Trauringe; hier sind sie.“ Eine junge Frau, deren Gatte als Freiwilliger eingetreten war, sandte ihren Brautschmuck mit den Worten ein: „Gold und Schmuck dürfen für eine preußische Bürgerin keinen andern Werth haben als den, es dem Vaterlande zum Opfer zu bringen.“ Wer einen goldenen Ring gab, erhielt dafür einen eisernen mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813.“ Die Zahl der Trauringe und Schmucksachen, die in Preußen eingingen, wird auf 160,000 Stück geschätzt.

Der Schulze Landsfeld gab ein Pferd mit den Worten: „Fünf Stück haben mir die Franzosen mitgenommen, das sechste will ich ihnen nachsenden.“ In der Spinnstube eines märkischen Dorfes wurden fünf Thaler gesammelt. Eine Soldatenwittwe sandte zwei Paar wollene Socken, „als ihr letztes bischen Armuth“. Aus Westfalen gingen 50 Säbelklingen mit der Inschrift ein: „Laßt euch von ihnen freie Bahn bis zum Rhein machen!“

Als die sechzehnjährige Ferdinande von Schmettau sah und hörte, wie von allen Seiten dem Vaterlande Opfer gebracht wurden, während sie doch nichts zu geben hatte, brach sie in Thränen aus. Doch bald blitzte ihr ein Gedanke in der Seele auf. Sie eilt zu einem Perückenmacher, läßt sich ihr schönes volles Haar abschneiden, und liefert die ihr dafür gezahlten drei Thaler ab. Der Hofrath Heun kauft das Haar, läßt allerlei Zierrathen daraus anfertigen und diese zu Gunsten der Sammlung verkaufen. Die Nachfrage war so groß, und Einzelne bezahlten so hohe Preise, daß der Verkauf im Ganzen 1200 Thaler brachte.

Es ist schwer, innezuhalten in dem Bericht über so viele herzerquickende Vorgänge. Welch ein anderer Geist trat hier auf, als der war, der in Frankreich in wilder Gier nach Ruhm verlangte! Die Scharen der Freiheitskämpfer wurden, wohin sie kamen, mit Glockengeläute empfangen, Gebet und Segensspruch folgten ihnen; ihr Auszug war in der Regel mit einer gottesdienstlichen Feier verbunden. — Die Freiwilligen Berlins hatten den würdigen Schleiermacher um einen Abschiedsgottesdienst gebeten. Er predigte ihnen über Matthäus 10, 2: Die neue Zeit tritt ein, denn die Blinden sehen — die Vorurtheile fallen; die Tauben hören — verachtete Wahrheit findet Eingang; die Lahmen gehen — gelähmte Kräfte finden Leben; die Aussätzigen werden rein — die sittliche Verderbniß wird empfunden.

Digitized by Google

Einsegnung der ostpreußischen Landwehr. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Digitized by Google

Die Todten stehen auf — das Veraltete und Abgestorbene macht einem neuen Leben Platz; den Armen wird das Evangelium verkündet — auch in dem Aermsten wird das ewige Recht geehrt, und eine Kraft durchdringt das ganze Volk. Zum Schluß der Predigt wandte sich Schleiermacher an die anwesenden Mütter und pries sie selig, Söhne geboren zu haben, die berufen seien, an einem so heiligen Kampfe Theil zu nehmen. Die Angeredeten weinten und schluchzten, doch wünschte keine der Mütter, ihr Sohn möchte sich dem Rufe des Vaterlandes entziehen.

Glühend in Begeisterung, in festem, heiligem Entschlusse, im Kampf für die höchsten Güter Alles einzusetzen, das Eisen in der Hand, des Wortes zum Angriff ungeduldig harrend, stand das Volk; — wie schmetternde Trompetenstöße klangen die Worte der Dichter darein:

„Borussia! in diesem Augenblicke
Ist Deutschlands ganzes Aug' auf dich gerichtet;
Denn nicht ist zwischen dir und ihm vernichtet
Das alte Blutband: deins ist ihr Geschicke." (Rückert.)

„Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, tapf'res Volk! drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen;
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!" (Körner.)

„Laß brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!" (Arndt.)

Theodor Körner ruft die Erinnerung an die heimgegangene Königin Luise wach:

„Du Heilige, hör' deiner Kinder Flehen,
Es dringe mächtig auf zu deinem Licht.
Kannst wieder freundlich auf uns niedersehen,
Verklärter Engel, länger weine nicht!
Denn Preußens Adler soll zum Kampfe wehen,
Es drängt dein Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
Und Jeder wählt, und Keinen siehst du beben,
Den freien Tod für ein bezwung'nes Leben."

„So entstand", sagt Sybel, „ein Heer, wie es kein zweites in der Geschichte giebt. Ein Verein grauer Veteranen und unbärtiger Jünglinge mit der besten Manneskraft der Nation, soldatischer Ungezwungenheit und Derbheit mit religiösem Schwunge und gewissenhafter Sitte, brausender Freiheitsliebe mit strengem Pflichtgefühl und treuem Unterthanensinn."

Und dieses Heer erreichte im Laufe des ersten Feldzuges eine Höhe von nahe an 250,000 Mann, wobei die Freischaren nicht eingerechnet sind. Erwägt man nun, daß das damalige Preußen nur 4,700,000 Einwohner zählte, so ergiebt sich, daß das Land von je neunzehn Bewohnern, Frauen, Kinder und Greise eingerechnet, Einen zum Freiheitsheere stellte!

Digitized by Google

Kosaken und Baschkiren. Zeichnung von A. Beck.

Die erste Kampfzeit bis zum Waffenstillstande.

Während in dieser Weise Preußen für den Kampf um die Befreiung Deutschlands die Fahne entfaltete; während die Staatsmänner in Wien aus den bereits weiter oben geschilderten Gründen noch immer in kühler Zurückhaltung verharrten und zu einer offenen, unumwundenen Beitrittserklärung zu der russisch-preußischen Waffenbrüderschaft gegen Napoleon nicht zu bewegen waren; während die übrigen Fürsten Deutschlands, mit alleiniger Ausnahme des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, des Vaters der Königin Luise, zu erkennen gaben, daß sie auch fernerhin der Sache Napoleon's zu dienen entschlossen seien: spornte der Imperator in Frankreich zu einer außerordentlichen Thätigkeit an. Galt es doch, in möglichst kurzer Zeit ein neues mächtiges Heer gegen den Feind ins Feld zu führen. Zwar hatte die Kunde von dem Untergange der großen Armee ganz Frankreich in tiefste Trauer versetzt, und es war nicht mehr ganz vereinzelt die Meinung hervorgetreten, Napoleon habe sich in Blut und Thränen und werde noch die ganze Nation hinopfern: immerhin aber waren derartige Kundgebungen nicht von durchschlagender Wirkung gewesen, zumal ja alle Zeitungen des Landes über Politik und Krieg nur Dasjenige nachdrucken durften, was das Regierungsblatt, der „Moniteur", brachte. Und in diesem Blatte fehlte es auch jetzt nicht an pomphaften Lobpreisungen Napoleon's. Von Preußen, dessen Aufschwung dem Kaiser bedenklich genug erschien, war fast gar nicht die Rede. Man habe es, hieß es, eigentlich nur mit den Russen zu thun, die in ihrem thörichten Uebermuthe meinten, das französische Heer überwältigt zu haben, während dasselbe doch einzig und allein den Elementen erlegen sei. Wie wenig besorgnißerregend die Lage Frankreichs sei, ergebe sich schon daraus, daß der Kaiser nach wie vor die Rheinbundsfürsten auf seiner Seite

Digitized by Google

habe, und daß er auch noch die Oder- und Weichselfestungen mit 60,000 Mann besetzt halte. „Und wenn selbst die feindlichen Heere bereits auf den Höhen des Montmartre ständen", äußerte Napoleon um diese Zeit, „so sollte es ihnen doch nicht gelingen, seinem großen Reiche auch nur ein Dorf zu entreißen!"

Mit Beistimmung des Senats ward eine neue Aushebung von 350,000 Mann angeordnet. Indem Napoleon die Ausrüstungen mit steigendem Eifer betrieb, rechnete er darauf, daß sein Erscheinen auf dem Kriegsschauplatze in den Fürsten des Rheinbundes sofort die alte Zuversicht herstellen würde. „Die Russen", äußerte er, „wird ihr Glück tollkühn machen. Ich liefere ihnen zwei Schlachten zwischen der Elbe und Oder, und in einem halben Jahre stehe ich wieder am Niemen." Die wachsende Bewegung im preußischen Volke veranlaßte ihn, eine zweite Aushebung von 180,000 Mann anzuordnen. Zunächst suchte er nun das Volk aus der Ferne durch giftige Verleumdung zu bekämpfen. Er rief den Fürsten zu: „Sie möchten wol zusehen, was sie thäten, wenn sie die Völker und ihren gefährlichen Geist gegen ihn in den Kampf führten! Derselbe würde sich nicht bannen lassen, sondern sich eines Tages gegen sie selber kehren!"

Diese Arglist verfehlte in Preußen ihren Zweck, in anderen Ländern leider nicht. Der österreichische Staatskanzler Graf Metternich, der schon damals seinem oft angeführten Grundsatze folgte: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk", an welchem bis ans Ende seiner vielbewegten politischen Laufbahn festgehalten zu haben er sich später rühmte, vermochte seiner ganzen Anschauung gemäß den sittlichen Gehalt des in Preußen erwachten Geistes nicht zu würdigen. Eine solche Erhebung des ganzen Volkes erschien ihm fast wie ein unberechtigtes und daher nach Möglichkeit zu verhinderndes Uebergreifen in die Vorrechte der Fürstengewalt und der Regierung, und er war daher wol geneigt, jener Aeußerung Napoleon's Beifall zu zollen; ja er ging so weit, zu behaupten, daß die „Ideologen", von denen Friedrich Wilhelm jetzt Rath empfange, also Männer wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, in einem Robespierre'schen Wohlfahrtsausschuß zu sitzen verdienten!

Schon im März überschritten französische Heerhaufen den Rhein. Am 17. April begab sich Napoleon nach Mainz, am 25. traf er in Erfurt, am 28. in Weimar ein. Bis dahin hatte er den Weg zu Wagen zurückgelegt. Als er von Weimar aufbrach, stieg er zu Pferde, indem er sagte: „Ich werde diesen Feldzug als General Bonaparte und nicht als Kaiser machen!" Und in der That ließ er es bald genug seinen Feinden fühlen, daß er noch immer der alte Kriegsmeister sei, während der russische General Graf Wittgenstein, dem die Oberleitung im Heere der Verbündeten anvertraut war, sich nicht entfernt dem gewaltigen Genie des Soldatenkaisers gewachsen zeigte. — Ehe wir den Hauptereignissen weiter folgen, möge einiger Zwischenvorgänge gedacht werden.

Tettenborn in Hamburg. Am 18. März hatte der Kosakenoberst Tettenborn in Hamburg, das kurz vorher von der französischen Besatzung geräumt worden war, seinen Einzug gehalten. Die Kosaken waren damals die Helden des Tages. Lebten doch in Aller Munde Schilderungen ihrer Unermüdlichkeit und Kühnheit, mit der sie die flüchtigen Franzosen in Rußland verfolgt hatten. „Mit fröhlichem Zuruf wurden sie bewillkommnet. Alles an ihnen wurde bewundert, ihre starken Vollbärte, das lange dunkle Haar, der dicke Schafpelz, die weiten blauen Hosen und ihre Waffen: Pike, lange türkische Pistolen, zum Theil von kostbarer Arbeit, die sie in breitem Ledergurt um den Leib trugen, und der krumme Türkensäbel." Ihre Unsauberkeit und unüberwindliche Aneignungskust bewirkten freilich, daß die freundliche Gesinnung, die man ihnen entgegentrug, nicht von langer Dauer war. Auch Harburg, Stade und Lüneburg warfen nach dem Beispiele Hamburgs das Joch ab und erklärten sich für die deutsche Sache. Doch bereits am 1. April ward Lüneburg von Franzosen und Sachsen wieder eingenommen und ein Kriegsgericht eingesetzt, von dem fünfzig Bürger zum Tode verurtheilt wurden. Glücklicherweise wurde die Ausführung dieses Bluturtheils durch die tapferen Generäle Tschernitscheff, Benkendorf und von Dörnberg verhindert.

Digitized by Google

Franzosen durch Kosaken aufgeschreckt. Zeichnung von C. Delort.

Digitized by Google

Lüneburg wurde erstürmt, der Feind theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Der Anmarsch starker französischer Heerhaufen zwang jedoch die verbündeten Truppen, schleunigst den Rückzug über die Elbe anzutreten.

Bei Möckern. Um dieselbe Zeit rückte der Vizekönig Eugen mit 20,000 Mann von Magdeburg aus gegen Berlin vor. Die Generäle von York und von Bülow warfen sich ihm am 5. April bei Möckern mit 10,000 Preußen — eine Reserve von 1200 Russen kam nicht ins Feuer — mit solchem Ungestüm entgegen, daß er sich mit einem Verlust von 1200 Mann zum eiligen Rückzuge genöthigt sah.

Der Verlust der Preußen betrug 380 Mann.

Dieses vorausgeschickt, wenden wir uns hiernach zu dem Hauptschauplatze des Kampfes. Schon in der zweiten Hälfte des Monats April waren die französischen Kolonnen durch den Thüringer Wald gegen die Saale vorgedrungen, hatten am 28. April Naumburg erreicht, und am 29. war es dem Vizekönig Eugen gelungen, sich bei Merseburg mit dem französischen Hauptheere zu vereinigen. Hierdurch war dasselbe auf 120,000 Mann angewachsen. — Blücher war unterdessen an der Spitze von 54,000 Mann in Sachsen eingerückt. Bei Dresden vereinigten sich 31,000 Russen mit den Preußen, so daß die Verbündeten vor Ablauf Aprils 85,000 Mann zählten. Obgleich die Preußen den Russen an Zahl fast um das Doppelte überlegen waren, hatten sich Alexander und Friedrich Wilhelm doch, wie kaum erwähnt, dahin geeinigt, dem russischen Heerführer, Fürsten Wittgenstein, den Oberbefehl über das vereinte Heer zu übertragen. Derselbe hatte 1812 als Generalleutnant mit dem zur Deckung von Petersburg an der Düna aufgestellten Corps gegen die Truppen der französischen Marschälle Oudinot, St. Cyr und Victor gestritten und war dann zu dem Corps des Generals von York gestoßen.

Die Hoffnung, das sächsische Volk werde sich sofort beim Einmarsch der Verbündeten zu Gunsten der deutschen Sache erheben, zeigte sich als eine trügerische. König Friedrich August hatte seine Schätze zusammengerafft und mit ihnen das Land verlassen. Ein Versuch des sächsischen Generals von Thielemann, die wichtige Festung Torgau den Verbündeten zu übergeben und mit der Besatzung zu den Preußen überzugehen, war mißglückt. Ebenso blieben mancherlei Aufrufe an die Bewohner Sachsens, selbst der Theodor Körner's, der sich, wiewol geborener Sachse, den Lützowern angeschlossen hatte, fast gänzlich wirkungslos. Alle Bemühungen hatten nur den Erfolg, daß etwa 500 Sachsen sich als Freiwillige bei den Preußen meldeten.

Nun vernahm man auf Seiten der Verbündeten, daß Napoleon bereits über eine Streitmacht von 120,000 Mann, theils Franzosen, theils Rheinbündlern, verfüge, und es trat damit an Friedrich Wilhelm und Alexander die Frage, ob es gerathen sei, dem Feinde sofort entgegenzurücken. Alles sprach dafür. Das Heer war voll Siegeszuversicht, ein Rückzug, mochte er immerhin nur zu dem Zwecke ausgeführt werden, zunächst Verstärkungen aufzunehmen, würde den Muth des Heeres und das Vertrauen des Landes geschwächt haben; ja man hatte Grund zu fürchten, daß ein solches Verfahren Oesterreich in das Lager Napoleon's hinübertreiben könnte.

So ward denn beschlossen, den Kaiser Napoleon, dessen Absicht es war, sein Heer in die Ebenen von Leipzig zu führen, auf dem Wege dahin anzugreifen. Scharnhorst entwarf einen meisterhaften Schlachtplan, der aber leider von dem Oberbefehlshaber Wittgenstein in höchst mangelhafter Weise ausgeführt wurde. Infolge einer fehlerhaften Marschordnung standen die Truppen nicht, wie beabsichtigt, um sechs Uhr, sondern erst gegen Mittag in Schlachtordnung. Der Vortheil der Ueberraschung des Feindes ging dadurch gänzlich verloren. Dazu gesellte sich der mißliche Umstand, daß der erste Angriff die Heeresabtheilung des erfahrenen und tapferen Marschalls Ney traf, der sogleich, indem er die vier Dörfer Groß- und Kleingörschen, Rana und Kaja besetzte, die zweckmäßigsten Anordnungen zu einem kraftvollen Widerstande traf.

Digitized by Google

Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai. Zuerst führte Blücher die Preußen gegen Großgörschen. Die Haltung der Freiwilligen, die mit fröhlichem Kampfesmuth den Batterien der Feinde entgegenstürmten, war bewundernswürdig. Ganze Reihen der Berliner Freiwilligen, unter ihnen viele, die noch nicht das siebzehnte Lebensjahr erreicht hatten, wurden vom Kartätschenhagel des Feindes niedergeschmettert; unverzagt stürmten die Nachfolgenden über die Gefallenen hinweg. Während auch bei den übrigen Dörfern der Kampf entbrannte, gelang es der von Blücher geführten Heeresabtheilung, die Franzosen aus Großgörschen hinauszuschlagen. Was wäre mit solchen Truppen zu erreichen unmöglich gewesen, wenn das ganze Heer eine bessere Oberleitung gehabt hätte! Aber es fehlte daran nicht nur, sondern es wurden obendrein noch die Anordnungen Wittgenstein's durch Befehle der Monarchen durchkreuzt, und die daraus entstehenden Nachtheile konnten durch den Muth der Kämpfenden nicht aufgewogen werden.

Ludwig Adolf Peter, Fürst von Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg.

Inzwischen war Napoleon mit starken Heeresmassen herangerückt. Er übersah sogleich, daß von dem Besitze jener Dörfer die Entscheidung des Tages abhing. Während er deshalb durch Scheinangriffe die Heerestheile der Verbündeten vereinzelte, sammelte er den Kern seines Heeres auf dem wichtigsten Punkte des Schlachtfeldes. Mit Erbitterung ward nun um den Besitz der Dörfer gekämpft; bald wurden die Franzosen von den Verbündeten, bald diese von jenen hinausgeschlagen. Etwa um sechs Uhr Abends befanden sich die Preußen im Besitze der Dörfer. Ihre Tapferkeit setzte den Kaiser Napoleon in Erstaunen; niemals, wie in diesem Augenblicke, berichtet ein Augenzeuge, habe man so sprechende Zeichen der Verlegenheit auf seinem Gesichte bemerkt. Hätte Wittgenstein die Reiterei, die wegen der Bodenverhältnisse fast ganz unthätig bleiben mußte, von Beginn der Schlacht an seitwärts der Dörfer den vorrückenden Heeresmassen der Franzosen entgegengeworfen, wie anders wäre das Geschick des Tages ausgefallen! Napoleon zeigte sich auch bei diesem ersten gewaltigen Zusammenstoß als der alte Kriegsmeister: er ließ als die Russen und Preußen nahezu erschöpft waren, frische Truppen gegen den Feind rücken und 60 bis 80 Kanonen auf einen Punkt richten. Der Angriff in Verbindung mit der Wirkung der Geschütze war überwältigender Art; dennoch wichen die Verbündeten nur Schritt für Schritt. Als die Nacht einbrach, hatten die Franzosen drei der Dörfer zurückerobert, in Großgörschen dagegen behaupteten sich die Verbündeten.

Digitized by Google

Die Preußen hatten sich mit Ruhm bedeckt. „Ihre Todten", heißt es in einem Bericht, „lagen da mit verklärtem Angesicht, denn sie waren mit dem Gefühl aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt. Man hörte keinen Klageton der Verstümmelten, weil die edleren Gefühle selbst den Schmerz besiegen, keine Trauer über den gefallenen Freund und Waffenbruder, denn er war ja ruhmvoll gefallen."

Friedrich Wilhelm war entschieden dafür, den Kampf am nächsten Morgen fortzusetzen. Da jedoch der Chef der russischen Artillerie erklärte, es fehle dem russischen Heere für den folgenden Tag an Munition, so ertheilte Wittgenstein den Befehl, die Armee solle zwar die Nacht über auf dem Schlachtfelde bleiben, die schwere Artillerie aber sogleich auf dem Wege nach Dresden abmarschiren. „Als dieser Entschluß gefaßt wurde", erzählt Wolzogen, „hörte ich einen alten preußischen General, welcher den Arm in der Binde trug, sich sehr dagegen ereifern. „Was?" rief er, „all das Blut sollte hier umsonst geflossen sein? Nie und nimmermehr gehe ich zurück, sondern noch in dieser Nacht werde ich die Franzosen zusammenhauen, daß sich Diejenigen schämen sollen, die das Wort Rückzug ausgesprochen haben!" — In der Dunkelheit vermochte ich den Mann, der diese Worte mit ganz lauter Stimme sprach, so daß sie der Kaiser und die russischen Generäle recht gut hören konnten, nicht zu erkennen, und ich erkundigte mich, wer es sei, worauf ich die Antwort erhielt: „Es ist der alte Blücher". Ich erzähle diesen Vorfall als Beweis dafür, welche ungemeine Lebenskraft dieser damals bereits siebzigjährige Greis noch besaß. Auch er war heut früh zwei Uhr aus Rötha ausgeritten, bis jetzt, Abends nach neun Uhr, immer zu Pferde im heißen Kampfe geblieben und des Mittags am Arm verwundet worden. Demungeachtet plante er nach neunzehnstündiger Anstrengung noch einen Kavallerie-Angriff!" — Blücher führte in der That den Angriff aus. Die Reiterei, die in einen Hohlweg gerieth und sich in der Finsterniß verirrte, erlangte freilich wesentliche äußere Vortheile nicht, jedoch war der moralische Erfolg der kühnen That für Freund und Feind von Bedeutung. Ueber den Eindruck, den der nächtliche Angriff auf die Franzosen hervorbrachte, berichtet ein Augenzeuge (Odeleben, ein sächsischer Offizier und Adjutant bei Napoleon): „Im tiefsten Dunkel kam plötzlich auf der rechten Flanke der französischen Armee eine Linie Kavallerie in dumpfem Gerassel bis dicht an die Vierecke herangerauscht, hinter denen sich der Kaiser befand. Ich glaube, wenn sie nur noch zweihundert Schritte rasch vorging, so wurde Napoleon mit seinem ganzen Gefolge gefangen, denn der Angriff und das französische Gewehrfeuer war so nahe, die Dunkelheit so groß, daß man nicht wußte, ob Freund oder Feind schieße, weshalb die ganze Suite aus einander prallte. Napoleon selbst war einige Minuten lang verschwunden, und man fragte besorgt: wo ist der Kaiser? — Aus Besorgniß vor der Wiederholung eines solchen Ueberfalls mußten die Truppen in der Nacht in Vierecken stehen bleiben."

Alexander kostete es Mühe, den König von Preußen zu bewegen, seine Einwilligung zum Rückzuge zu geben. Sowol die Tapferkeit, mit der die Preußen und Russen gekämpft hatten, als auch der von Blücher ausgeführte nächtliche Ueberfall bewirkten, daß in den Franzosen der Gedanke, die Verbündeten bei ihrem Rückmarsche zu beunruhigen, gar nicht aufkam. — Diese Schlacht von Großgörschen oder Lützen hatte zwar den Preußen und Russen einen Sieg nicht gebracht, allein auch Napoleon hatte sich keines weiteren Erfolges zu rühmen, als daß er das Schlachtfeld behauptete. Die Franzosen hatten weder Siegeszeichen noch Gefangene aufzuweisen, von den Preußen waren dagegen einige Kanonen genommen und 800 Gefangene gemacht worden. Rechnet man nun noch dazu, daß die Verbündeten 10,000, die Franzosen dagegen 15,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatten, so muß man bekennen, daß die Truppen der Ersteren in dieser Schlacht auf das Rühmlichste gestritten haben. Unter den Verwundeten befand sich leider auch der treffliche Scharnhorst, der von einem Granatsplitter am Knie verletzt worden war. Seine Hingabe an die Sache des Vaterlandes war so groß, daß er seiner Wunde die nöthige Pflege

Digitized by Google

nicht gönnte, ſondern bald nach der Schlacht eine Reiſe nach Wien unternahm, um aufs Neue Verſuche zu machen, Oeſterreich zu thatkräftigem Beiſtande gegen den Feind der deutſchen Sache in das ruſſiſch-preußiſche Waffenbündniß hineinzuziehen. Die öſterreichiſchen Staatsmänner und mit ihnen der ſeinem Staatskanzler Metternich unbedingt vertrauende Kaiſer Franz verharrten aber noch immer in ihrer Zurückhaltung. Man war allerdings bereit, im entſcheidenden Augenblick das ganze Gewicht der öſterreichiſchen Streitmacht in die Wagſchale zu werfen, um den Frieden herbeizuführen, aber dieſen entſcheidenden Augenblick hielt man noch nicht für gekommen. Die Verbündeten hatten bisher keine ernſtlichen Verluſte erlitten, dagegen war die Unzulänglichkeit der Rüſtungen Napoleon's offen zu Tage getreten.

Scharnhorſt's Verwundung bei Großgörſchen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Es fehlte ihm faſt gänzlich an brauchbarer Reiterei, auch das franzöſiſche Fußvolk, zumeiſt wenig geübt, war nicht das, was es in den Tagen ſeines Glanzes geweſen war. Gelang es nun, wie zu erwarten ſtand, den Verbündeten, die Streitmacht Napoleon's, wenn auch nicht zu beſiegen, doch weſentlich zu ſchwächen, dann, ſo meinte man in Wien, ſei der rechte Zeitpunkt gekommen, wo Oeſterreich, auf ein großes, ſchlagfertiges Heer geſtützt, Napoleon einen für Oeſterreich günſtigen, für Rußland und Preußen wenigſtens erträglichen Frieden werde diktiren können. Solchen Erwägungen gegenüber hatte auch die jetzige Sendung Scharnhorſt's keinen Erfolg. Auf der Rückreiſe von Wien erlag der Edle den Anſtrengungen der Reiſe. Die Wunde verſchlimmerte ſich — zu Prag ſtarb er. Schenkendorf ſang dem Helden den Nachruf:

„Keiner war wol treuer, reiner,
Näher stand dem König Keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz.

Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben
Besser als in Stein und Erz."

Am 8. Mai rückte Napoleon in Dresden ein. Friedrich August befand sich zur Zeit in Prag. Da Napoleon ihm drohte, ihn, falls er nicht seinen Truppen befehle, sich dem französischen Heere anzuschließen, um Land und Leute zu bringen, kehrte er am 12. Mai nach Dresden zurück.

Das Hauptheer der Verbündeten war bis Bautzen zurückgegangen und hatte in der Nähe dieser Stadt ein festes Lager bezogen. Mit den Zuzügen, die inzwischen eingetroffen waren, betrug seine Stärke jetzt 100,000 Mann, wogegen Napoleon's Heer durch den Hinzutritt der Sachsen und neuer französischer und rheinbündlerischer Truppentheile bis auf nahezu 160,000 Mann angewachsen war. Dennoch beschlossen Friedrich Wilhelm und Alexander, von Napoleon, der sich Bautzen näherte, eine Schlacht anzunehmen.

Die Schlacht bei Bautzen wurde am 20. und 21. Mai geschlagen. Am ersten Tage ging das Centrum der Verbündeten um etwas zurück, der Verlust an Mannschaften aber war auf Seiten der Franzosen bei weitem am größten. Am folgenden Tage ward die Schlacht erneuert. Heldenmüthig wie der Angriff war der Widerstand. Wieder machte sich der Mangel einer einheitlichen Oberleitung auf Seiten der Verbündeten in nachtheiligster Weise geltend. Im Grunde wurde Preußen von den Russen immer noch als eine bloße Hülfsmacht betrachtet, deren Unterordnung unter russischen Oberbefehl sich von selbst verstehe. Es kann nicht geleugnet werden, daß die russischen Truppen, gehoben von den Erfolgen, die sie gegen den Feind in ihrem Heimatlande errungen hatten, sich auch auf deutschem Boden zumeist mit Tapferkeit schlugen. Weit aber wurde ihre Tapferkeit überragt von dem begeisterten Todesmuthe der Preußen, die außerdem auch an Zahl stärker waren. Da die Russen durch York, Stein und andere preußische Patrioten gewissermaßen in den Kampf hineingezogen worden waren, und da es, wie nun die Sachen lagen, darauf ankommen mußte, das Bündniß mit denselben so viel wie möglich unauflöslich zu machen, so mußten die bezeichneten Uebelstände vorläufig ertragen werden. Als Blücher, der in seiner Stellung durch Uebermacht schwer bedrängt ward, Zuzug von frischen Truppen verlangte, ordnete Wittgenstein das Vorrücken einiger Regimenter an, Alexander dagegen sandte Gegenbefehl, weil er die Verwendung der Truppen auf einem andern Punkte für nothwendiger hielt. Dadurch gerieth die Hauptmacht der Preußen unter Blücher in die Gefahr, vernichtet zu werden; nur der heroischen Tapferkeit der Truppen und der Geistesgegenwart ihres heldenmüthigen Führers war ihre Rettung zu verdanken.

Der Ausgang des Kampfes glich dem der Schlacht von Großgörschen; Napoleon behauptete das Schlachtfeld, die Verbündeten zogen sich in vollkommenster Ordnung zurück. Der Verlust der Letzteren an Todten und Verwundeten betrug 12—15,000, der des französischen Heeres wol doppelt so viel. Von den Verbündeten waren zwölf Kanonen erbeutet und 3000 Gefangene gemacht worden. Als Napoleon vernahm, daß man französischerseits weder Gefangene noch Kriegsbeute gemacht hatte, stampfte er mit dem Fuße auf und rief voll Ingrimm: „Wie, nach einer solchen Schlächterei keine anderen Resultate? Nicht einmal den Nagel von einer Kanone lassen sich diese Preußen nehmen!"

Auf dem Rückmarsch wiesen die Verbündeten alle Angriffe der Franzosen und Rheinbündler mit entschiedenem Erfolge zurück. Wie am Spätabend bei Großgörschen, so führte auch diesmal — am 21. Mai bei Haynau — der unerschrockene Held Blücher mit seiner Reiterei auf eigene Hand einen Angriff auf den Feind aus. Es wurden von der preußischen Reiterei 1100 Franzosen zusammengehauen, 400 Gefangene gemacht und elf Kanonen erbeutet. Der inzwischen an Wittgenstein's Stelle zum Oberbefehlshaber ernannte russische General Barklay de Tolly vernahm dies mit sauersüßer Miene. Zwar sah er sich genöthigt, der Tapferkeit der preußischen Reiterei und ihres Führers Worte der Anerkennung

Digitized by Google

zu widmen; er fügte jedoch, wie Fr. Förster sagt, mit neidischer Eifersüchtelei hinzu: „daß dergleichen Unternehmungen, in welchen die für größere Zwecke zusammenzuhaltende Kraft sich einzeln und unnütz verschwende, künftig besser unterblieben.“

Zweimal hatten die Verbündeten den Franzosen das Schlachtfeld überlassen müssen, doch war dies, abgesehen von der Uebermacht des Feindes, jedesmal mit Umständen verknüpft gewesen, die durchaus nicht dazu angethan waren, Erstere muthlos zu machen, wol aber dem überlegenen Theile Ursache gaben, Vergleiche zwischen den früheren und den nunmehrigen Erfolgen anzustellen.

Körner recitirt den Lützowern sein neuestes Schlachtlied. Zeichnung von Ludwig Burger.

Da vernahm man plötzlich von einem Waffenstillstande, der am 1. Juni zu Pläswitz bei Kostenblut vorläufig auf 36 Stunden verabredet, am 4. Juni zu Poischwitz bei Jauer für die Zeit bis zum 20. Juni, einschließlich einer sechstägigen Kündigungsfrist bis zum 26. Juni, geschlossen worden sei. — So herabstimmend wie die Kunde von demselben hätte eine entschiedene Niederlage nicht zu wirken vermocht. Bitterer Unmuth bemächtigte sich der Krieger und warf viele derselben, die bisher alle Beschwerden des Krieges standhaft ertragen hatten, auf das Krankenlager. Die Ehre des Vaterlandes wieder herstellen, oder mit Ehren untergehen, das entsprach der Stimmung des Landes, und jetzt ein Waffenstillstand! Was anders konnte er sein, als der Vorbote eines neuen schmachvollen Friedens!

Ehe wir indeß die Veranlassung zu dem später bis zum 10. August verlängerten Waffenstillstande, sein Zustandekommen, seine Bedingungen und seine höchst bedeutsamen Folgen für den weiteren Fortgang des Freiheitskampfes eingehender erörtern, haben wir zunächst zweier Ereignisse zu gedenken: des Falles der Stadt Hamburg und der Vernichtung der Lützow'schen Freischar, da zu beiden der Abschluß dieses Waffenstillstandes den mittelbaren Anlaß gegeben hatte. Auch die rühmlichen Waffenthaten einiger kleineren Heeresabtheilungen, die, von den großen Hauptheeren getrennt, durch verwegene Unternehmungen voll frischen Heldenmuthes sich hervorthaten, bis auch sie durch den Waffenstillstand für einige Zeit vom Kriegsschauplatz abgerufen wurden, dürfen hier nicht unerwähnt bleiben.

Der Fall Hamburgs. Nach den Bestimmungen des Waffenstillstandes sollte Hamburg Demjenigen gehören, der es innerhalb der Zeit bis zum 8. Juni besetzt haben würde. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß der Kronprinz von Schweden (der ehemalige Marschall Bernadotte) sich zumeist um deswillen den Gegnern Napoleon's zugesellt hatte, weil ihm von Seiten Englands und Rußlands die Besitzergreifung Norwegens zugesichert worden war. Nachdem er am 12. Mai freilich statt mit 24,000 nur mit 18,000 Mann bei Stralsund gelandet war, hoffte man auf das Bestimmteste, daß er Hamburg schützen werde. Leider blieb diese Hoffnung unerfüllt. Der Emporkömmling spielte von Anfang an eine höchst verdächtige Rolle. Sybel stellt die Vermuthung auf, Bernadotte habe, den Sturz Napoleon's voraussehend, um deswillen niemals etwas Ernstliches gegen französische Truppen unternommen, weil er sich mit dem ehrgeizigen Gedanken getragen, Frankreich werde dann ihn, den jetzt Gefürsteten, auf den Thron berufen. Daß es vollkommen in seiner Macht lag, Hamburg vor einem unglücklichen Geschick zu bewahren, ist unzweifelhaft. Er unterließ es und verhinderte nicht, daß die Franzosen unter Davoust, dem grausamsten aller französischen Marschälle, sich der Stadt bemächtigten, die jetzt für ihren Freiheitssinn schwer zu büßen hatte. Es wurden ihr 48 Millionen Francs Kriegssteuer auferlegt, Geringe und Vornehme mußten sich unter Hohn und Mißhandlungen an den Schanzarbeiten betheiligen.

Die Lützow'sche oder die „Schwarze Freischar", deren schwarze Kleidung die Trauer über die Schmach des Vaterlandes ausdrücken sollte, vereinte die edelsten Männer und Jünglinge Deutschlands. Das Freicorps hatte sich auf den Ruf eines schon bewährten Freiheitskämpfers, des preußischen Majors der Reiterei Ludwig Adolf Wilhelm von Lützow gebildet. Der feurige Patriot hatte schon bei Auerstädt mannhaft gegen den verhaßten Erbfeind gestritten und nach dem Niedergange des preußischen Staates den Bedrückern des Vaterlandes unversöhnliche Feindschaft geschworen. Das Mißlingen von Schill's Unternehmen, an welchem er sich betheiligt hatte, ließ seinen Zorn noch heftiger aufflammen. — Unter seinen Fahnen sammelten sich im Frühjahr 1813 hochbegeisterte Streiter, jung und alt — selbst Frauen — aus allen Theilen des leichter aufathmenden Vaterlandes: stämmige Westfalen und Märker, Bergknappen von der Saale, streitbare Sachsen und Bayern, ja selbst kühne Schützen aus Tirol, herzugeführt von Riedl und Ennemoser. — Die Freischar bestand aus einem Elitecorps von drei Jägerabtheilungen und einer Schwadron und weiterhin aus drei gemischten Fahnen oder Bataillonen und einer weiteren Schwadron. Unter dem Führer Lützow kommandirten der Major von Petersdorff und Hauptmann von Helmenstreit. Bei der Reiterei stand auch Theodor Körner, der Freiheitssänger, als Leutnant; ebenso gehörten den „Schwarzen" an der jugendliche Held Friesen, der Turnvater Jahn, dem eine Anzahl Turner sich angeschlossen hatte, dann Reil und eine herrliche Schar anderer deutscher Jünglinge.

Nur unvollständig hatte das Freicorps bis dahin seiner Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen und Volksaufstände anzufachen, wobei es hauptsächlich auf Thüringen, Hessen, Westfalen und überhaupt die Staaten der Rheinbundsfürsten abgesehen war, nachkommen können. Beim Rückzuge der Verbündeten nach der Schlacht bei Lützen war ein Theil der Fußjäger, welcher bei Leipzig gestanden, der Hauptarmee

Digitized by Google

nach Schlesien gefolgt, während Lützow selbst mit der Reiterei über die Elbe ging und der Major von Petersdorff ohne rechten Plan an der Elbe auf und ab schwärmte. Hier und an anderen Orten haben die Lützower es nicht daran fehlen lassen, dem Feinde nach Möglichkeit Abbruch zu thun und das Feuer der Begeisterung vornehmlich in den jugendlichen Gemüthern und vor Allem in den ehemaligen preußischen Landstrichen zum Auflodern zu bringen oder wo es noththat anzufachen.

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hört's näher und näher erbrausen!
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner erschallen darein,
Erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die wilden Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd."

Ueberfall der Lützower.

Daher der grimmige Zorn des Unterdrückers über das Thun einer Hand voll kühner deutscher Männer. — Hatte schon die stattgefundene leidige Zersplitterung die Ausführung mancher Anschläge vereitelt, so verhinderte jetzt der abgeschlossene Waffenstillstand die für den 7. Juni geplante Vereinigung Lützow's mit den russischen Streifcorps unter Tschernitscheff und Woronzow.

Für die Rückkehr der Streifcorps auf preußisches Gebiet war im Waffenstillstande der 12. Juni festgesetzt worden. Nun befand sich Lützow mit seiner Schar am 8. Juni in der Nähe der Stadt Hof, als ihm die Nachricht von dem Waffenstillstande zuging. Da es ihm unmöglich war, bis zum 12. Juni die preußische Grenze zu erreichen, sandte er nach Dresden und ließ um einen Marschkommissär bitten. Am 14. Juni wurde ihm der sächsische Leutnant von Gösnitz gesandt und unter Führung desselben sogleich der Rückmarsch angetreten.

Ueberfall der Lützower. Als Lützow am 17. Juni bei Kitzen, zwei Meilen von Leipzig, eine Beiwacht bezogen hatte, ließ ihn der Herzog von Padua, der die französische Besatzung in Leipzig kommandirte, „ersuchen, Halt zu machen, da er ihm Offiziere senden

Digitized by Google

werde, seinen ferneren Marsch zu dirigiren." Der Herzog hatte aber bereits den Befehl vom Kaiser empfangen: „Die Räuberbande des schwarzen Corps einfangen und niederhauen zu lassen." Um die näheren Verabredungen zu treffen, hatte Lützow einen Offizier nach Leipzig gesandt; dieser war festgehalten worden. Vergebens spähten die Lützower nach ihrem Gefährten aus. Statt dessen sahen sie endlich zwei feindliche Abtheilungen, jede etwa 5000 Mann stark, sich ihnen nahen. Lützow ließ aufsitzen und ritt nun selbst zu dem Kommandeur der zunächst anrückenden Truppen (es waren Württemberger), um sich Aufklärung über diesen Aufmarsch zu erbitten. Dieser, der General von Normann, wies ihn an den General Fournier, der die zweite Abtheilung führte, als Denjenigen, der den Befehl über beide Abtheilungen habe. Lützow ritt zu diesem und bat ihn, Anordnungen zu treffen, um seiner Schar den ungehinderten Vorbeimarsch zu sichern. Da schrie ihm der General entgegen: „Waffenstillstand habe ich für Alle, nur nicht für Sie!" Nun sprengte Lützow zu den Seinen zurück; aber gleichzeitig erfolgte schon der allgemeine Angriff der Württemberger. Lützow entkam mit 21 Reitern, seine übrigen Gefährten wurden niedergehauen oder gefangen genommen. In einem dem Orte des Verrathes nahen Birkenwäldchen erwachte der schwer verwundete Theodor Körner am nächsten Morgen aus seiner Betäubung. Der edle Dichter, der eine schwere Kopfwunde erhalten hatte, glaubte nicht mit dem Leben davon zu kommen und schrieb ein Abschiedsgedicht in seine Brieftasche, das mit der Strophe beginnt:

„Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage:
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben!"

Kinder, die Erdbeeren suchten, fanden den Verwundeten. Sie eilten zum Vater, der ihn in sein Haus brachte und ihm die erste Hülfe angedeihen ließ. In Leipzig heimlich verborgen und verpflegt, gelangte er von hier aus über Teplitz wieder zu seinem Corps, das unterdessen sich wieder zusammengefunden hatte.

Diese neue Treulosigkeit und Hinterlist Napoleon's steigerte nicht nur die Entrüstung seiner Feinde gegen ihn, sondern führte ihnen auch Kämpfer in viel größerer Zahl zu, als die Zahl Derjenigen betrug, die bei dem Ueberfall Leben und Freiheit verloren hatten.

Bülow bei Luckau. Dem General von Bülow war bei der Feststellung des Kriegsplanes der verbündeten Russen und Preußen die Aufgabe gestellt worden, Berlin zu decken. Kaum vernahm er von dem Rückzuge der Verbündeten nach Schlesien, so wandte er sich südlich, um den Franzosen bei ihrer Verfolgung des verbündeten Heeres in die Flanke zu fallen. Napoleon sandte ihm den Marschall Oudinot entgegen. Bülow befand sich nach einem höchst anstrengenden Marsche seit einigen Stunden in Luckau; seine Streitmacht bestand meist aus jungen Mannschaften. Da ward der Anmarsch der Oudinot'schen Heeresabtheilung gemeldet, die den Preußen an Zahl um 5000 Mann überlegen war. Es kam zum Kampfe. Der bei weitem stärkere Feind ward mit einem Verluste von 1500 Todten und 8000 Gefangenen zurückgeschlagen, während die Preußen nur 500 Todte und Verwundete hatten. Die einbrechende Nacht schützte die Franzosen auf ihrem fluchtähnlichen Rückzuge vor gänzlicher Vernichtung. Dieser heldenmüthige Kampf fand am 4. Juni, demnach an demselben Tage statt, an dem der Waffenstillstand von den Verbündeten angenommen worden war.

Colomb und Tschernitscheff. Der Waffenstillstand durchkreuzte auch die Unternehmungen des Freischarenführers von Colomb und des Generals Tschernitscheff. — Der Erstere kommandirte mit etlichen Offizieren nur etwa achtzig Reiter sammt einem Trompeter. Dennoch fügte er dem Feinde durch verwegene Angriffe empfindlichen Schaden zu. Am 23. Mai nahm er bei Gera einer feindlichen Abtheilung 28 Mann und 33 Pferde, am 25. Mai erbeutete er in derselben Gegend 12 Wagen mit Waffen und Proviant und 54 Pferde. Vier Tage später überfällt der Verwegene in der Nähe von Zwickau einen

Digitized by Google

französischen Geschützpark unter dem Schutze von etwa 200 Reitern und Fußsoldaten und mehreren hundert bewaffneten Troßknechten. Der Feind wird in die Flucht geschlagen, 300 Mann werden gefangen genommen, 370 Pferde erbeutet, 24 Geschütze vernagelt, 36 Pulverwagen in die Luft gesprengt. Da traf die Kunde von dem Abschluß des Waffenstillstandes ein, und Colomb mußte über die Elbe zurück.

Kaum weniger verwegen als Colomb ging General Tschernitscheff dem Feinde zu Leibe. Auf eine Nachricht, daß ein feindlicher Geschützpark sich auf dem Wege nach Magdeburg befinde, setzte Tschernitscheff mit 1200 Mann leichter Reiterei am 28. Mai über die Elbe und legte den auf 15 Meilen sich belaufenden Marsch bis Halberstadt in anderthalb Tagen zurück. Als er sich eben anschickte, den Feind, der sich zu seinem Empfange in Bereitschaft gesetzt hatte, anzugreifen, vernahm er, daß eine neue feindliche Abtheilung von 4000 Fußsoldaten und 400 Reitern im Anzuge sei. Dies beunruhigte ihn jedoch keineswegs. Er sandte den Anziehenden ein Kosakenregiment entgegen und schritt unmittelbar darauf zum Angriff. Nach wenigen Stunden war Tschernitscheff Herr der Stadt. Nicht weniger als 1600 Feinde waren niedergehauen, der Divisionsgeneral von Ochs nebst 10 Offizieren und 1000 Mann gefangen genommen und 14 Kanonen, 80 Pulverwagen und 800 Pferde erbeutet worden. Während nun Tschernitscheff Anordnungen traf, dem gegen den angekündigten Feind ausgerückten Kosakenregiment Verstärkungen nachzusenden, sprengten Kosaken mit der Nachricht herbei, jene feindliche Heeresabtheilung sei mit solchem Glücke angegriffen worden, daß sie den Rückzug angetreten habe. So konnte man denn die Gefangenen und die gemachte Beute über die Elbe führen. Vereinigt mit Woronzow, wollte nun Tschernitscheff zu einem größeren Unternehmen sich anschicken. Da ward auch ihnen von französischer Seite das häßliche Wort „Waffenstillstand!“ zugerufen, und grimmen Muthes sahen auch sie sich genöthigt, Kehrt zu machen.

Theodor Körner's Statue.

Schwieg auch während der Waffenruhe der Kriegslärm, so tönten doch fort und fort die Weckrufe der Dichter, Sänger und Seher zugleich in jenen erhebenden Tagen des Niederganges der Fremdherrschaft.

Förster erzählt in seinem Werke über die Befreiungskriege, wie Theodor Körner seine besten Lieder zunächst für die Waffengefährten gedichtet und sie ihnen in der Regel bei den Wachtfeuern vorgetragen habe. Da hörte man, heißt es an einer Stelle des Förster'schen Werkes, an dem ersten Wachtfeuer: „Willkommen!“ und den Freudenruf: „Körner bringt uns ein neues Lied!“ — „Hier ist's!“ ruft Körner, der wildeste und schmuckste der schwarzen Jäger, die mit Perlen gestickte Brieftasche, ein Geschenk seiner Braut, hoch in der Hand haltend: „Ich sing' es euch nach einer bekannten Weise; stimmt in den Chorus ein und singt den Rundreim kräftig mit!“ — So entstanden die unvergeßlichen Kampflieder Theodor Körner's: „Frisch auf mein Volk! die Flammenzeichen rauchen“, und gleich einem Orkan

Digitized by Google

brauſte es durch die Lande: „Das Volk ſteht auf, der Sturm bricht los!“ — Neben der Leier Körner's hörte man Arndt's kraftvolle Stimme im Chor der deutſchen Freiheitsbarden. Wie er in den Jahren der Knechtſchaft gleich einem Propheten des alten Bundes mit donnernder Rede Fürſten und Völkern in das Gewiſſen geſprochen, ſo begleiteten im Jahre 1813 ſeine Geſänge das bewaffnete Volk zur heißen Feldſchlacht.“ Von Mund zu Mund, ſo weit die deutſche Zunge klingt, gingen ſeine Dichtungen: „Es zog aus Berlin ein tapf'rer Held“, „Deutſches Herz, verzage nicht“, „Durch Deutſchland flog ein heller Klang“, „Was blaſen die Trompeten? Huſaren heraus!“ Vor allen aber hallte lange nach ſein zu Königsberg entſtandenes Lied: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ — Die jahrhundertalte Sehnſucht des deutſchen Volkes nach Einigung fand darin den kernigſten, gewaltigſten Ausdruck.

Auch Max von Schenkendorf, Friedrich Rückert und viele Andere fuhren fort, das Volk mit den Klängen ihrer kriegeriſchen Muſe in den heiligen Streit zu begleiten, zum Siege und in den Tod. „Leier und Schwert“ waren unzertrennliche Genoſſen jener großen Zeit. — W. von Merckel ſagt ſpäter aus jenen Tagen:

„Das Gewehr zur Attake! Mit Hurrah los!“
Und drein in die blitzende Enge!
Und drauf mit Stich und Kolbenſtoß!
Und durch — durchs Eiſengedränge!
— — — — — — — — — — — — —

Was war's, das uns damals den Sieg erwarb,
Als vor der Freiheit heil'ger Rache
Der ſtolze Ruhm des Kaiſers verdarb?

Daß in jedem Herzen geſchrieben ſtand:
„Mit Gott für König und Vaterland!“

Digitized by Google

Waffenstillstand von Poischwitz und Folgen.

Es wurde bereits oben darauf hingewiesen, daß Rußland und Preußen schon vor den Schlachten bei Lützen und Bautzen über die Stellung Oesterreichs Napoleon gegenüber keineswegs mehr im Unklaren waren, jedenfalls aber mit voller Sicherheit annehmen durften, daß Oesterreich, welches auch der erste Verlauf des begonnenen Feldzuges sein mochte, unter keinen Umständen seine Heeresmacht zu Gunsten Napoleon's in die Wagschale werfen werde. Der österreichische Bevollmächtigte, Graf Stadion, einer der eifrigsten Gegner des Imperators, hatte darüber, ganz im Sinne seines Kaisers handelnd, im Lager der Verbündeten die beruhigendsten Versicherungen ausgesprochen. Aber auch der Staatskanzler Oesterreichs, Graf Metternich, dem man vielleicht nicht mit Unrecht nachsagte, daß er in einer früheren Periode, namentlich während seines Aufenthaltes als österreichischer Gesandter in Paris, sich durch Napoleon habe blenden lassen, ja eine Zeit lang zu dessen Bewunderern und ergebenen Anhängern gehört habe, hatte sich inzwischen die Gesinnung des Kaisers Franz zu eigen gemacht und vertrat nun die daraus sich ergebende Politik mit der ihm eigenen diplomatischen Gewandtheit und Geschmeidigkeit und dabei gleichwol mit einer Konsequenz, die vielleicht selbst über die ursprünglichen Absichten seines Monarchen hinausgehen mochte. Während er äußerlich den Schein zu wahren suchte, als sei die österreichische Regierung aufrichtig bestrebt, mit Napoleon auf gutem Fuße zu bleiben, streifte er doch in der Annahme, daß Oesterreich jetzt die Entscheidung in der Hand habe, und daß es zugleich im eigenen Interesse handele, wenn es die völlige Vernichtung Preußens nicht nur hindere, sondern sogar bis zu einer gewissen Grenze seine Wiedererstarkung fördere, allmählich die Fesseln ab, welche das erzwungene Bündniß vom Jahre 1812 mit Frankreich ihm auferlegt hatte. Schon im März des Jahres 1813 war der österreichische Gesandte in Paris, Graf Bubna, angewiesen worden, zu erklären, daß der Allianzvertrag vom vorigen Jahre auf die gegenwärtigen Umstände nicht mehr anwendbar und daher als erloschen zu betrachten sei. Sofortige Kriegserklärung wäre unter anderen Verhältnissen die Antwort Napoleon's gewesen; aber die Lage hatte sich eben geändert, und es war von ihm deshalb, als sich trotz zweier gewonnener Schlachten der unfertige Zustand seines Heeres und namentlich der gänzliche Mangel an brauchbarer Reiterei in der empfindlichsten Weise herausgestellt hatte und Eins wie das Andere seine weiteren Operationen zu lähmen drohte, sogar der Vorschlag Oesterreichs, den Frieden unter den streitenden Parteien vermitteln zu wollen, bereitwillig angenommen werden. Das nächste Ergebniß dieser Vermittlung war

Digitized by Google

dann der Waffenstillstand gewesen, bei dessen Abschluß Napoleon zum ersten Mal, seit er seine Siegeslaufbahn betreten hatte, wirkliche Opfer brachte, Opfer, die für ihn um so schwerer waren, als er mit ihnen schließlich doch nicht die von ihm erhofften Vortheile gewann.

Gar bald mußte er erkennen, daß er sich in Bezug auf die Bedeutung und die zu erwartenden Folgen des Waffenstillstandes getäuscht hatte. Getäuscht hatte man sich darüber freilich auch in den Kreisen der Verbündeten; namentlich hielten Diejenigen, welche in den Gang der bisherigen, streng geheim gehaltenen diplomatischen Verhandlungen zwischen Oesterreich einerseits und Rußland und Preußen andererseits nicht eingeweiht waren, diesen Waffenstillstand für den Anfang des Endes. Besonders in Preußen herrschte unmittelbar nach dem Abschluß desselben eine tiefgehende Aufregung. Die Stimmung des russischen Heeres, insbesondere seiner obersten Befehlshaber war bekannt; man fürchtete, daß Alexander auf die Dauer den daher rührenden Einflüssen nicht werde widerstehen können; schon sprach man von einem beabsichtigten Rückzuge der Russen über die Weichsel — und was sollte dann aus Preußen werden? So großartig auch der Aufschwung und die Begeisterung im preußischen Volke und im Heere war, so war Preußen allein, das verhehlte man sich nicht, doch dem noch immer furchtbaren Gegner keineswegs gewachsen. Zum Glück für unser Vaterland waren die gehegten Befürchtungen grundlos.

Oesterreichs bewaffnete Vermittlung. Napoleon hat später einmal den Ausspruch gethan, daß er mit der Annahme des Waffenstillstandes einen seiner schwersten Fehler begangen habe, und daß, wenn er seine gesammten Streitkräfte zu einem dritten entscheidenden Schlage gegen die Verbündeten zusammengefaßt hätte, der weitere Gang der Ereignisse ein anderer geworden wäre. Etwas Wahres liegt in diesem Ausspruch allerdings; aber doch nicht die volle Wahrheit. Napoleon konnte eben nicht mehr wie früher handeln, wie ihm beliebte; er brauchte den Waffenstillstand, brauchte ihn im Hinblick auf die Beschaffenheit seiner Streitkräfte fast noch nöthiger als die Verbündeten, und selbst wenn er ihn nicht gebraucht hätte, die drohende Haltung Oesterreichs nöthigte ihn, in denselben zu willigen.

Allerdings war für Napoleon der Waffenstillstand von Poischwitz der Anfang seines Endes, aber nicht weil er ihn schloß, sondern, wie Oncken sehr richtig bemerkt, weil er ihn schließen mußte. „Wenn die Verbündeten nicht im guten Glauben den Frieden wollen", sagte Napoleon bald nach dem für ihn so verhängnißvollen 4. Juni zu einem seiner Generale, „so kann uns dieser Waffenstillstand sehr fatal werden". Und er wurde ihm sehr fatal, denn die Verbündeten wollten den Frieden thatsächlich nicht, und wenn sie auch zunächst zu den Vermittlungsversuchen Oesterreichs, das inzwischen aus der einfachen Vermittlung bereits zur bewaffneten Vermittlung übergegangen war, ihre Zustimmung gaben, so behielten sie sich doch, selbst für den allerdings nichts weniger als wahrscheinlichen Fall der Annahme der von Oesterreich zu stellenden Friedensbedingungen durch Napoleon, vollkommen freie Hand für ihre weiteren Entschließungen vor. Diese Bedingungen nämlich, wenngleich immerhin hart für Napoleon, den verwöhnten Günstling des Glücks, enthielten doch bei weitem nicht Das, was Rußland und namentlich Preußen in einem ehrenvollen Frieden zu erlangen suchen mußten, und wofür die Völker den letzten Blutstropfen einzusetzen entschlossen waren. Diese Bedingungen, deren Annahme seitens Napoleon's mit den Waffen in der Hand zu erzwingen Oesterreich sich den Verbündeten gegenüber verpflichtete, forderten von Napoleon die Abtretung Illyriens an Oesterreich, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogthums Warschau, Verzicht auf die deutsche Nordküste und endlich Wiedereinsetzung Preußens in seinen alten Besitzstand bis zur Elbe mit einer festen Grenze an dieser. Daß auf solche Bedingungen hin nicht ein wirklicher Friede, sondern höchstens ein vielleicht auf mehrere Jahre verlängerter Waffenstillstand zu Stande kommen konnte, das konnte für Jeden, der sehen wollte, nicht zweifelhaft sein.

Die leitenden Staatsmänner der vermittelnden Macht selbst zweifelten keinen Augenblick, daß Napoleon auf diese Bedingungen unter keinen Umständen eingehen würde. —

Digitized by Google

Sie waren auch thatsächlich kaum etwas Anderes als ein Prüfstein, an dem sich die Unverbesserlichkeit Napoleon's, seine entschiedene Abneigung zeigen sollte, auch nur auf das Geringste von Dem zu verzichten, was er mit dem Blute von Hunderttausenden erkämpft hatte; für Metternich selbst war damals schon der thatsächliche Eintritt Oesterreichs in die russisch-preußische Allianz und seine Betheiligung am Kampfe gegen Napoleon nur noch eine Frage der Zeit. Kaiser Franz freilich schreckte noch immer vor dem letzten, äußersten Schritte zurück. Gewiß wünschte auch er, der legitime Nachfolger einer langen Reihe von Herrschern auf dem Throne Oesterreichs, nichts sehnlicher, als eine empfindliche Demüthigung des korsischen Emporkömmlings, der ihm zu wiederholten Malen seine Ueberlegenheit so bitter hatte fühlen lassen; aber er hätte es immerhin lieber gesehen, wenn sich auf friedlichem Wege und ohne weiteres Blutvergießen das erstrebte Ziel hätte erreichen lassen.

Auf einem der Sammelplätze der Oesterreicher im Jahre 1813. Zeichnung von A. Beck.

Den Kaiser von der Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches zu überzeugen, das war der Gedanke, welcher Metternich leitete, und deshalb legte er Napoleon jene Bedingungen vor, die er mit Ehren hätte annehmen können, von denen aber der Staatskanzler im voraus nahezu mit Bestimmtheit wußte, daß er sie nicht annehmen werde. Der Entschluß des Wiener Kabinets war eben damals bereits gefaßt, und wenn man sich trotzdem immer noch den Anschein aufrichtiger Friedensbestrebungen gab, so hatte man dafür gute Gründe. Die österreichische Armee war noch nicht schlagfertig, große Abtheilungen der besten Truppen standen noch an den entfernten Grenzen des Reiches und brauchten längere Zeit, ehe sie sich mit dem Hauptheere in Böhmen vereinigen konnten. Aus diesem Grunde wirkte deshalb auch Metternich für eine Verlängerung des Waffenstillstandes, zu der man sich von Seiten Preußens und Rußlands freilich nur höchst ungern und nur aus Willfährigkeit gegen Oesterreich, das zur Zeit noch nicht losschlagen zu können erklärte, bereit finden ließ.

Anders Napoleon. Dieser hatte von vornherein eine längere Dauer des Waffenstillstandes gewünscht, um in Ruhe die ungeheuren Heeresnachschübe bewerkstelligen und die

unausgebildete Reiterei wenigstens einigermaßen einüben lassen zu können. Bei den Unterhandlungen, welche dem Waffenstillstande von Poischwitz vorhergingen, hatten die französischen Bevollmächtigten ursprünglich eine dreimonatliche Dauer desselben befürwortet und nur der entschiedenen Weigerung der Verbündeten gegenüber sich mit der kürzeren Frist begnügt. Bereitwillig ging deshalb Napoleon auf den diesbezüglichen Vorschlag Oesterreichs ein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er sich damals immer noch über die wahre Gesinnung des Wiener Kabinets, bei dem er ausschließlich eigensüchtige Zwecke als Beweggrund seines Handelns annehmen zu dürfen glaubte, in Selbsttäuschung befand; ja er gab sich noch der Hoffnung hin, durch einseitiges Entgegenkommen schließlich doch den Kaiser Franz, wenn nicht für einen thätigen Beistand, so doch wenigstens für die Neutralität während des weiteren Kampfes zu gewinnen und den Bruch mit Oesterreich zu vermeiden.

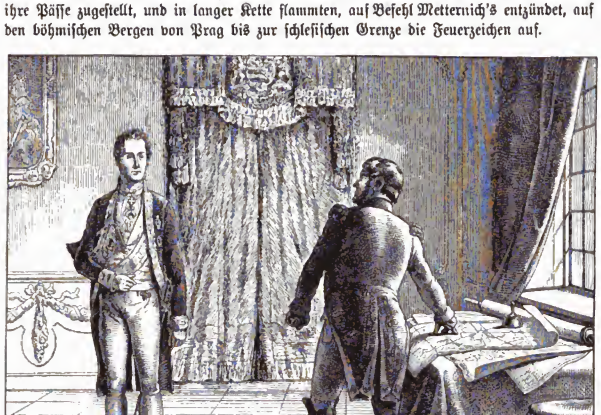
Zusammenkunft in Dresden. In diesem Sinne veranlaßte der französische Kaiser den Staatskanzler, sich zu einer persönlichen Besprechung mit ihm in Dresden einzufinden. Dort fand nun am 28. Juni jene berühmte achtstündige Unterredung zwischen Napoleon und Metternich statt, die, wenngleich thatsächlich nicht mehr von großer Bedeutung, doch immerhin wenigstens äußerlich einen entscheidenden Wendepunkt in den politischen Ereignissen jener Tage kennzeichnet. Napoleon empfing Metternich freundlich und zuvorkommend, aber er fand diesmal nicht mehr in ihm den geschmeidig sich fügenden Diplomaten, sondern den Staatsmann, der sich bewußt war, die Entscheidung in der Hand zu haben, und der aus diesem Bewußtsein kein Hehl machte. Bald nahm deshalb die Unterredung einen heftigen Charakter an; Napoleon erging sich in Schmähungen gegen seinen kaiserlichen Schwiegervater, der ein treuloses Spiel mit ihm getrieben habe, und nannte es „eine Dummheit, eine recht große Dummheit", die er begangen, als er sich mit einer österreichischen Erzherzogin vermählt habe. In der Aufregung des Gesprächs vermochte er sich kaum zu beherrschen, die ganze Wildheit, ja Roheit des Emporkömmlings trat in einzelnen seiner Worte, seiner Bewegungen zu Tage. Wüthend schleuderte er, nachdem ihm Metternich die Bedingungen vorgelegt hatte, auf welche hin allein weiter verhandelt werden könne, seinen Hut zur Erde, und Metternich fühlte sich nicht berufen, ihn aufzuheben. „Napoleon erschien mir klein in diesem Augenblick", schrieb er später in seinen Memoiren, in welchen die eingehende Schilderung dieser Unterredung besonders interessant ist.

Gleichwol sah sich Napoleon unter dem Drange der Umstände zur Nachgiebigkeit genöthigt; das Resultat der Unterredung war die förmliche Anerkennung der bewaffneten Vermittelung Oesterreichs, die bereits erwähnte Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August und endlich der Beschluß, daß ein Kongreß von Bevollmächtigten Preußens, Rußlands, Frankreichs und Oesterreichs unter Leitung des letzteren am 10. Juli in Prag zusammentreten und versuchen sollte, auf Grund der vorgeschlagenen Bedingungen ein friedliches Uebereinkommen aller Betheiligten herbeizuführen. Eine thatsächliche Bedeutung hatte, wie bereits angedeutet, diese Unterredung eben so wenig wie der in derselben beschlossene Kongreß, denn schon am 27. Juni, also ehe noch jene Audienz Metternich's bei Napoleon stattgefunden hatte, war von Seiten Oesterreichs der Vertrag von Reichenbach unterzeichnet worden, der Oesterreich zum Beitritt zum preußisch-russischen Bündniß verpflichtete und schon im voraus über seine Stellung innerhalb dieser Allianz feste Bestimmungen gab.

Kongreß zu Prag. Daß auch Napoleon an einen Erfolg des Prager Kongresses nicht glaubte, sondern durch seine Zustimmung zu demselben nur Zeit zu gewinnen trachtete, um durch Sonderverhandlungen mit den einzelnen Verbündeten günstigere Bedingungen zu erhalten, oder, falls das nicht möglich, doch seine weiteren Kriegsrüstungen für den bevorstehenden Entscheidungskampf möglichst zu vervollständigen, das sollte durch sein und seiner Bevollmächtigten Verhalten bald offen zu Tage treten. — Rechtzeitig trafen der preußische und der russische Bevollmächtigte, Wilhelm von Humboldt und Baron von Anstett, in Prag ein und überreichten Metternich ihre Vollmachten.

Digitized by Google

Erst sechzehn Tage später, am 28. Juli, kamen auch die Delegirten Napoleon's, Graf Narbonne und Caulaincourt, aber ohne genügende Vollmacht, und zudem mit Vorschlägen über die Art und Weise, wie die Verhandlungen des Kongresses geführt werden sollten, auf die weder der Leiter desselben, Graf Metternich, noch die Bevollmächtigten Preußens und Rußlands eingehen zu können erklärten. So verging in leeren Hin- und Widerreden über Formen und Aeußerlichkeiten ein Tag nach dem andern; ein wenige Tage vor dem Ablauf des Kongresses, der auf den 10. August festgesetzt war, an Napoleon gerichtetes Ultimatum blieb unbeantwortet, der verhängnißvolle 10. August kam heran, und mit dem Schlage der Mitternachtsstunde vom 10. zum 11. erklärten Wilhelm von Humboldt und Baron von Anstett ihre Vollmachten für erloschen. Den französischen Delegirten wurden ihre Pässe zugestellt, und in langer Kette flammten, auf Befehl Metternich's entzündet, auf den böhmischen Bergen von Prag bis zur schlesischen Grenze die Feuerzeichen auf.



Metternich und Napoleon in Dresden. Nach Camphausen.

Sie zeigten den Heeren der Verbündeten an, daß die Verhandlungen abgebrochen und der Einmarsch in Böhmen zum Zwecke ihrer Vereinigung mit der Hauptarmee ihnen frei stehe. — Zwei Tage später hatte Napoleon die förmliche Kriegserklärung in Händen; ein nachträglicher Versuch seinerseits, jetzt noch Verhandlungen anzuknüpfen, wurde zurückgewiesen, die Waffen sollten über das fernere Geschick Europa's entscheiden.

Es läßt sich nicht verkennen, daß durch den Beitritt Oesterreichs zur preußisch-russischen Allianz ein neues Element in den Befreiungskampf hineinkam. Als einen Volkskrieg gegen den Unterdrücker, als einen Krieg um Freiheit und Ehre hatte man namentlich in Preußen den Kampf gegen Napoleon begonnen, das Volk hatte sich erhoben und die Regierung, an ihrer Spitze der Monarch, hatte das Volk selbst dazu aufgerufen.

Anders in Oesterreich. Kaiser Franz und die Männer, welche an der Spitze des Staates standen, huldigten noch durchaus den Grundsätzen des vorigen Jahrhunderts.

Digitized by Google

„Alles für das Volk, nichts durch das Volk“, das war der Grundsatz, dessen strengste Befolgung sie für die erste Bedingung einer geordneten Staatsleitung hielten, und so vermochten sie dem begeisterten Aufschwunge, der sich in Preußen kundgegeben hatte, der selbstthätigen Mitwirkung aller Schichten des Volkes, nicht die Theilnahme entgegen zu bringen, wie der von solchen Vorurtheilen weniger beeinflußte Friedrich Wilhelm III. Indem nun Oesterreich dem großen Waffenbunde mit seiner gewaltigen Heeresmacht, die ihm im Rathe der Betheiligten eine entscheidende Stimme sichern mußte, beitrat, nahm die weitere Fortführung des Kampfes jetzt mehr und mehr den Charakter eines sogenannten „Kabinetskrieges“ an: das Volk sollte kämpfen, sollte siegen, sollte das Vaterland von seinem Unterdrücker befreien, aber es sollte von vornherein allen weiteren Hoffnungen, wie sie namentlich der vielgenannte Aufruf von Kalisch erweckt hatte, entsagen; nur den Fürsten allein sollte die spätere Neuregelung der Verhältnisse Deutschlands vorbehalten bleiben. So sehr das nun auch zu bedauern ist, so darf man doch nicht vergessen, daß erst durch Oesterreichs Anschluß an die Verbündeten die Bekämpfung und endliche Niederwerfung mit sicherer Aussicht auf Erfolg möglich wurde. Allerdings wird Preußen immer der Ruhm bleiben, durch seine opferfreudigen Anstrengungen, durch den an die Tapferkeit der Alten gemahnenden Heldenmuth seiner Söhne das Meiste, bei weitem das Meiste zur Erreichung des gemeinsamen Zieles gethan zu haben. Aber man darf nicht unterlassen, auch stets anerkennend der Bundesgenossen zu gedenken, welche, wenngleich von anderen Beweggründen geleitet, an ihrem Theile zu Erreichung des Endzieles beigetragen haben.

Napoleon verhehlte sich, nachdem die Einigung Preußens, Rußlands und Oesterreichs zur Thatsache geworden war, die Schwierigkeit und das Bedenkliche seiner Lage keineswegs, und wir wissen aus Zeugnissen seiner Umgebung, daß seine Stimmung in jenen Tagen eine überaus düstere war. Sein Vertrauen zu sich selbst war schwächer geworden; mit seinen eigenen Worten gesteht er dies ein. „Das Allerschlimmste in meiner damaligen Lage, das, was meine Qual vollendete, war, daß ich die entscheidende Stunde sich nahen sah. Mein Stern erblich, ich fühlte die Zügel meinen Händen entfallen und vermochte nichts dagegen zu thun.“ Hören wir weiter, wie ihm damals seine Generäle erschienen! „Das waren nicht mehr die Leute vom Beginn unserer Revolution, noch die aus der Zeit meiner schönen Tage. . . . . Mehrere haben, wie man mich versichert, es gewagt, zu sagen: „Zu Anfange des Krieges habe man für die Republik, für das Vaterland gefochten, während man zuletzt sich nur für einen Einzigen, für seine Interessen, für seinen Ehrgeiz schlagen solle. . . . .“ Was giebt er als Grund der Gesinnungsänderung seiner Generäle an? „Ich hatte sie mit zu vielen Auszeichnungen, Ehren, Gütern vollgestopft“, sagte er ingrimmig; „sie hatten den Becher der Freude geleert, und sie verlangten nach Ruhe, die sie um jeden Preis erkauft hätten. Das heilige Feuer war bei ihnen erloschen. . . . .“ Das heilige Feuer!

Wie viel unreine Elemente in diesem „heiligen“ Feuer vorhanden waren, haben wir gesehen. — Natürlich glühte das „heilige Feuer“ nicht mehr, er selbst hatte es ja verlöscht, jenes Feuer, das anderer Nahrung begehrt, als „Auszeichnungen, Ehren und Güter!“ —

Aber es war noch ein Anderes, was Napoleon's Seele umnachtete. Seit der Zeit, als er, seines Ursprunges vergessend, die Kaiserkrone sich auf sein Haupt gesetzt und dadurch sich vom Volke getrennt hatte, war sein Streben dahin gegangen, mit den Fürstenhäusern Europa's in enge verwandtschaftliche Verbindung zu treten. Seine Angehörigen und Schützlinge hatten sich mit Prinzen und Prinzessinnen vermählt, er selbst hatte eine Kaisertochter als zweite Gemahlin heimgeführt, aber damit doch nicht erreichen können, daß man in ihm einen Ebenbürtigen sah. Vielmehr begann sich jetzt in den alten Fürstenhäusern und Adelskreisen der Geist der Legitimität mächtig gegen ihn zu regen; trotz der Verwandtschaft mit den ältesten Fürstengeschlechtern und trotz eines Aufwandes, wie ihn kein anderer europäischer Fürst machen konnte, ward er doch und gerade jetzt an den mächtigsten Höfen Europa's nur als der „Advokatensohn aus Ajaccio“ betrachtet.

Digitized by Google

Von Dresden bis Leipzig.

Nach allen Seiten hin erblickte Napoleon nur einen Verlust, nirgends einen Gewinn an Macht und an Ansehen. Nach und nach hatte sich — das sahen die Einsichtigen in Frankreich Alle ein — der Kampf der Franzosen für höhere Ideen, für Freiheit und Vaterland in einen Kampf um Kriegsruhm, vornehmlich im Interesse eines Gebieters verwandelt, dessen unersättlicher Ehrgeiz nur immer neue Opfer von allen Seiten verlangte. Die Umgebung desselben aber empfand mit dem Erbleichen des Sternes des Imperators mehr denn je die Launen und Rücksichtslosigkeiten eines Despoten, der wahrlich nicht mehr dem jugendlichen Helden von Marengo glich! Denn der Kaiser, den seine Grenadiere früher den „Kleinen Korporal" nannten, war immer dicker, immer gelber von Gesichtsfarbe — mit einem Worte immer häßlicher geworden. Freilich leuchtete sein kriegerisches Genie auch während der neubeginnenden Kriegsperiode immer wieder auf, die Leistungen seiner Unterfeldherren konnten aber mit denen ihres Herrn und Meisters nicht in Vergleich gestellt werden.

Vierzig Jahre lang haben die Franzosen von der erdrückenden Uebermacht der Gegner Napoleon's im Sommer 1813 geredet, in neuester Zeit aber ist durch den Historiker von Sybel auf Grund der amtlichen Etats der kämpfenden Heere festgestellt worden, daß die gesammte Streitmacht Napoleon's 450,000, die der Verbündeten aber etwas über 470,000 Mann betrug, wie wir aus Nachstehendem ersehen.

Stärke der beiderseitigen Streitkräfte. Nach den zuverlässigsten Angaben war die Stärke und Zusammensetzung der einzelnen Heerestheile folgende.

Die **Nordarmee**, unter Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, über dessen Charakter und Absichten oben das Nöthige gesagt worden ist, umfaßte zwei preußische Armeecorps unter Bülow und Tauentzien, zusammen 78,000 Mann; zwei russische Corps unter Winzingerode und Woronzow (24,000 Mann); ein zumeist aus Hannoveranern bestehendes Corps unter Walmoden (28,000 Mann) und endlich die Schweden in der Stärke von etwa 20,000 Mann, was eine Gesammtstärke der Nordarmee von 150,000 Mann ergiebt, ungerechnet eine etwa 4000 Mann starke Kosackenabtheilung unter Tschernitscheff.

Digitized by Google

Die **Schlesische Armee** zählte nur 95,000 Mann; aber sie bestand zumeist aus den besten und erprobtesten Kräften und hatte in Blücher einen Oberbefehlshaber, durch den sie bald zur treibenden Kraft des Krieges gemacht werden sollte. Sie umfaßte zwei russische Corps unter Langeron und Sacken, zusammen 50,000 Mann, zwei kleinere russische Abtheilungen unter Korff und Pahlen, etwa 10,000 Mann, und das I. preußische Armeecorps unter York in der Stärke von 40,000 Mann.

Die **böhmische Armee** unter dem Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg umfaßte die sämmtlichen österreichischen Corps, einschließlich der vom Großfürsten Konstantin kommandirten Reserve, zusammen 155,000 Mann stark, ferner ein russisches Corps unter Wittgenstein in der Stärke von 33,000 Mann und endlich das II. preußische Armeecorps unter Kleist, einschließlich der bei der Reserve stehenden 7000 Mann preußischer Garde, etwa 48,000 Mann, sodaß demnach die gesammten Streitkräfte dieses böhmischen Heeres — auch das große Heer oder das „Hauptheer" genannt, sich auf rund 230,000 Mann beliefen.

Der Oberbefehlshaber des Hauptheeres, Fürst Schwarzenberg, wurde — Oesterreich hatte dies trotz des Widerstrebens namentlich des russischen Zaren durchzusetzen gewußt — zum Generalissimus aller Heere der Verbündeten ernannt. Zwar fehlte es diesem Heerführer an Entschlossenheit und hervorragendem militärischen Talent; aber die Wahl desselben war gleichwol nicht als eine unglückliche zu bezeichnen, da er mehr als Andere durch verbindliches Wesen, Mäßigung, verbunden mit Kriegserfahrung und achtbarem Charakter, befähigt war, die Schwierigkeiten der Lage, welche sich aus der eigenartigen Zusammensetzung des Heeres ergeben mußten, zu überwinden. Diese Schwierigkeiten wurden dadurch wahrlich keine geringeren, daß die drei verbündeten Monarchen persönlich im Hauptquartiere verweilten und kleine und größere Mißhelligkeiten ganz unausbleiblich erschienen.

Napoleon's Heeresmacht vertheilte sich auf der Elblinie von der Grenze Böhmens bis Hamburg; der Kern seiner Macht stand um Dresden in vortheilhafter centraler Stellung. Sein Plan ging dahin, sich von hier aus, ähnlich wie es Friedrich der Große seiner Zeit von Sachsen aus gethan hatte, auf die einzelnen Heere seiner Gegner zu werfen und sie zu zermalmen.

Der Kriegsplan der Verbündeten wurde nicht, wie vielfach erzählt worden ist, von Bernadotte, sondern von dem russischen General Toll entworfen und in Gemeinschaft mit Knesebeck, der dem preußischen, und von Radetzky, der dem österreichischen Generalstab angehörte, festgestellt. Die Berathungen über denselben begannen unter Betheiligung Oesterreichs an demselben Tage, dem 10. Juli, an welchem der getroffenen Verabredung gemäß der Friedenskongreß zu Prag eröffnet werden sollte. Bereits am 12. Juli war dieser Plan, nach dem Orte der Berathung der Trachenberger Kriegsplan genannt, fertig und wurde alsbald von den verbündeten Monarchen, auch von Kaiser Franz, unterzeichnet. Diesem Plane zufolge sollte der lauernde Gegner durch das Vorgehen bald dieser, bald jener Armee zum Vorrücken genöthigt, und während die Armee, die ihn aufgestört, sich fechtend zurückziehe, von einer der anderen in der Flanke oder im Rücken angegriffen, auf diese Art demnach fortgesetzt beunruhigt und ermüdet werden. Die Durchführung einer solchen Rolle erschien dem feurigen Blücher so widerwärtig, daß er nur nachgab, sein Kommando zu behalten, als ihm ausdrücklich zugestanden ward, eine Schlacht annehmen zu dürfen, wenn es unter günstigen Umständen geschehen könne und er namentlich keine unverhältnißmäßige Uebermacht gegen sich habe. — Kaum hatte Blücher diese Zusage in Händen, so rückte er mit seiner Armee gegen Napoleon vor. Da jener Held von nun an immer unaufhaltsamer die Ruhmesbahn durcheilt, auf welcher sein Name bis in spätesten Zeiten umleuchtet von strahlendem Glanze erscheint und mit ihm der Armeetheil, den er kommandirte, immer mehr hervortritt, so möge zuvörderst ein Wort über Wesen und Charakter dieses Heerführers gesagt werden.

Digitized by Google

Gebhard Leberecht von Blücher, 1742 in Rostock geboren, kam in seinem vierzehnten Lebensjahre zu einem Oheim nach der Insel Rügen. Früh schon zeigte der Junker einen feurigen Sinn, dabei ein offenes, biederes Gemüth. Ehrenfest war der Geist des Hauses, in dem er jetzt lebte, für gediegenen Unterricht sorgte freilich der Onkel nicht. So mußte denn zumeist das Leben die Schule für unsern Helden werden. Verwegenen Muthes sah man ihn oft Klippen des Meeresufers übersteigen, die bisher für unzugänglich gehalten worden waren, oder bei heftig bewegter See zur Lust im schwankenden Boote durch die Wellen segeln. Niemand blickte so heiter drein, wenn Gefahr ihn umtoste, als der schlanke und in Gesundheit erblühende Jüngling, der bald auch Kraft genug gewann, das wildeste Roß zu bändigen. Da sah er schwedische Husaren, echte Kriegergestalten, und sofort trat er als Junker in den schwedischen Reiterdienst. Die Schweden unternahmen um jene Zeit bisweilen Streifzüge in die Mark Brandenburg. Dies führte unsern Junker zuerst in das Land, mit dessen Geschicken sein Leben später so innig verflochten werden sollte. Bei Zusammenstößen war er am liebsten in vorderster Reihe; traf es sich, daß der Feind eine feste Stellung innehatte, so daß ein Angriff unthunlich erschien, so geschah es wol, daß Blücher gegen ihn vorsprengte und ihn durch Zurufe, wie der Uebermuth sie ihm eingab, reizte. Bei einer solchen Gelegenheit jagt unerwartet ein handfester preußischer Husar auf ihn ein, das Pferd des Flüchtigen stürzt, der kecke Junker ist gefangen. Der preußische Husarenoberst, dem der junge Feuerkopf zugeführt ward, fand an demselben so viel Gefallen, daß er ihn, statt ihn mit anderen Gefangenen in die nächste Festung zu senden, bei sich behielt. Bald darauf gab Blücher den Wunsch zu erkennen, in preußische Dienste zu treten.

In seinem zwanzigsten Jahre finden wir ihn als preußischen Husarenoffizier, als welcher er im Siebenjährigen Kriege unter des großen Königs Fahnen ficht. Für einen Feuergeist seiner Art paßte die darauf folgende Friedenszeit wenig, er führte so manchen tollen Streich aus, und als er infolge dessen bei einer Beförderung übergangen ward, forderte er trotzig seinen Abschied, der ihm von Friedrich dem Großen mit den Worten gewährt ward: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheren!“

Nun betrieb Blücher auf dem Gute seines Schwiegervaters in Polen die Landwirthschaft; einige Jahre später kaufte er das Gut Groß-Raddow in Pommern und ließ es sich angelegen sein, sein Besitzthum zu erweitern und zu verbessern. Doch ob er gleich als Landwirth die schönsten Erfolge aufzuweisen hatte, fühlte er sich doch nicht glücklich. Die Natur hatte ihn einmal zu einem Krieger bestimmt. Wiederaufnahme in den preußischen Militärdienst zu finden, gelang ihm jedoch zu Lebzeiten Friedrich's des Großen nicht; erst der Nachfolger desselben genehmigte seinen Wunsch, und Blücher trat als Major bei den Husaren ein. In den Rheinfeldzügen gewann er sich den Namen des neuen Zieten und zog die Aufmerksamkeit des jungen Kronprinzen, spätern Königs Friedrich Wilhelm III., auf sich, der ihm auch nach seinem Regierungsantritte seine Gunst zuwandte und ihn zum Generalleutnant erhob.

Wie tüchtig sich bei Jena und in Lübeck der damals schon vierundsechzigjährige Blücher geschlagen, ist mitgetheilt worden. Der Schmerz über die Schmach, die Blücher über Preußen hatte hereinbrechen sehen, und die nicht enden zu wollen schien, unmachtete eine Zeit lang seinen Geist dermaßen, daß seine Umgebung erschreckt wähnte, Irrsinn an ihm wahrzunehmen. Ueber den Zustand, von dem er ergriffen worden war, ist Sicheres nicht festzustellen; das aber ist unzweifelhaft: er schaute nicht verzagt in die Zukunft, sondern verkündete mit gläubiger Zuversicht den Sturz des mächtigen Imperators und die Befreiung des Vaterlandes. Im Jahre 1812 hatte Blücher wegen schmähender Aeußerungen gegen Napoleon seine Stellung in der Armee aufgeben müssen; aber in Gemeinschaft mit Scharnhorst und Gneisenau, die den Werth des Helden zu schätzen wußten, arbeitete er desto eifriger an der Vorbereitung zur Erhebung gegen den Verhaßten. Seine oft rücksichtslose Offenheit und Derbheit hatte ihm manche Feinde in der Umgebung des Königs erweckt; von

Digitized by Google

diesen wurden nun, als die Zeit der Erhebung angebrochen war, eifrig Vorstellungen gegen seinen Wiedereintritt in die Armee erhoben. Glücklicherweise hielt diesen kleinen Seelen Scharnhorst die Wage. — Blücher war es schlechterdings unmöglich, seine Gedanken zu verbergen oder den mildernden Ausdruck derselben je nach dem Range des ihm Gegenüberstehenden zu finden. Als der König, dem er in wahrer Heldentreue anhing, ihm nach dem so rühmlichen Gefechte bei Haynau vorhielt, daß er die Garden dabei zu wenig geschont habe, brauste er auf: „Ew. Majestät, ich bedaure herzlich den Verlust manches braven Kerls, aber bei solcher Gelegenheit ist der Kopf eines Gardisten nicht mehr werth, als der Kopf eines Landwehrmannes."

Standbild von Gebhardt Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstadt, auf dem Blücherplatz in Breslau.

Blücher, jetzt bereits zweiundsiebzig Jahre alt, war noch in voller Manneskraft, „eine" — nach Arndt's Worten — „herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine, Schenkel noch fast wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet."

Zu dem Bilde Blücher's gehört das seines Generalstabschefs von Gneisenau, des kenntnißreichen, besonnenen Mannes, den ein gütiges Geschick dem feurigen Heldengreise an die Seite gestellt hatte.

August Wilhelm Anton von Gneisenau, wurde als Sohn unbemittelter Eltern im Jahre 1760 in dem sächsischen Schilda geboren. Von seinem „unstet auf Abenteuer in der Welt umherirrenden" Vater vernachlässigt und von seiner Stiefmutter hart behandelt, verlebte der Knabe in dürftigen Verhältnissen eine ziemlich freudlose Jugend, bis in seinem zwölften Lebensjahre seine in Würzburg wohnende Großmutter sich seiner annahm und für seine weitere Ausbildung sorgte, die anfänglich in einer dem aufgeweckten Knaben wenig zusagenden Weise von Jesuiten und Mönchen geleitet, später unter dem wohlwollenden Einfluß eines ehemaligen protestantischen Geistlichen so günstige Fortschritte machte, daß der junge Gneisenau bereits in seinem siebzehnten Lebensjahre die Universität zu Erfurt beziehen konnte.

Durch den inzwischen erfolgten Tod seiner Großmutter in den Besitz einiger Geldmittel gelangt, gab sich hier der lebenslustige Jüngling dem ungebundenen studentischen Treiben mit voller Seele hin und nahm Theil an allen Vergnügungen und Lustbarkeiten der studirenden Jugend. Bald war unter solchen Umständen sein ohnehin nur kleines großmütterliches Erbe verbraucht, und da ihm zudem das trockene Rechtsstudium wenig zusagte, so trat er bereits im Jahre 1778, seiner Jugendneigung für den Soldatenstand folgend, in österreichische Dienste; doch schied er schon im folgenden Jahre wieder aus und stellte

Digitized by Google

sich dem Markgrafen von Ansbach-Bayreuth zur Verfügung, weil er in dem amerikanischen Kriege, an welchem im englischen Solde das markgräflich ansbachische Kontingent Theil nahm, Verwendung zu finden hoffte. Sein Wunsch erfüllte sich nur zum Theil; als er im Jahre 1782 mit einem Ersatzcorps in Amerika eintraf, war der Krieg beendigt und er kam nicht mehr ins Gefecht. Immerhin aber fand er dort während seines allerdings nicht langen Aufenthalts Gelegenheit, über den Werth und die Vorzüge von Volksheeren, mit welchen ja auch die amerikanische Republik ihre Unabhängigkeit erkämpft hatte, gegenüber den Söldnerheeren der europäischen Staaten Vergleiche anzustellen, und es ist wol anzunehmen, daß er die hier gemachten Erfahrungen bei seiner eifrigen Thätigkeit für die Reorganisation der preußischen Armee nach 1807 zum guten Theile verwerthet hat. Im Jahre 1783 nach Europa zurückgekehrt, vermochte er es in den engen Verhältnissen seiner Garnisonsstadt Ansbach nicht lange auszuhalten; er wünschte sich ein weiteres Feld für seine Thätigkeit und wandte sich deshalb im Jahre 1785 mit einem Gesuch um Anstellung im preußischen Heere an Friedrich den Großen; bald darauf wurde er dem greisen Kriegsfürsten persönlich vorgestellt, seine hohe, edle Gestalt und sein einnehmendes Wesen machten auf den König den besten Eindruck, und sein Gesuch wurde genehmigt. Nach kurzem Aufenthalt in Potsdam wurde er als jüngster Premierleutnant dem in Löwenberg in Schlesien garnisonirenden Füsilierbataillon Rabenau eingereiht und machte als solcher den polnischen Feldzug von 1793 und 1794 mit, freilich sehr gegen seine Neigung, da er nichts sehnlicher gewünscht hatte, als an den gleichzeitigen Kämpfen gegen die französische Republik Theil nehmen zu dürfen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1795 zum Hauptmann und Compagniechef befördert; in dasselbe Jahr fällt seine Vermählung mit dem Fräulein von Kottwitz, die ihm in langer, glücklicher Ehe als treue Lebensgefährtin zur Seite gestanden hat. Inzwischen schien sein militärisches Avancement vollständig ins Stocken gerathen zu wollen; bis 1806 wurde ihm keine weitere Beförderung zutheil. Doch rüstig weiter strebend, von Eifer und Begeisterung für den Beruf des Soldaten erfüllt, benutzte er diese Zeit, um seine Compagnie, die bald als Musterkompagnie anerkannt war, allseitig auf das Tüchtigste auszubilden; zugleich trat er mit Eifer für die Pflege eines wissenschaftlicheren Geistes in der Armee ein und veröffentlichte mehrere in diesem Sinne gehaltene werthvolle Aufsätze; endlich verwandte er die ihm noch verbleibende Muße zu einer gründlichen militärischen Rekognoszirung der schlesischen Gebirge, wie überhaupt der ganzen Provinz Schlesien, eine Arbeit, die ihm später in seiner

Standbild von August Wilhelm Anton Graf Neidhardt von Gneisenau zu Berlin.

Digitized by Google

Eigenschaft als Generalquartiermeister der schlesischen Armee wesentlich zu statten kommen und zu den glänzenden Erfolgen derselben im Befreiungskriege in hohem Grade beitragen sollte. Die für Preußen so unglücklichen Jahre 1806 und 1807 verschafften endlich seiner Tüchtigkeit und seinen Verdiensten die gebührende Anerkennung. Schon an dem ersten Treffen bei Saalfeld nahm er rühmlichen Antheil. Nach der Schlacht bei Jena, in welcher er mit Auszeichnung gefochten hatte, wurde er auf Verwendung Scharnhorst's zum Major ernannt. Seiner heldenmüthigen Vertheidigung Kolbergs ist bereits gedacht worden. Der König belohnte seinen Heldenmuth, dem selbst der Feind seine Anerkennung nicht versagen konnte, durch Verleihung des Ordens pour le mérite und weitere Beförderung; eine ihm im Jahre 1809 verheißene königliche Schenkung schlug er jedoch in edler Uneigennützigkeit „mit Rücksicht auf die Nothlage des Staates" aus. Gneisenau blieb an der Seite von Scharnhorst, so lange dieser sein großes Reformwerk vorbereitete; später ward er zum Chef des Ingenieurcorps ernannt. Von Napoleon und seinen Sendlingen überwacht, unternahm er auf eigene Hand Reisen nach Rußland, Schweden und England, um die Verbindung gegen Frankreich zu Stande bringen zu helfen. Im Jahre 1813 trat er als Generalmajor in das Armeecorps Blücher's. Gneisenau, zur Zeit der Erhebung dreiundfünfzig Jahre alt, war, wie Arndt ihn schildert, „in Haltung, Schritt und Geberden ein Dreißiger, von mittlerem Wuchse, doch stattlichem Bau, löwenartigen Gliedern, gewaltiger Brust, prächtigem Kopfe, freier, breiter, heiterer Stirn, die von dichten Locken überschattet ward, und großen blauen, leuchtenden Augen unter hoch geschwungenen Brauen." Ihn nannte Blücher scherzweise oft seinen Kopf, der für ihn denken müsse, und er unterbrach bei einer Gelegenheit einen ihm ertheilten Lobspruch mit den Worten: „Was ist's, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit."

Ehe wir den Bewegungen Blücher's in Schlesien folgen, haben wir unsere Aufmerksamkeit auf zwei kriegerische Vorgänge zu richten, die in der Provinz Brandenburg stattfanden. — Napoleon hatte den Marschall Oudinot, den „größten Haudegen in der Napoleonischen Tafelrunde", mit 66,000 Mann abgesandt, um Berlin, das der Herd der vaterländischen Begeisterung war, zu nehmen. Wie es scheint, rechnete er darauf, Bernadotte werde eben so wenig Berlin schützen, wie derselbe Hamburg geschützt hatte; ja er war seiner Sache so sicher, daß er ankündigte, Oudinot werde am 23. August in Berlin einrücken.

Bernadotte traf seine Anordnungen derartig, daß Bülow sah, Berlin solle preisgegeben werden. In dem Kriegsrathe, der am 22. August gehalten wurde, äußerte Bernadotte, er habe Nachrichten, daß Napoleon mit seiner ganzen Armee dem Marschall Oudinot folge, daher es ihm geboten erscheine, sich zurückzuziehen. „Wäre es möglich", rief Bülow, „daß Ew. Königliche Hoheit Berlin ohne Schlacht dem Feinde überlassen wollten?" Bernadotte äußerte darauf: „Was ist Berlin? es ist eine Stadt, nichts weiter!" — „Erlauben Ew. Hoheit", entgegnete Bülow erregt, „für uns Preußen ist Berlin die Hauptstadt des Königreichs, und ich versichere, daß ich und meine Truppen von Ihren Brücken hinter Berlin keinen Gebrauch zu machen wünschen und lieber vor Berlin mit den Waffen in der Hand fallen wollen." Darauf lenkte Bernadotte ein, indem er sagte, es solle, falls Napoleon nicht selbst nachrücke, dem Marschall morgen eine Schlacht geliefert werden. „Den hab' ich weg!" äußerte Bülow gegen seinen Adjutanten. „Mich bekommt er nicht dazu, daß ich über seine Moabiter Brücken zurückgehe. Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!"

Bei Großbeeren (23. August). Das feindliche Heer befand sich am folgenden Tage bereits in der Nähe von Großbeeren, einem zwei Meilen von Berlin gelegenen Dorfe, und war nur noch durch einen großen Kiefernwald von den Heerhaufen seiner Gegner getrennt. Schon war es Mittag geworden, und noch hatte Bernadotte keinen Befehl zum Empfange des Feindes ausgegeben. — Jetzt rückten die Franzosen in drei Kolonnen vor; von einer derselben erfolgte bei Blankenfelde auf Tauentzien ein Angriff; sie ward in heftigem Kampfe zurückgeworfen. Die zweite Kolonne brach Nachmittags zwischen drei und vier Uhr aus dem Walde hervor und nahm das Dorf Großbeeren mit Sturm.

Digitized by Google

Bei Großbeeren. Zeichnung von Ludwig Burger.

Digitized by Google

Auf die Heeresabtheilung, die Bülow führte, war noch kein Angriff erfolgt, aber es war Letzterem auch kein Befehl zugegangen, an dem Kampfe theilzunehmen. Ihm brennt der Boden unter den Füßen. Endlich bricht er ohne Befehl auf und führt seine Truppen der Gegend zu, aus der ihm der Donner der Kanonen entgegenschallt. Da erst sendet Bernadotte ihm durch einen Adjutanten den Befehl zum Angriffe nach. Bülow, kaum des Feindes ansichtig, eröffnet ein heftiges Geschützfeuer. Darauf stürmt das Fußvolk, glühend in Kampfeslust, vor. Doch der Regen hat das Pulver verdorben: — die Landwehrleute kehren die Gewehre um und schlagen mit den Kolben drein. Vergebens ist der heftigste Widerstand; der Feind wird überwältigt; was nicht flieht, wird erschlagen, Großbeeren im Sturm genommen. Das ganze französische Heer ist auf der Flucht. Jetzt sendet Bernadotte eine einzige schwedische Batterie von vier Kanonen vor, aus denen einige unwirksame Schüsse auf die Fliehenden abgefeuert werden. Hätte er die Verfolgung des Feindes durch die Reiterei nicht verweigert, so wäre vielleicht Oudinot's Armee vollständig aufgelöst worden. Dennoch war Großes erreicht: die Hauptstadt des Landes war gerettet und zwar allein durch preußischen Heldensinn. Gegen 1800 todte und verwundete Franzosen und Sachsen deckten das Schlachtfeld. In einem Briefe an seine Gattin sagt Bülow, seine Truppen hätten sich „wie die alten Preußen bei Prag und Leuthen geschlagen." — Außerdem verlor der Feind 2000 Gefangene, 14 Kanonen, 60 Munitionswagen; 2000 Gewehre wurden am nächsten Tage gesammelt, eine willkommene Beute für diejenigen Landwehrmänner, deren Hauptwaffe bisher die Pike gewesen war. — Es läßt sich ermessen, was Berlin während dieser Schlacht und bei der Nachricht des Sieges empfand. „Als der Kanonendonner aus der Ferne vernommen ward, wich", wie Fr. Förster sagt, „die Besorgniß für Hab und Gut, Haus und Hof der Theilnahme an dem Kampfe, welche nicht nur durch Wunsch, Gebet und Mitgefühl, auch durch die That bewiesen ward. Wagen mit Lebensmitteln wurden dem Schlachtfelde zugeschickt. Zur Aufnahme der Verwundeten wurden Spitäler eingerichtet, und wer irgend ein Gelaß in seinem Hause oder seiner Wohnung erübrigen konnte, erbot sich zur Aufnahme und Pflege von Verwundeten. Es bildeten sich Frauenvereine, um mit aufopfernder Hingabe die Pflege in den Lazarethen zu übernehmen. Und als der fern und ferner verhallende Donner der Geschütze von den Kundigen als ein sicheres Zeichen, daß der Feind zurückweiche, erkannt, von Stunde zu Stunde durch Eilboten dies bestätigt wurde und endlich vollständige Siegesgewißheit eintraf, da kannte der Jubel, die Theilnahme und Opferwilligkeit keine Grenzen. Hierin hat es niemals und nirgends, eine Stadt Berlin während und nach der Schlacht von Großbeeren gleichgethan."

Von Bernadotte ward ein Schlachtbericht veröffentlicht, in dem er, entgegen dem wahren Sachverhalte, behauptete, daß die Erfolge des Tages seinen Anordnungen zu verdanken seien. Erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, die Verdienste Bülow's um den Sieg von Großbeeren nach Gebühr zu würdigen.

Bei Hagelberg (27. August). Vier Tage nach der Schlacht von Großbeeren erlitten die Franzosen in der Mark eine noch blutigere Niederlage. Der General Girard hatte Befehl erhalten, Oudinot's Unternehmung gegen Berlin mit seinem 12,000 Mann starken Corps von der linken Seite her zu unterstützen. Am 26. August erreichte er das Städtchen Belzig und vernahm dort die Nachricht von der Niederlage Oudinot's. Gegen Girard aber war bereits von preußischer Seite der General von Hirschfeldt ausgesandt worden. Die Hirschfeldt'sche Abtheilung, nicht ganz so stark wie die feindliche, bestand fast nur aus jungen märkischen Landwehrleuten, die noch nie im Feuer gewesen waren. Girard beeilte sich nun, den Rückmarsch anzutreten, Hirschfeldt aber verlegte ihm bei dem westlich von Belzig gelegenen Dorfe Hagelberg den Weg, und es kam (am 27. August) zum Kampfe. — Der Feind ward nach Hagelberg zurückgeschlagen, wo er eine neue Stellung nahm. Nun erhob sich in und um Hagelberg ein äußerst blutiger Kampf, der von Seiten der Preußen zumeist mit den Gewehrkolben geführt ward. Vor der heroischen Tapferkeit der Preußen,

Digitized by Google

die von einer kleinen Abtheilung Kosaken (600 Mann) unterstützt wurden, vermochte der Feind nicht zu bestehen. Bald lagen auf einzelnen Stellen die erschlagenen Feinde in so hohen Haufen aufgethürmt, daß der Durchgang gehemmt war. An der Umfassungsmauer eines Ackers wurde ein ganzes feindliches Bataillon bis auf den letzten Mann erschlagen. Lange Zeit vernahm man keinen Schuß, sondern nur Kampfruf, Kolbenschläge und Todesstöhnen. Girard rettete von seinem ganzen Corps nur 1700 Mann nach Magdeburg. Gegen 3000 Feinde waren in der Schlacht oder auf der Flucht erschlagen, 3500 gefangen genommen, 7 Geschütze und gegen 6000 Gewehre erbeutet worden. Der Tag von Hagelberg war einer der Ehrentage der preußischen Landwehr, die in der so überaus blutigen Schlacht nur etwa 1100 Mann Todte und Verwundete hatte.

Wenden wir uns hiernach zu Blücher nach Schlesien zurück. Als der Waffenstillstand zu Ende gegangen war, sollten, wie festgesetzt war, alle Feindseligkeiten noch sieben Tage ruhen. Da aber die Franzosen vor Ablauf dieser Zeit Requisitionen auf dem neutralen Gebiet erhoben, hielt auch Blücher sich nicht länger durch jene Bestimmung für gebunden. Er rückte vor, und es würde ihm ohne allen Zweifel gelungen sein, den Marschall Ney von seinem Hauptheere abzuschneiden, wenn nicht der unter ihm stehende russische General Langeron unter dem Vorgeben, seine Truppen seien nicht marschbereit, ihm den Gehorsam verweigert hätte.

Napoleon, der die preußischen Landwehren „Lumpengesindel“ und den Feldherrn Blücher „den tollen Husaren“ zu nennen pflegte, beschloß, einen Hauptschlag gegen das schlesische Heer zu führen. Er vereinigte sich mit Ney und rückte gegen Blücher vor, der sich jedoch, da er nun eine zu große Uebermacht gegen sich hatte, dem erhaltenen Befehle gemäß fechtend zurückzog. Seine Absicht ging zugleich dahin, den französischen Kaiser möglichst weit von Dresden abzuziehen, weil er wußte, daß die Hauptarmee sich gegen diese Stadt in Bewegung gesetzt hatte. Als Napoleon davon Kunde empfing, wandte er sich wieder nach Sachsen, ließ aber den Marschall Macdonald mit 75,000 Mann in Schlesien zurück.

Schlacht an der Katzbach.

Sobald Blücher erfahren hatte, daß Napoleon auf die Kunde von den Marschbewegungen der großen Armee es für nöthig erachtet habe, mit zwei seiner besten Armeecorps bei Löwenberg umzukehren und in Eilmärschen nach Dresden zurückzugehen, war sein Plan gefaßt: er beschloß, den Rückzug nicht nur nicht weiter fortzusetzen, sondern geradezu Kehrt zu machen und den anrückenden drei französischen Armeecorps unter Macdonald's Oberbefehl angriffsweise entgegenzugehen. Die Franzosen glaubten indessen noch immer, einen fliehenden Feind vor sich zu haben, und rückten in voller Siegeszuversicht nach; selbst am Morgen des Schlachttages waren sie infolge des dichten Nebels und heftig niederströmenden Regens, der die Marschbewegungen beider Heere den Augen des Gegners verhüllte, über die Absichten des preußischen Oberfeldherrn noch fast gänzlich im Unklaren. Die Katzbach, ein unbedeutender Gebirgsbach, der inzwischen zufolge mehrtägigen Regens zu einem wilden, reißenden Strome angeschwollen war, trennte die beiden Heere. Blücher wollte in seiner ungestümen Kampfeslust diesen Bach selbst überschreiten und am jenseitigen Ufer den Feind angreifen; allein wiederum trat der russische General Langeron diesem Plane hemmend entgegen, und auch der besonnene York mißbilligte ihn durchaus; es kam zu heftigen Auftritten, die Uneinigkeit im Hauptquartier drohte den Erfolg des Tages zu gefährden. Da machte zum Glück das Vorgehen der Franzosen selbst allem Hader ein Ende. Macdonald, welcher der Meinung war, Blücher wolle seinen Rückzug wieder antreten, begann nach Zurückwerfung der preußischen Vorposten, die bereits über den Fluß gegangen waren, selbst die Katzbach und Neiße zu überschreiten. Nichts konnte preußischerseits erwünschter sein; mit gewohnter Geistesgegenwart erkannte Blücher alsbald die gewaltigen Vortheile der veränderten Lage, und er erließ demgemäß seine Befehle. „Der Sieg ist

Digitized by Google

uns sicher", rief Gneisenau dem Heere zu. „Wir lassen absichtlich die Franzosen auf die Hochebene hinaufkommen, sie glauben uns anzugreifen, aber jetzt wollen wir den Feind angreifen und ihn in die Katzbach hinunterstürzen!" —

Und so geschah es. Die Hauptmacht des schlesischen Heeres stand auf einem Plateau an dem hier besonders hohen und steilen Ufer der Katzbach hinter einer Reihe niederer Hügel verborgen, im Vordertreffen das Fußvolk und die Artillerie unter der Führung York's und des Herzogs Karl von Mecklenburg, dahinter und in der Flanke die Reiterei unter Sacken und Blücher selbst. York erhielt durch einen Adjutanten des Oberbefehlshabers den Befehl, soviel Feinde auf das Plateau heraufzulassen, als er glaube schlagen zu können, und dann anzugreifen. „Zählen Sie selbst!" rief der Alte dem Ueberbringer des Befehles zu — „ich kann bei dem Regen meine eigenen Finger nicht mehr zählen." — In dichten Massen rückten die Franzosen unterdessen den zum Plateau führenden breiten Hohlweg hinauf und stellten sich auf der Hochebene in mehreren Vierecken auf.

Es war Nachmittags nach zwei Uhr, da erhob sich der Donner der preußischen Kanonen. Der Regen goß in Strömen herab, sichtlich stiegen mit jeder Minute die Fluten der Katzbach und der wüthenden Neiße, selbst die kleineren Gebirgsbäche wurden zu reißenden Gewässern, ein düsterer Schleier deckte die ganze Gegend. Da die naßgewordenen Gewehre versagten, mußten auch hier die Gewehrkolben das Beste thun. „Heut, Vater Blücher, geht es gut!" jauchzte die Landwehr dem Feldherrn zu, der mit einem „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" antwortete. Gegen drei Uhr, als fast das gesammte französische Fußvolk oben war und eben die Reiterei nachrückte, glaubte York die Zeit zum Angriff gekommen. Mit Ungestüm brach er gegen das mittlere Carré der Franzosen vor. Ein heftiges Kartätschenfeuer empfing ihn, aber unaufhaltsam drangen die Truppen, darunter einige Landwehrbataillone, vorwärts. Bald waren die Angreifer im Bereich der Flintenkugeln des Feindes. „Nun verdoppelten wir", schreibt ein Offizier, der diesen Kampf mitmachte, „unsere Schritte, fällten das Gewehr und griffen mit gefälltem Bajonnet unter fürchterlichem Hurrahgeschrei die französischen Grenadiere an. Das Carré stand wie eingemauert. Wir näherten uns bis auf zwei Schritt. Einen Augenblick standen unsere Leute so den Franzosen gegenüber, von beiden Seiten sah man einander an. Dann riefen wir Offiziere: „drauf! drauf!" und nun nahm der Soldat das Gewehr verkehrt und schlug mit dem Kolben in die Franzosen hinein. Schnell wurde das Carré, da wir in Linie standen, rechts und links umzingelt und so von allen Seiten mit Bajonnet und Kolben angegriffen. Jetzt war an kein Pardongeben mehr zu denken, und nach zehn Minuten lag das ganze Carré da zu Boden geschlagen und in eine Pyramide verwandelt. Etwa 150 Lebendige und leicht Blessirte fanden sich hernach noch aus dem niedergeschlagenen Menschenhaufen heraus und wurden als Gefangene zurückgeschickt." — Jetzt aber rückte französische Kavallerie heran, und die durch das erbitterte Handgemenge etwas in Unordnung gerathene York'sche Infanterie gerieth in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Doch rechtzeitig folgten nun preußische und russische Truppen und namentlich auch Reiterei nach; mit der größten Heftigkeit entspann sich der Kampf auf der ganzen Linie, nach kurzer Zeit waren die Franzosen überall im Weichen, und als nun Blücher selbst an der Spitze einiger Reiterregimenter zum Angriff vorging, artete ihr Rückzug in wilde Flucht aus. Was nicht von den preußischen Säbeln niedergemacht oder von den Hufen der Rosse zertreten wurde, ward in wilder Flucht über die steilen Ufer der Katzbach hinabgedrängt, und Tausende fanden in den Fluten und am Ufer derselben ihren Tod; mit knapper Noth rettete sich der Marschall Macdonald. Noch versuchten neue, eben eingetroffene französische Reiterscharen den Hohlweg hinaufzudringen, um den Kampf auf dem Plateau wieder zum Stehen zu bringen, aber sie wurden durch den Strom der Flüchtigen gehemmt, und nachdem sie endlich durch die Masse der Fliehenden sich hindurchgearbeitet hatten, trafen sie oben auf die voller Siegesjubel andringende preußische Kavallerie, so daß auch sie nicht Stand zu halten vermochten und kopfüber den Hohlweg wieder hinabgeworfen wurden.

Digitized by Google

Die hier herrſchende Unordnung wurde dadurch zur vollen Verwirrung; Jeder ſuchte nur ſein Leben zu retten.

Die Verfolgung des Feindes wurde auch noch am folgenden Tage fortgeſetzt. Die Verbündeten erbeuteten 105 Kanonen, 250 Pulverwagen und 2 Adler und machten 18,000 Gefangene, darunter drei Generäle. Der Verluſt der Franzoſen an Todten und Verwundeten betrug 12,000 Mann, der der Preußen nur gegen 3000 Mann.

Fürſt Blücher von Wahlſtadt an der Nahbach. Zeichnung von Ludwig Burger.

Den Ausſpruch Friedrich's des Großen: „Sie ſehen aus wie die Grasteufel, aber ſie beißen!“ hätte man auch auf die ſchleſiſchen Landwehrmänner anwenden können, deren Kleidung und Schuhwerk, ſchon von Hauſe aus höchſt mangelhaft, in den beſchwerlichen Märſchen und harten Kämpfen faſt gänzlich zu Grunde gegangen war. Vielen waren die Schuhe in dem aufgeweichten Boden ſtecken geblieben, Andere hatten ſie in dem Feuereifer der Verfolgung von ſich geworfen. Und doch, welch eine Heldenſchar! Blücher erkannte in einer Proklamation ihre Tüchtigkeit an, ihn aber nannte das Heer den „Marſchall Vorwärts“, noch ehe ihm vom Könige die Feldmarſchallswürde ertheilt worden war.

Kämpfe bei Dresden. An demselben und dem folgenden Tage (26. und 27. August) ward auch bei Dresden heiß und blutig gestritten. Wie oben bemerkt, war das böhmische Heer, während Blücher von Napoleon verfolgt wurde, gegen Dresden aufgebrochen. Napoleon's Wort: „ich verlasse mich auf die Langsamkeit der Oesterreicher" bewährte sich vollständig. Denn Schwarzenberg, der über 200,000 Mann verfügte, rückte so langsam vor, daß Napoleon Zeit gewann, dem Marschall St. Cyr, der mit nur 20,000 Mann Dresden besetzt hielt, rechtzeitig zu Hülfe zu kommen. Im Heerlager der Verbündeten war Moreau erschienen, der von Napoleon verbannte republikanisch gesinnte General, der seit zwölf Jahren in Amerika gelebt hatte und von Kaiser Alexander eingeladen worden war, ihn durch seinen Feldherrnrath zu unterstützen. Ob er den Rath gegeben, Dresden nicht anzugreifen? Am 26. wußte Schwarzenberg den Kaiser wenigstens zu einem Versuche mit 40,000 Mann zu stimmen, doch wurde auch dieser erst für den Nachmittag befohlen. Warum so spät? — In vier Angriffskolonnen gingen die Truppen, wie bestimmt, Schlag vier Uhr nach kurzer Kanonade zum Sturm; Napoleon war jedoch schon in Dresden eingetroffen, brach gegen 6 Uhr mit drei starken Massen zwischen den Verschanzungen vor und zwang die Verbündeten, in ihre erste Stellung zurückzugehen. Die Fortsetzung der Schlacht, die keine Aussicht auf Erfolg mehr bot, war von den Verbündeten ein Fehler; Napoleon ging am 27. mit seiner ganzen Macht, die sich jetzt infolge der ununterbrochenen Zuzüge auf 130,000 Mann belief, zum Angriff über. In der Mitte blieb der Kampf zwar im Gleichgewicht, aber auf dem rechten Flügel verloren die Russen und Preußen immer mehr Boden, der linke Flügel der Oesterreicher wurde durch Murat mit zwei Kavalleriecorps umgangen und, da er durch den tiefen Grund der Weiseritz vom Centrum getrennt war, überwältigt, so daß 10,000 Mann die Waffen strecken mußten. Mit diesen Gefangenen konnte Napoleon im Triumph nach Dresden zurückkehren, dessen geängstigte Bewohner schon gemeint hatten, ihn niemals wiederzusehen.

Moreau war gegen Mittag auf der Höhe von Räcknitz an der Seite Alexander's durch eine Kanonenkugel tödlich verwundet worden. Während seines Exils unbekannt geworden mit der Zeit, der Stimmung und dem Verlangen der Völker Europa's, hatte er als Ziel seines Hierseins die Wiederherstellung der französischen Republik geträumt und dabei gewähnt, wenn man ihn mit 40,000 französischen Gefangenen an der Küste von Frankreich landen ließe, werde sich das ganze Volk gegen den Tyrannen erheben! Sein Tod machte diesen Träumen ein Ende.

Die Schlacht bei Dresden war für die Hauptarmee mit einem Verluste von 15,000 Mann an Todten und Verwundeten und gegen 20,000 Mann an Gefangenen verbunden.

Sieg bei Kulm. Die Gebirgsstraßen, auf denen die geschlagene Armee zurück mußte, führen in das Thal von Teplitz. Die Verbündeten traten ihren Rückzug in der Nacht auf den Schwierigkeiten aller Art darbietenden Gebirgswegen, die nach Böhmen führen, an. Die gerade Straße war ihnen durch das Corps von Vandamme verlegt, den Napoleon auf seinem Hermarsche aus Schlesien gleich bei Königstein hatte über die Elbe gehen lassen, um die Verbindung der Feindes mit Böhmen zu bedrohen.

Das Heer der Verbündeten konnte nur in Abtheilungen auf den beschwerlichen Wegen weiterkommen; doch das Glück wollte, daß auf der Straße, die in das Thal von Teplitz führt, ein guter Theil der im Rückzuge befindlichen Streitkräfte der Alliirten zu günstiger Stunde sich noch vereinigen ließ. In der Gegend von Kulm, unfern von Teplitz, stand Vandamme bereits auf der Lauer, um über die einzelnen Abtheilungen der geschlagenen großen Armee herzufallen und sie aufzureiben. Die Gefahr erkennend, warf sich der als General in russischen Diensten stehende Prinz Eugen von Württemberg heldenmüthig mit seinem kleinen Corps dem übermächtigen Feinde entgegen und hielt ihn — es geschah dies am 26. August, dem Tage von Katzbach — fest. Mit gleichem Erfolge kämpfte er an dem folgenden Tage in Gemeinschaft des russischen Generals Ostermann in der Nähe

Digitized by Google

von Kulm. Doch Vandamme's Uebermacht war zu groß, er rückte am 29. Auguſt Schritt für Schritt die Höhen hinan, freilich nicht ohne ſchwere Verluſte. Eilig entfernte ſich der Kaiſer Franz aus dem nahen Teplitz; Friedrich Wilhelm aber eilte herbei und feuerte die Ruſſen zum Ausharren an. Es gelang, kleinere Abtheilungen von Preußen, Ruſſen und Oeſterreichern heranzuziehen, ſo daß Vandamme auch an dieſem Tage der Punkt ſtreitig gemacht werden konnte, der ihm das gefürchtete Uebergewicht gegeben hätte. In der Nacht gelang es den Verbündeten, friſche Streitkräfte heranzuziehen, ſo daß am folgenden Tage (30. Auguſt) der Kampf mit mehr Hoffnung auf Erfolg wieder aufgenommen werden konnte.

General von Kleiſt und Prinz Auguſt von Preußen bei Nollendorf. Nach Camphauſen.

Schon ſchien es, daß die Franzoſen ſelbſt in Bedrängniß gerathen könnten, als plötzlich auch in ihrem Rücken — von den Nollendorfer Höhen her — Kanonendonner ertönte. Es waren Preußen unter Kleiſt, und mit ihm erſchien Prinz Auguſt von Preußen. General Kleiſt hatte mit ſeinem Corps bei den grundloſen Wegen von einem Paß auf der Höhe des Gebirges nach einem andern Kamme marſchiren müſſen und war den Franzoſen gerade in den Rücken gerathen. Die zur rechten Zeit Heranziehenden drangen nun mit aller Kraft auf den Feind ein, der, ohnehin bereits erſchöpft von dem langen Kampfe, ſich jetzt von zwei Seiten angegriffen ſah. Trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr erlagen die Franzoſen der Uebermacht; ſie verloren 5000 Mann und 81 Kanonen; Vandamme ſelbſt und 10,000 Mann geriethen in Gefangenſchaft. Der General, der ſich durch Härte und Erpreſſungen auf das Aeußerſte verhaßt gemacht hatte, wurde nach der Grenze von Sibirien geſandt.

Der Sieg bei Dresden hatte nur auf kurze Zeit in Napoleon die alte Zuverſicht wieder wachgerufen. Die Unglücksbotſchaften: Großbeeren, Katzbach, Kulm verdüſterten aufs Neue ſein Gemüth. Von deſto beſſerem Klange waren dieſelben Namen bei den Verbündeten.

Noch einmal richtete jetzt Napoleon sein Augenmerk auf Berlin, um jeden Preis wollte er diese Stadt in seine Gewalt bringen. Dieses Werk auszuführen, ersah er den Marschall Ney, „den Tapfersten der Tapferen, den Roland des Heeres."

Schlacht von Dennewitz. Am 3. September brach Ney mit seinem 77,000 Mann starken Heere aus seinem Lager bei Wittenberg gegen Berlin auf. Bei Zahna warf er die preußische Vorhut unter Tauentzien zurück.

Bülow, der den Plan des Feindes durchschaute, beschloß, ihm am folgenden Tage in die Flanke zu fallen und machte dem Oberbefehlshaber davon Anzeige. Nun wiederholten sich, einem widerwilligen Vorgesetzten gegenüber, die Vorgänge von Großbeeren. Tauentzien vertheidigte sich am 6. September in der Nähe des Dorfes Dennewitz — auf der Straße zwischen Wittenberg und Jüterbogk — indeß Bülow eine Flankenstellung nahm. Plötzlich eröffnete dieser mit solcher Macht seinen Angriff, daß eine französische Division nach kurzdauernder Gegenwehr in völlige Auflösung gerieth. Da aber Ney die Uebermacht für sich hatte und Bernadotte mit der Hauptmacht sich nicht nur unthätig verhielt, sondern sogar dem General Borstell, der vorrücken wollte, dies verbot, kam die Schlacht wieder zum Stehen, ja es neigte sich endlich die Entscheidung zu Gunsten Ney's. Da — im rechten Augenblicke — stürmte, das Verbot Bernadotte's nicht achtend, Borstell mit seinen Reitern in den Feind, und schon nach ganz kurzer Zeit begann sich das französische Heer in wilder Flucht aufzulösen.

Es war ein glänzender Sieg erfochten. Bülow hatte mit 50,000 Mann den „Tapfersten der Tapferen", obgleich dieser über eine Heeresmacht von 77,000 Mann gebot, geschlagen und ihm 4 Fahnen, 80 Kanonen und 400 Munitions- und andere Wagen abgenommen. Der Verlust der Preußen betrug an Todten und Verwundeten 9000, der des Feindes 13—15,000 Mann. Auch diesmal würde für die Sieger das Ergebniß ein ungleich bedeutenderes gewesen sein, wenn der Kronprinz von Schweden es nicht verweigert hätte, dem fliehenden Feinde seine Reiterei nachzusenden. Wiederum jedoch nahm der doppelzüngige Oberfeldherr in seinem Schlachtbericht die Ehre des Sieges für sich in Anspruch.

Napoleon wälzte die Schuld der wiederholten Niederlage diesmal auf das Hülfscorps der Sachsen, die doch — es sei Gott geklagt! — mit wahrer Wuth gegen ihre deutschen Brüder gekämpft hatten. So lohnte Napoleon seinen Verbündeten! —

Körner's Tod. In dieser Zeit, in der Deutschland über die Siege von Großbeeren, Hagelsberg, an der Katzbach, von Kulm und Dennewitz aufjubeln durfte, erfüllte dennoch tiefer Schmerz über den Tod eines der besten unter den Freiheitskämpfern die Gemüther aller Edlen. Theodor Körner, der treffliche Schlachtensänger, fiel am Tage des Sieges an der Katzbach (26. August). Wir wissen, daß der junge Held, beim Ueberfall von Kitzen schwer verwundet, heimlich nach Leipzig gebracht worden war und bei verschwiegenen Freunden inmitten der französischen Besatzung Pflege und Heilung gefunden hatte. Kaum genesen, kehrte er zu seinem Corps zurück, das unterdessen dem Heere Wallmoden's zugetheilt worden war und unter diesem im Mecklenburgischen gegen Davoust focht. Hier wurde er beim Ueberfall einer französischen Kolonne in der Nähe von Gadebusch erschossen, nachdem er erst an demselben Morgen seinen Gefährten während der Rast im Gehölz seinen Schwanengesang, das „Schwertlied", vorgetragen hatte. Unter einer Eiche beim Dorfe Wöbbelin liegt der edle deutsche Sänger begraben. Immermann widmete dem Trefflichen und der Freischar, der er angehörte, später tiefempfundene Worte. „Ist der alte Blücher", sagte er, „der erdgeborene Muth, die erfolgbringende Thatkraft, so tritt in einem andern Kreise eine nach außen hin mit solchen Wirkungen nicht vergleichbare Macht jenes Kampfes besonders hervor. Die Jugend und Frische des deutschen Gesammtlebens war in seinen zartesten Nerven von der fremden Ueberziehung angetastet worden; deutsches Denken, Sinnen und Dichten stand in Gefahr, mit der heimischen Sprache den fremden Lauten und dargeliehenen oder aufgedrungenen Geistesformen weichen zu müssen. Deshalb kämpfte die Blüte der

Digitized by Google

Jugend aus dem Hörſaal, der Kirche, dem Lehrſtuhl, der Gerichtshalle ſo begeiſtert mit; dieſe Jugend fühlte, daß das ganze Erbe unſerer großen geiſtigen Ahnen und die Zukunft des Geiſtes, welche ihr anheimfallen ſollte, auf dem Spiele ſtehe: der Athem dieſer Jugend durchdrang erfriſchend das Heer. Die Lützow'ſche Freiſchar war die Poeſie des Heeres, und ſo hat denn auch der Dichter des Kampfes, Theodor Körner, in ihren Reihen geſungen, gefochten und vollendet. Von ihm kann man ſagen, was Wallenſtein von Max ſagt:

— — — „Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet."

Bülow bei Dennewitz. Nach Camphauſen.

Vertrag von Ried. Napoleon's Lage ward mit jedem Tage düſterer, zumal einzelne Fürſten des Rheinbundes um dieſe Zeit bereits Unterhandlungen mit den Verbündeten wegen ihres Abfalls von Napoleon anzuknüpfen begannen. Namentlich erregte Bayern, an das der Kaiſer in letzter Zeit unerhörte Anforderungen geſtellt hatte, ſeine Beſorgniß, und dieſe war keineswegs unbegründet. Schon am 10. September wurden die Verhandlungen über den Eintritt Bayerns in die Allianz begonnen, am 8. Oktober wurde thatſächlich der Vertrag von Ried unterzeichnet.

Was in dieſem Vorgange zu Tage trat, veranlaßte den Marſchall Marmont ſpäter zu folgendem Ausſpruch: „Im Grunde befinden ſich in politiſcher Beziehung die Mächte zweiten Ranges ſtets im Vortheile gegenüber denen erſten Ranges, da ſie das eigenthümliche Privilegium haben „ſtets ſiegreich ſein zu dürfen". Gemeinlich ſchließen ſie ſich nothgedrungen einer Großmacht und dem herrſchenden politiſchen Syſtem an. Mit jener halten ſie die Verbindung aufrecht, ſo lange derſelben das Glück hold iſt — aber ſie verlaſſen den Verbündeten und wenden ſich dem Gegner zu, ſowie die Umſtände dies rathſam erſcheinen laſſen.

So sieht der im Nachtheil Befindliche, und der Besiegte erst recht, nicht allein seine Kräfte sich mindern, sondern die Streitmittel des Gegners infolge des Uebertritts des früheren Alliirten in die Reihen des Feindes sich steigern. Daher kommt es auch, daß die Befehlshaber der Truppen der Mächte zweiten Ranges gemeinsame Erinnerungen mit allen Heerführern der europäischen Staaten haben." Dies paßt vollkommen auf den Feldherrn jener deutschen Macht zweiten Ranges, den

Feldmarschall Fürst Wrede. Ueber keinen der deutschen Heerführer aus der Zeit der französischen Kriege lautet das Urtheil abweichender, als über den bayerischen Feldmarschall Fürsten Wrede (geb. zu Heidelberg 29. April 1767), der seine kriegerische Laufbahn damit begann, die Franzosen zu bekämpfen, hierauf für sie gegen Oesterreich und Preußen stritt, und dann wieder seine Landsleute gegen den alten Erbfeind Deutschlands heranführte. Kein geringerer als E. M. Arndt hat demselben überaus schlimme Dinge nachgesagt; aber es ist erwiesen, daß dieser Feldherr wenigstens an den Räubereien, die seitens der Bayern im Schlosse zu Oels in Schlesien zu Anfang des Jahres 1807 verübt worden sind, unschuldig gewesen ist; denn damals, erkrankt, befand er sich, als jenes geschah, gar nicht bei dem bayerischen Corps, er traf vielmehr erst nach seiner Genesung am 5. April 1807 in Pultusk bei seiner Division ein. — Auch das Feldherrntalent des Fürsten ist vielfach unterschätzt worden, trotz der guten Meinung, die sowol Napoleon als der alte Marschall Vorwärts über ihn hegten.

Jedenfalls war Wrede durch und durch Soldat und als tapferer und großmüthiger Vorgesetzter bei seiner Umgebung überaus beliebt. Bis zu seinem Tode (12. Dez. 1838) gehörte er in Bayern ohne Frage zu den volksthümlichsten Persönlichkeiten. Er hatte sein rasches Emporkommen sich selber zu verdanken gehabt. Anfänglich im Justizwesen thätig, hatten ihn Neigung und der Drang, sich militärisch auszuzeichnen, 1799 in die pfälzischen Dienste und unter die bayerischen Fahnen geführt. Entschlossenheit und militärischer Blick sind Eigenschaften, die dem gemeinen Manne stets imponirt haben; bei Wrede vereinigte sich damit unermüdliche Fürsorge für das Wohl der Untergebenen, hoch und niedrig, und daher schreibt sich auch die außerordentliche Popularität her, deren er sich erfreute.

Unverzüglich setzte sich nach dem Abschlusse jenes oben erwähnten Vertrages von Ried unter seiner Führung ein starkes bayerisches Corps gegen Hanau in Bewegung, um Napoleon bei einem für die Verbündeten glücklichen Ausgange des bevorstehenden Entscheidungskampfes den Rückzug abzuschneiden oder doch zu erschweren.

Inzwischen wurde der Halbkreis, in welchem die verbündeten Armeen Napoleon umschlossen, allmählich enger und enger gezogen, wobei man es vorsichtig vermied, sich auf einen Kampf einzulassen, bis alle Corps soweit vorgerückt waren, um vereinigt an einer Stelle eingreifen zu können. Zweimal brach Napoleon gegen das böhmische Heer, zweimal gegen das schlesische Heer auf: hier wie dort wich man einer Schlacht aus, und er mußte jedesmal unverrichteter Sache wieder in sein kleines ausgezehrtes Gebiet zwischen Berggiesshübel, Bautzen und Torgau zurückkehren.

Der kleine Krieg. Während in dieser Weise Napoleon nutzlose Stöße ins Leere führte, die nur dazu dienten, sein Heer zu ermüden und zu schwächen, wurden ihm von Freicorps, die in seinem Rücken umherschwärmten, alle Verbindungen mit Frankreich abgeschnitten. Thielemann, der ein preußisches Freicorps führte, nahm am 11. September in Weißenfels 1500, neun Tage später in Merseburg 2300 Franzosen gefangen und befreite daselbst 2000 Gefangene der Verbündeten. Tags darauf bemächtigte er sich einer werthvollen Zufuhr von 200 Wagen, wobei die Franzosen 500 Mann verloren. — Napoleon hatte den General Lefebvre mit 10,000 Mann abgesandt, um die Freicorps, vornehmlich das Thielemann'sche, zu vernichten. Thielemann vereinigte sich nun mit dem österreichischen Freicorps unter Mensdorf und dem russischen unter Platow zu einem gemeinsamen Angriff auf Lefebvre, durch welchen sie den Franzosen 500 Gefangene und 5 Kanonen nahmen. —

Digitized by Google

Der russische General Tschernitscheff verjagte um dieselbe Zeit den König Hieronymus aus Kassel, Tettenborn bemächtigte sich Bremens, Marwitz mit preußischer Landwehrkavallerie Braunschweigs, Fabeky nahm mit 80 Mann über 500 Franzosen in Querfurt gefangen. So diente auch der kleine Krieg bis in den Oktober hinein dazu, Napoleon zu beunruhigen und sein Heer zu schwächen.

Aber diese Erfolge genügten den preußischen Siegern von Großbeeren, Dennewitz, Hagelberg, Kulm nicht; sie wünschten — keiner mehr als der feurige Heldengreis Blücher — ungesäumt ein gemeinsames Vorrücken gegen den verhaßten Feind. Noch zögerte man im Hauptquartier; der Gedanke, mit dem Schlachtenlenker, der bisher aus allen Kämpfen als Sieger hervorgegangen war, den Entscheidungskampf auf Tod und Leben zu wagen, ließ trotz der feurigen Mahnungen Stein's und Blücher's kräftige Entschlüsse nicht aufkommen.

General von York begrüßt bei Wartenburg die Helden vom Leibregiment. Nach Camphausen.

Endlich erwirkte Stein, mit dem Blücher fortgesetzt in Verhandlung stand, daß diesem von dem Monarchen gestattet ward, eine entscheidende Vorwärtsbewegung auszuführen. Nach dem hiernach festgestellten Plane sollte Blücher gegen Norden aufbrechen, den zögernden Bernadotte mit sich fortreißen, über die Elbe gehen und sich dem französischen Heere in den Rücken zu werfen suchen.

Blücher's und York's Uebergang über die Elbe bei Wartenburg. Als Blücher bei dem Dorfe Wartenburg die Elbe überschreiten wollte, fand er den Uebergangspunkt besetzt und 20,000 Franzosen unter Bertrand bereit, in außerordentlich fester Stellung den Preußen das Ueberschreiten des Flusses zu wehren. Dem General York fiel die ehrenvolle Aufgabe zu, der schlesischen Armee den Uebergang zu erzwingen. Die Seinen griffen den Feind am 3. Oktober aufs Kräftigste an, und es errang in dem fünfstündigen, nach blutigen

Opfern erfolgreichen Kampfe General Horn den Ehrenpreis der Tapferkeit. Er, der fünfzig und einige Jahre alte, aber noch in voller Manneskraft stehende, hochgewachsene, schlanke Held rief in dem Augenblicke der höchsten Gefahr: „Ein Schurke, wer noch einen Schuß thut! Gewehr zur Attake rechts! Marsch!“ Unter dem Dröhnen des Sturmmarsches und unter Hurrahruf stürmen die tapferen Landwehrmänner vor. Horn's Pferd stürzt. Da ist's, als ob der Geist des alten Dessauers, des Helden von Turin, über ihn komme. Er ergreift das Gewehr eines Gefallenen; Führer und gemeiner Soldat zugleich, stürmt er der Heldenschar voran, deren Reihen fortgesetzt durch Kartätschensalven gelichtet werden. Der Sumpf wird durchwatet, ein heftig vertheidigter Damm nach dem andern im Sturmkampfe genommen. Der Feind flieht, 1000 Mann und dreizehn Kanonen fallen in die Hände der Sieger. Horn's Heldenthat nöthigt dem wortkargen York den Ruf ab: „Gegen Horn ist Bayard nur ein Lump gewesen!“ — Einige Landwehrregimenter aus der Brigade Horn, die hier zum ersten Male im Feuer gewesen waren, hatten mit so ausgezeichneter Tapferkeit gekämpft, daß York, der früher ein eifriger Gegner Scharnhorst's gewesen war, ausrief: „Den besten Grenadieren soll man von jetzt an die Landwehr an die Seite setzen!“ Der höchste Ruhm des Tages aber gebührte dem zweiten Bataillon des Leibregiments. Als dasselbe nach der Schlacht an York vorüberzog, entblößte der brummige Alte sein Haupt.

Zweier mit diesem Kampfe verknüpfter Vorgänge, die da zeigen, in welchem Geiste der Krieg von Seiten der Verbündeten geführt wurde, möge hier Erwähnung gethan werden. Nachdem die Franzosen auch aus dem Kirchhofe des Dorfes Wartenburg, den sie zuletzt noch gehalten hatten, hinausgeschlagen worden waren, drangen die Landwehrmänner in Scharen in die offenstehende Kirche. Der Pfarrer des Ortes, eine Beraubung der Kirche fürchtend, eilt zum Prinzen Karl von Mecklenburg und bittet um eine Schutzwache. Sogleich geht dieser mit ihm. Nahe der Kirche vernehmen sie Orgelklang. Indem sie eintreten, schallt ihnen das Lied: „Nun danket Alle Gott“ entgegen, und sie sehen die Krieger mit gefalteten Händen in den Bänken, in den Gängen und vor dem Altare theils sitzen, theils knieen.

Blücher nahm sein Hauptquartier in dem gräflichen Schlosse, dessen Fenster und Wände vielfach Kugelspuren trugen. Bei dem Mahle am Abende wurde der im Kriege heimgegangenen Mitkämpfer, namentlich Scharnhorst's, gedacht, und aller Anwesenden bemächtigte sich eine feierliche Stimmung. Unter den Tischgenossen befand sich der Sohn jenes Helden, der jugendliche Leutnant Scharnhorst. Ihn rief Blücher zu sich heran, ergriff seine Hand und sprach: „Blicke herab, verklärter Geist unsers Scharnhorst, und vernimm es, wie wir Alle in die Hand deines Sohnes geloben, dir nachzueifern in Wort und That, bis daß wir das deutsche Vaterland von den Feinden und Unterdrückern befreit und den preußischen Namen wieder zu Ehren gebracht haben!“

Der Uebergang des schlesischen Heeres über die Elbe bewirkte, daß Bernadotte, wenn er anders nicht als offenbarer Verräther erscheinen wollte, sich gezwungen sah, nachzufolgen. Er überschritt die Elbe bei Dessau. Blücher marschirte gegen die Mulde vor, zog Bernadotte unerbittlich nach sich, und die Vereinigung beider Heere fand bei Düben statt.

Während dieser Zeit, zwischen dem 3. und 14. Oktober, überschritt Schwarzenberg mit dem Hauptheere das Erzgebirge und drang in Sachsen ein. Da nun Napoleon sah, daß es im Plane seiner Gegner liege, sich hinter seinem Rücken zu vereinigen, um ihm die Straße nach dem Rhein zu sperren, zog er, um solches zu verhindern, mit seiner Heeresmacht in die Gegend von Leipzig.

Am Abende des 15. Oktober stiegen aus Schwarzenberg's Hauptquartiere bei Pegau drei weiße Raketen zum dunklen Himmel empor, bald darauf erhoben sich aus Blücher's Hauptquartier bei Halle vier rothe Raketen; es war dies das Zeichen, daß der Feind am nächsten Tage, den 16. Oktober, mit vereinter Kraft angegriffen werden sollte.

Digitized by Google

Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Große Völkerschlachten sind in alter Zeit geschlagen worden: in den Catalaunischen Gefilden gegen Attila, bei Tours gegen die Mauren. Von ungleich größerer Bedeutung ist die Völkerschlacht bei Leipzig. Mit Ausnahme der Türken sehen wir in dieser Schlacht alle Völker Europa's vom Nordkap und Ural bis zur Meerenge von Gibraltar vertreten. Für die Völker, die gegen Napoleon kämpften, standen in Frage: Recht oder Gewalt, Ehre oder Schande, Freiheit oder Knechtschaft, die Möglichkeit eigenartiger Entwicklung oder der Fluch, unter der gewaltsamen Einwirkung fremden Wesens im innersten Kern aufgelöst, vernichtet zu werden. Für die Franzosen wie für ihre Gegner bedeutete ein Sieg Napoleon's Fortdauer der immer unerträglicher gewordenen Herrschaft eines Unterdrückers.

Am ersten Schlachtentage betrug die Stärke der Truppen (nach v. Sybel) auf jeder Seite etwa 190,000 Mann; mit dem Erscheinen Bernadotte's und Bennigsen's am folgenden Tage brachten es die Verbündeten zu einer für den Feind erdrückenden Ueberlegenheit. Es muß aber von vornherein betont werden, daß die eigentliche Entscheidung der Schlacht auf den ersten Tag — den 16. Oktober — fällt, demnach in eine Zeit, in der von einer Uebermacht der Verbündeten nicht die Rede sein kann. Bringt man außerdem noch die mäßige Befähigung Schwarzenberg's gegenüber dem ersten Kriegsmeister seiner Zeit und die Vielköpfigkeit der Leitung des verbündeten Heeres gegenüber der einheitlichen, kräftigen und genialen Führung des französischen Heeres in Anschlag, so muß man bekennen, daß die Sieger von Leipzig Außerordentliches leisteten.

Wenden wir uns nun zum Verlaufe des großen Kampfes, der aus einer Reihe von Schlachten bestand, die auf dem Raume von ungefähr einer Quadratmeile geschlagen wurden.

Der 16. Oktober. Kalt, trübe und regnerisch brach der Morgen an. Um 9 Uhr begann im Südosten von Leipzig (bei Wachau) der Angriff des böhmischen Heeres mit einer furchtbaren Kanonade, die Napoleon sogleich aus den Batterien der Wachauer Höhen kräftig erwidern ließ. Trotz der hundert Feuerschlünde, die ihnen Tod und Verderben entgegenschleuderten, gingen die Preußen und Russen unter Kleist und dem Prinzen Eugen von Württemberg muthig vor, und es gelang ihnen, die Höhen zu gewinnen.

Während sich hier die Entscheidung bald nach der einen, bald nach der andern Seite neigte, wurden die Franzosen im Westen von Meerveldt und Giulay angegriffen. Die Franzosen setzten den Verbündeten den tapfersten Widerstand entgegen, und nach stundenlangem vergeblichen Ringen erkannte endlich Schwarzenberg, daß es nicht gelingen werde, auf dieser Seite vorzudringen.

Auch bei Wachau begann der Kampf für die Verbündeten ein zweifelhaftes Ansehen zu gewinnen. Die Gefilde um Wachau hatte sich Napoleon zum Hauptkampfplatz ausersehen. In früheren Schlachten war es seine Art gewesen, gewaltige Massen Fußvolk im entscheidenden Augenblicke zu vereinen und sie auf einen Punkt wirken zu lassen, um die feindliche Schlachtreihe zu durchbrechen. Heut sollte der gleiche Zweck durch eine gewaltige Zahl von Geschützen, die hinter Anhöhen verborgen standen, erreicht werden. Plötzlich werden im Angesichte der Verbündeten auf den östlich von Wachau gelegenen Anhöhen dreihundert Geschütze aufgefahren, und es beginnt eine Kanonade, wie sie in Schlachten wol selten erhört worden ist. Die Erde erbebt, man vernimmt nicht einzelne Schüsse, sondern nur ein einziges, ununterbrochen anhaltendes Donnergebrüll. Einzelne Häuser, die zwischen den Kämpfenden stehen, verschwinden, als ob ein Orkan sie weg wehe, in dem über zwei Stunden entfernten Leipzig klirren die Fenster.

Grauenerregend war die Wirkung dieses Feuers. In wenigen Minuten lagen dreiundzwanzig Geschütze Eugen's zertrümmert am Boden, um ihn her häuften sich mit jedem Augenblicke die Leichen. Eugen ließ neue Geschütze auffahren; auch sie wurden von dem eisernen Hagel zerschossen. Jetzt stürmte französisches Fußvolk herbei, fünfmal verloren und gewannen die Verbündeten Wachau. Eugen wußte, was auf dem Spiele stand. Er hielt mit seinen Tapferen aus; aber immer dringender wünschte er auch, daß die Hülfe kommen möge, nach der ausgesandt war.

Napoleon's Siegesgewißheit hatte sich so hoch gesteigert, daß er dem in Leipzig weilenden Könige von Sachsen die Botschaft sandte, der Feind weiche, und ihn auffordern ließ, die Glocken der Stadt und der nächstgelegenen Ortschaften läuten zu lassen, um der Bevölkerung seinen Triumph zu verkünden. —

Es stand indeß noch keineswegs mißlich um die Sache der Verbündeten, da ihre Kolonnen nur bis in die Stellungen zurückgingen, die sie am Morgen innegehabt hatten, und selbst einen furchtbaren auf ihre Mitte gerichteten Massenstoß von 12,000 Reitern völlig zurückschlugen. Frische Truppenmassen gegen sie anrücken zu lassen, war Napoleon nicht im Stande.

York bei Möckern. Wer das verhinderte, war Blücher, der sich in dem entscheidenden Zeitpunkte mit seinen braven Truppen auf den rechten Flügel des Feindes geworfen hatte. Seine Anrede an seine Truppen war kurz gewesen. „Wer heut Abend", hatte er leuchtenden Auges gerufen, „nicht todt oder wonnetrunken ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott!" Die Lage und Bauart des von den Franzosen besetzten Dorfes Möckern eignete sich außerordentlich gut zur Vertheidigung. Der unerschütterliche York leitete den Hauptsturm auf das Dorf, aus dem die Angreifenden mit einem verheerenden Feuer aus achtzig Kanonen empfangen wurden. Grauenvoll wüthete der Tod in ihren Reihen, Möckern ward genommen und verloren. Aber die Franzosen erhielten Zuzug, ihre

Digitized by Google

Stellung befeſtigte ſich aufs Neue. Jetzt führte der General Horn ſeine Brigade vor. „Kinder“, rief er mit lauter Stimme, „wir haben heut einen ſchönen Tag. Seht, dort ſtehen die Franzoſen, die jahrelang euren Eltern und euch ſo viel Leides zugefügt haben; heute wollen wir es ihnen vergelten! Wir werden jetzt auf die große Batterie losgehen und ſie nehmen. Schießt nicht viel, ſondern geht mit dem Bajonnet drauf los; kalt ſind ſie mir am liebſten. Brigade, marſch!“ Lange ſchwankt der Kampf hin und her.

Schlacht bei Möckern. York ſtürmt gegen die Franzoſen vor. Zeichnung von Ludwig Burger.

Gerade, als York mit gezogenem Säbel ſich an die Spitze der ſchwarzen Huſaren ſetzt und dieſelben unter dem lauten Rufe: „Vorwärts marſch! es lebe der König!“ gegen den Feind führt, hatte auch Marſchall Marmont ſelbſt ſich an die Spitze ſeines beſten Fußvolks geſtellt. In Begleitung einer Batterie rückt er vor. Plötzlich vernimmt man ein furchtbares Krachen. Die franzöſiſchen Munitionswagen hinter den in Verwirrung gerathenen Truppen ſind in die Luft geflogen; der Marſchall ſelbſt wird verwundet, ebenſo werden die beiden Diviſionsführer niedergeſtreckt.

Die vorgeführte Infanterie stutzt, während Dampf und Rauch die gräßlichen Verwüstungen des schauerlichen Ereignisses verhüllen. „Vorwärts, vorwärts, laßt nicht nach! Drauf, drauf!“ ertönt der anfeuernde Ruf durch die ganze Ausdehnung der bereits zusammengeschlossenen preußischen Angriffssäulen. Trotz des rasenden Widerstandes des Feindes, dessen aus dem Hintertreffen herbeigerufene Reiterei die hier ebenfalls gefährdete Schlachtordnung der Franzosen wieder herstellen soll, wird immer mehr Boden gewonnen.

„Haltet euch mit Gefangenen nicht auf. Jetzt zeigt, daß ihr brave Brandenburger seid!“ hatte Sohr seinen wider die feindliche Mitte vorbrechenden Husaren beim Anreiten zugerufen. Die kurz zuvor von hier gegen die linke Flanke der Steinmetz'schen Brigade vorgegangene feindliche Batterie wurde von der urplötzlich daherstürmenden Reiterei gefaßt und genommen; zwei dahinter ebenfalls gegen die linke Seite der Brigade in eiligem Anzuge begriffene französische Bataillone sahen sich gesprengt, bevor sie nur Zeit zum Widerstande gefunden. In wilder Flucht jagte, was sich vor den Säbeln der preußischen Reiter zu retten vermochte, zurück. Die im wildesten Karrière heransausenden brandenburgischen Ulanen, sowie das 5. schlesische Landwehr-Kavallerieregiment werfen sich auf die württembergischen Geschwader, welche, unfähig, diesem rasenden Stoße zu widerstehen, im Davonjagen zum Theil das eigene Fußvolk niederreiten. Die Husaren schließen sich den Ulanen und Wehrreitern an. Die nächsten französischen Vierecke werden in unwiderstehlichem Anlaufe gesprengt, es ist kein Halten mehr beim Feinde. In diesem einen Sturmritt werden von den drei preußischen Regimentern nicht weniger als 28 Geschütze genommen. Erschreckt über die ringsum zunehmende Verwirrung fliehen endlich die Feinde in Unordnung aus Möckern. Beinahe die sämmtliche feindliche Artillerie fällt den Brandenburgern in die Hände. — Dies war der ausschlaggebende Augenblick, in welchem das Kriegsglück sich den Preußen zuwandte. — Ueber 2000 Gefangene und 53 Kanonen fallen in die Gewalt der Sieger, deren Verlust etwa 7000 Todte und Verwundete beträgt. Die Einbuße York's bestand aus 173 Offizieren und 5430 Mann; die Landwehr dieses Heerestheiles war von 5600 Mann auf 3200 Mann zusammengeschmolzen. Erst der hereinbrechende Abend machte dem Kampfe und der Verfolgung ein Ende.

Ueber die bei dem Kampfe um Möckern bewiesene unvergleichliche Tapferkeit des York'schen Corps sagt der russische General Langeron: „Dieser unerschrockene General York und seine braven Soldaten hatten sich bereits in allen Gefechten dieses Krieges mit Ruhm bedeckt; aber es sei erlaubt, zu sagen, sie übertrafen sich selbst in dieser denkwürdigen Schlacht.“ Sogar die alten Generäle Napoleon's äußerten später, daß sie nur selten einer Tapferkeit begegnet seien, die sich mit jener der Preußen bei Möckern messen könne.

Um nicht ihre Stellungen dem Feinde zu verrathen, lagerten die Preußen in der rauhen Oktobernacht auf freiem Felde ohne Wachtfeuer und ohne Schutz gegen den kalten Wind, der sausend über das weite Schlachtfeld fegte.

Um dieselbe Zeit und ohne zu ahnen, welche Vortheile die Preußen bei Möckern erfochten hatten, beschied Napoleon den gefangenen österreichischen General Meerveldt zu sich und trug ihm auf, dem Kaiser Franz Vorschläge zu einem Waffenstillstande zu überbringen. Er begehrte freien Rückzug hinter die Saale, erbot sich, Hannover und die Hansestädte zurückzugeben, sein Verhältniß zu Polen und den Rheinbundsstaaten zu lösen und über das fernere Schicksal Italiens, Spaniens und Hollands mit den Hauptmächten Europa's gemeinsam zu beschließen.

Zu einem solchen Entschluß war Napoleon durch den Hinblick auf den Umstand geführt worden, daß, so weit ihm die Ergebnisse der Schlacht bekannt geworden waren, er so gut wie keine Vortheile errungen hatte, und er sich sagen mußte, daß für den folgenden Tag noch weniger zu hoffen sein werde. Kaum war Meerveldt von ihm entlassen, so empfing er die üble Kunde von den schweren Verlusten, die seine Armee bei Möckern betroffen hatten. In peinvoller Unruhe verbrachte er die Nacht.

Digitized by Google

Der 17. Oktober war ein Sonntag. Düster wie der bedeckte Himmel, von dem von Zeit zu Zeit Regenschauer niedergossen, war die Stimmung des Kaisers und seiner Soldaten; unheimliches Schweigen herrschte an den Wachtfeuern. — Die Verbündeten dagegen standen frohen Muthes zur Weiterführung des Kampfes bereit und hofften von Augenblick zu Augenblick, Napoleon werde ihn aufs Neue aufnehmen, indeß dieser ungeduldig der Zurückkunft des als Botschafter an Kaiser Franz abgesandten Meerveldt harrte. Stunde auf Stunde verrann, Meerveldt kam nicht. So verging der Tag. Die verbündeten Monarchen, die es zu oft zu ihrem Schaden erfahren, was dem Kaiser der Franzosen Treu und Glauben galten, hatten beschlossen, sich auf Verhandlungen mit ihm nicht einzulassen. So mußte denn der Mann, der noch vor einem halben Jahre der stolzen Zuversicht gewesen war, „mit Europa fertig zu werden", ja, dessen Pläne sich selbst auf Asien hin erstreckt hatten, es erfahren, daß man ihn auf seine Friedensvorschläge nicht einmal einer Antwort würdigte! Keine seiner Mienen verrieth jedoch die geringste Bewegung, die Züge seines Angesichts schienen versteinert, so daß dasselbe, zumal beim flackernden Scheine des Wachtfeuers, den Eindruck einer Todtenmaske machte; nur aus hastigen, fast krampfhaften Bewegungen war es zu entnehmen, wie seine Seele in ihrem tiefsten Grunde von Pein und Ingrimm durchwühlt ward.

Wie anders leuchtete zu derselben Zeit das Heldenangesicht Blücher's, des deutschen Kernmenschen, des Abgottes des schlesischen Heeres! Er allein unter den Führern auf Seiten der Verbündeten vermochte es nicht, den 17. Oktober ohne Kampf vorübergehen zu lassen. Das französische Fußvolk wurde von ihm aus dem Dorfe Eutritzsch vertrieben, die französische Reiterei unter Arrighi in die Flucht geschlagen und bis dicht an das Halle'sche Thor von Leipzig verfolgt, wobei man dem Feinde 500 Gefangene und fünf Kanonen abnahm. Als Blücher sich hiernach anschickte, über die Parthe zu gehen, um Leipzig anzugreifen, sprengte ein Adjutant Schwarzenberg's herbei, der ihm die Nachricht brachte, daß der allgemeine Angriff erst auf den folgenden Tag angesetzt sei, er demnach von einem weiteren Kampfe für heute abstehen möge.

Einer der Ehrentage der deutschen Nation brach an, der Tag, an dem die letzte große Schlacht gegen den Gewalthaber auf deutscher Erde geschlagen und durch Ströme Blutes die Schmach gesühnt werden sollte, die durch fremdes und eigenes Verschulden über das deutsche Volk gekommen war. Hell ging die Sonne am 18. Oktober, dem für unser Volk bis in die fernsten Zeiten denkwürdigen Tage, auf, und ihre Strahlen erhöhten die Siegeszuversicht und den Kampfesmuth vieler Tausende, deren Augen ihr Aufsteigen zum letzten Male sehen sollten.

Noch fehlte der Kronprinz von Schweden auf dem Schlachtfelde. Ihm wäre es sicherlich ein Leichtes gewesen, schon am 16. Oktober gleichzeitig mit Blücher den Kampf gegen die Franzosen aufzunehmen.

Wäre dies geschehen, so hätte der Kampf bei Möckern nicht so schwere Opfer erfordert, ja das edle Blut, das am 18. Oktober vergossen werden mußte, hätte vielleicht gespart werden können. Zum englischen Bevollmächtigten, dem Generalleutnant Stewart, der ihm in der Frühe des 16. Oktober mittheilte, daß er ein mahnendes Schreiben an Bernadotte erlassen habe, sagte Blücher: „Alles Schriftliche laufe an dem wie Wasser ab, er müsse ihm aufs Leder rücken und ihn womöglich beim Kragen fassen und aufs Schlachtfeld schleppen!" Stewart warf sich auf sein Pferd, brachte es aber nicht dazu, den Kronprinzen zu sprechen. Da schrieb er ihm noch am Abende desselben Tages: „Es ist kein Augenblick zu verlieren; Ew. Königliche Hoheit haben es mir versprochen. Ich rede jetzt als Soldat; nur bereuen könnten es Ew. Königliche Hoheit, wenn Sie jetzt nicht ihren Marsch begönnen!" — Darin lag für den arglistigen Mann ein ganz deutlicher Hinweis darauf, daß, wenn er der übernommenen Pflicht jetzt nicht nachkomme, wahrscheinlicherweise auch England seine Zusage, für den Anfall Norwegens an Schweden einzutreten, als nicht geschehen betrachten würde. So sah er sich denn gezwungen, an dem Kampfe des 18. Oktober theilzunehmen.

Digitized by Google

Der 18. Oktober. Früh acht Uhr begann die Schlacht; die drei Monarchen nahmen auf dem Galgenberg, ihnen zu Ehren nachmals Monarchenhügel genannt, ihre Stellung, von wo aus sie das Feld des Kampfes übersehen konnten. Napoleon leitete von der hochgelegenen Tabaksmühle aus die Schlacht. Die Verbündeten waren dem französischen Heere an Truppenzahl fast um das Doppelte überlegen; doch hatte Napoleon's Heer eine gute, befestigte Stellung inne, in der es sich auf das damals noch mit einer Mauer umgebene Leipzig stützte, und Benningsen schritt erst 2 Uhr, Bernadotte gar erst um 4 Uhr zum Angriff.

Am heißesten ward im Centrum gestritten, wo in dem Kampfe um das zur hartnäckigsten Vertheidigung eingerichtete Dorf Probstheida gewissermaßen die Entscheidung des Tages lag, soweit nach den Erfolgen vom 16. Oktober von einer wirklich ausschlaggebenden Entscheidung noch die Rede sein konnte. Es war bereits zwei Uhr Nachmittags geworden, als zwei preußische Brigaden und das Corps des Prinzen Eugen von Württemberg zum Sturm gegen das ebengenannte Dorf vorrückten, dessen Behauptung für Napoleon von der größten Wichtigkeit sein mußte, weil die Sicherheit des Rückzuges der französischen Armee wesentlich davon abhing. Zwei starke Batterien schützten Probstheida zu beiden Seiten; in mehrere aus Stein gebaute Häuser sowie in die Gartenmauern hatten die Franzosen Schießscharten gebrochen. Die Marschälle Victor und Lauriston vereinigten ihre Heerscharen zur Sicherstellung des wichtigen Ortes, während hinter diesen mächtigen Schlachtsäulen noch die Garden unter Napoleon's persönlichem Befehle eine feste Stütze bildeten. Trotz Alledem gelang es den unter der heldenmüthigen Führung des Prinzen Eugen mit Todesmuth und lautem Hurrahgeschrei heranstürmenden Russen und Preußen, sich im ersten Anlauf eines Theiles des Dorfes zu bemächtigen. Durch die Uebermacht der Franzosen zum Weichen gebracht, werden sie noch einmal durch den Prinzen August von Preußen zum Sturme vorgeführt; wieder gelingt es, einen Theil des Dorfes zu erobern, da läßt Napoleon seine Garden zum Angriff vorrücken, und diese geben den Ausschlag. Die Stürmenden werden aufs Neue überwältigt und müssen über Haufen von Verwundeten und Sterbenden den Rückmarsch antreten. Aber immer noch lassen diese sich nicht abschrecken: sieben Stürme werden unternommen — alle vergeblich. Ein entscheidender Erfolg ist an dieser Stelle nicht zu erringen; die Führer der hier kämpfenden Heerestheile müssen sich darauf beschränken, Napoleon selbst am Vorbrechen und damit am entscheidenden Eingreifen auf anderen Theilen des Schlachtfeldes zu verhindern. Und das erreichten sie in der That. Denn während in und bei Probstheida durch die wiederholten ungestümen Sturmläufe der Preußen und Russen die besten Kräfte Napoleon's beschäftigt sind, die Gegner zurückzuschlagen, gelingt es den übrigen Heerestheilen der Verbündeten, an mehreren Punkten vorzudringen und endlich die Entscheidung herbeizuführen.

Der nun auch in die Schlachtlinie eingerückte Kronprinz von Schweden überschritt die Parthe gemeinsam mit Blücher, der, um dem immer zögernden ehemaligen französischen Marschall jeden Vorwand zur Unthätigkeit zu nehmen, diesem einen Theil seiner eigenen Truppen überlassen hatte. Nun wurden die Franzosen bis nach Schönefeld und Paunsdorf zurückgedrängt.

Uebergang der Sachsen und Württemberger. Hier endlich schlugen sich die Sachsen, die während der auf den Waffenstillstand folgenden Kämpfe von 18,000 bis auf etwa 5000 Mann zusammengeschmolzen waren, auf die Seite ihrer deutschen Brüder. Die tapferen Krieger, längst grollend, daß der Soldateneid sie zwang, einer so unwürdigen Sache zu dienen, hatten bei ihrem Könige angefragt, ob sie noch länger für den Feind Deutschlands fechten sollten, und die doppelsinnige Antwort empfangen: „daß gerade jetzt jeder brave Sachse mit erhöhter Anstrengung für das Vaterland und die Sache des Königs kämpfen müsse." Sie deuteten sich dies in ihrem, nicht in des Königs Sinne, und gingen zu den Verbündeten über, von denen sie mit Jubel begrüßt wurden. Der Uebergang der Sachsen konnte auf den Ausfall der Schlacht um so weniger wirken, als dieselben, trotz des laut ausgesprochenen Wunsches, sogleich gegen die Franzosen geführt zu werden, in die Reserve gewiesen wurden.

Digitized by Google

Schwarzenberg verkündet den Monarchen den Sieg auf allen Theilen des Schlachtfeldes. Nach dem Gemälde von Kraft.

Digitized by Google

Den Sachsen folgte eine noch schwächere Abtheilung Württemberger. General von Normann, der Befehlshaber derselben, empfing auf seine Aeußerung, daß er willens sei, seinen König um die Erlaubniß zu bitten, auf Seiten der Verbündeten kämpfen zu dürfen, von Gneisenau die würdige Antwort: „Auf dem General haftet der Schandfleck, daß er während des Waffenstillstandes das Lützow'sche Corps überfiel und niederhauen ließ; weder er noch ein einziger Mann seiner Brigade soll der Ehre theilhaftig werden, in den Reihen preußischer Krieger zu fechten."

Von französischen Schriftstellern sind hinterher jene Vorgänge benutzt worden, die Niederlage Napoleon's zu beschönigen, wobei man sich nicht entblödet hat, die Zahl der sächsischen Truppen bis auf 30,000 Mann zu vergrößern! — Ueberall, nur nicht da, wo Schwarzenberg unmittelbar befehligte, waren inzwischen die Truppen der Verbündeten siegreich vorgedrungen; der Halbkreis, den die Franzosen innehatten, verengte sich zusehends, und schon war es zu bemerken, daß Napoleon Anordnungen für den Rückzug traf.

Sieg! Sieg! So ist er denn errungen, der endliche, heiß ersehnte, theuer erkaufte Sieg! In dem Augenblicke, wo Fürst Schwarzenberg den drei verbündeten Monarchen auf der Anhöhe bei Leipzig, die, wie erwähnt, seitdem zur Erinnerung an den denkwürdigen Tag der „Monarchenhügel" heißt, die große Botschaft brachte, da verkündete diese Botschaft zugleich allen Völkern, die seit fast zehn Jahren unter dem französischen Joche geschmachtet hatten, das Ende der Napoleonischen Gewaltherrschaft.

Nun verlangte Blücher 20,000 Mann Reiterei, um den fliehenden Feind auf seinem Rückzuge zu vernichten; er drang jedoch mit seiner Ansicht nicht durch, theils weil Schwarzenberg den Sieg noch nicht für gesichert hielt, theils weil er — er hat dies später eingestanden — „einen Feind, der noch Kräfte hatte, nicht zur Verzweiflung bringen wollte." — Wie viel Blut und Thränen wären für die spätere Zeit gespart worden, wenn Blücher an Schwarzenberg's Stelle gestanden hätte!

Als am 19. Oktober die Herbstsonne den Nebel durchbrach, sahen die Verbündeten das Schlachtfeld von Feinden leer. Unermeßliche Freude durchströmte der Sieger Brust, bei allen Regimentern erhob sich der Klang der Feldmusik. Jetzt rückten Blücher, Bülow, Sacken und Langeron mit ihren Truppen gegen Leipzig vor. Von rechts und links wirbelte der preußische Sturmmarsch, und die Flügelhörner riefen dazwischen. Begünstigt durch den Kampf um den Eintritt in die Grimma'sche Vorstadt, hatte Borstell mit seiner Brigade in raschem Anlauf die Milchinsel und nach der heftigsten Gegenwehr zuletzt auch das Hinterthor genommen. Ebenso war das Hospitalthor nach zweimaligem vergeblichen Sturmlauf von den Russen erbrochen worden. Bereits zeigten sich russische Plänkler auch in den Gassen links. Nur am Halle'schen Thore, sowie bei dem jetzt von der verbündeten Hauptarmee ebenfalls angegriffenen Mühlenschlage und dem Petersthore behaupteten sich noch die Feinde. Doch auch hier begann schon der Widerstand derselben bald merklich schwächer zu werden.

Entflammt von diesen günstigen Anzeichen, hatten die tapferen Vorkämpfer einen erneuten Sturmlauf unternommen und waren bis zu dem freien Platze vor dem inneren Grimma'schen Thore vorgedrungen. Was vom Feinde noch zusammenhielt, suchte durch dieses Thor oder nach links um die heutigen Promenaden die innere Stadt zu gewinnen. Von rechts ertönte der tiefe Hörnerklang der pommerschen Schützen durch die Gassen, die Fenster öffneten sich auf diese willkommenen Klänge, und noch mitten hinein in das Schießen flatterten die weißen Tücher der freudetrunkenen Einwohner.

Einem Bataillone der Königsberger Landwehr war es gelungen, zuerst den Weg in die südöstliche Vorstadt frei zu machen. Die tapferen Leute waren seit 36 Stunden auf den Beinen und hatten in dieser langen Zeit fast gar keine Nahrung zu sich genommen. Trotzdem kämpften sie, geführt von Major Friccius, mit einem Heldenmuthe, wie er wol selten übertroffen worden ist. —

Digitized by Google

Empfang der Königsberger Landwehr in Leipzig. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Digitized by Google

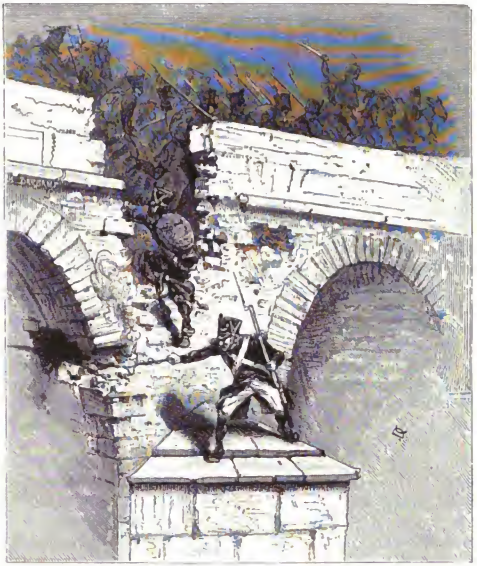
Ueber diesen Vorgang giebt Friccius selbst in seiner „Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814“ folgende lebendige Schilderung: „Das Grimma'sche Thor war stark verrammelt, von neuen Planken gezimmert, oben auf der Spitze, um das Uebersteigen zu verhindern, mit starken eisernen Widerhaken und unten mit vielen Schießlöchern versehen. Das Wacht- und Zollhaus, nahe am Eingange des Thores rechts, war verlassen, aber die Häuser, welche zum Theil die Vorstadtmauer nach dem Hinterthore zu bilden, besonders aber das Gebäude, welches auf dem Kirchhofe steht, eine Fortsetzung der Kirchhofsmauer ist und einen spitzen Winkel mit dem Thore bildete, waren stark vom Feinde besetzt. Die Truppen, welche gegen das Thor anrückten, erhielten also von vorn und von beiden Seiten ein nahes, starkes Feuer, ohne dem Feinde hinter seinen Bollwerken viel schaden zu können. Zum Sturm war nichts vorbereitet. Wir hatten keine Leiter, keine Brechstange, noch andere Instrumente zur Hand; kein Pionier war uns zur Seite, kein Geschütz in der Nähe, um das Thor einzuschießen. Immer stärker wurde aus der Stadt, aus allen Fenstern, von allen Dächern, selbst vom Johanniskirchthurm herab, welcher zur Warte zu dienen schien, auf uns geschossen. In jeder Minute traf ein Schuß. Mein Pferd erhielt eine Kugel in die Kinnlade und war nicht mehr zu bändigen. Ich mußte absteigen. In seinem Schmerz bäumte sich das schöne Thier unaufhörlich und wurde von einem Landwehrmann festgehalten, riß diesen aber bald mit sich fort, sprengte die Zügel und stürzte in wildem Laufe davon. Ich mußte nun den Dienst zu Fuß verrichten. Vorwärts zu kommen, war nicht möglich, Stehenbleiben unfehlbares Verderben, und dem Ziel so nahe, zog Jeder den Tod einem Rückzuge vor. Die Noth und Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke. Endlich entdeckte Gäfebeck eine schwache Stelle in der Mauer. Ich ergriff das Gewehr des nächsten Landwehrmannes und stieß mit dem Kolben die dünne Mauer ein. Sie stürzte schnell zusammen, da mehrere Landwehrmänner kräftig dabei halfen. Als die Oeffnung groß genug war, sprang ich durch die selbstgelegte Bresche und rief den Meinigen zu: „Ihr werdet mich nicht verlassen!“ Vor mir war schon ein behender Landwehrmann, Gottlieb Maluga, mir unter den Händen durchgeschlüpft. Er erhielt dabei durch einen Bajonnetstich eine heftig blutende Wunde im Gesicht. Da wir in Kolonne gegen das Thor vorgerückt waren, so befanden sich die Offiziere der 2. Compagnie, Hauptmann Zieten und Klebs I., und Motherby, Hauptmann der 3. Compagnie, vorn und in meiner Nähe. Auf meinen Zuruf sprang Motherby vor und rief, den Säbel hochhaltend: „Kameraden, folgt mir!“ Er wurde aber sogleich dicht hinter mir, als er die Bresche besteigen wollte, von einer Kugel in den Kopf getroffen und sank seinem Freunde Stumpf todt in die Arme... Stumpf küßte unter Thränen die erblaßte Wange und eilte darauf mit vielen Anderen mir nach, um sich an die Spitze der verwaisten Compagnie zu stellen, welche den Verlust des seltenen und edlen Mannes am schwersten und tiefsten empfand. Jeder wollte den geliebten Führer rächen, es ihm gleichthun im Leben und im Tode. Wer nur irgend konnte, machte sich Bahn durch alle Hindernisse, Niemand wollte zurückbleiben.“

Das Königsberger Landwehrbataillon war infolge eines ihm zugegangenen Befehls auf dem Platze vor dem inneren Grimma'schen Thore zurückgeblieben. Am Morgen noch 450 Mann zählend, fanden sich die jetzt noch lebenden 100 Mann um den fast allein unverletzt gebliebenen heldenmüthigen Führer. Allmählich füllte sich der weite Raum mit den nachrückenden schwedischen, russischen und österreichischen Bataillonen. Der Kampf an dieser Stelle war zu Ende, das Schießen tönte allmählich aus immer weiterer Ferne. Der Einzug der verbündeten Herrscher in die eroberte Stadt wurde erwartet, und deren Feldherren, Jeder von dem Jubelruf der Truppen begrüßt, versammelten sich auf dieser Stelle. Von den Thürmen erklang das erhebende Geläut der Glocken, Musik schmetterte darein, und ringsum wogte es gleich einem Meere von den unabsehbaren Massen der herzuströmenden Bevölkerung.

Da plötzlich — horch! — die Menge stäubt erschreckt aus einander — es ertönt ein dumpfer Knall — — die Ranstädter Steinwegbrücke ist in die Luft geflogen! Wer sie von den Feinden noch nicht überschritten hatte, sieht sich nun in die Gewalt der Verfolger gegeben!

Digitized by Google

Am Königshause zu Leipzig hatte Napoleon vor einer Stunde sich von der sächsischen Garde verabschiedet. Von da aus ritt er quer über den Markt dem innern Ranstädter Thore zu. Hier konnte er sich von dem furchtbaren Durcheinander überzeugen, welches in allen Straßen der Stadt herrschte. Am Thore hatte sich der flüchtige Menschenknäuel in solchem Grade angesammelt, daß der Kaiser sich genöthigt sah, umzukehren, um durch das innere Petersthor aus der Stadt zu gelangen. Hier wandte er sich links und richtete aufmunternde Worte an die Soldaten. Ueberall nichts als die entsetzlichste Verwirrung! — Der Kaiser konnte nur noch auf einem Umwege die Stadt verlassen.



Das Sprengen der Ranstädter Brücke. Zeichnung von C. Delort.

Der Ausgang am äußeren Ranstädter Thore war so schmal, daß neben einem Wagen kaum ein paar Fußgänger Platz fanden. Und dennoch war dies der einzige Weg nach Westen, auf dem sich nun Alles zusammendrängte. Und schon hatten sich hier die Verfolger eingestellt. Niemand wußte, daß Napoleon Befehl gegeben hatte, die Brücke am Ranstädter Thor in die Luft zu sprengen, falls sich der Feind in einer den Rückzug ernstlich bedrohenden Weise nähern sollte. Ihm galt es jetzt nur noch, die Trümmer seiner Hauptmacht die große Straße gewinnen zu sehen; des Befehls gewärtig, das Werk der Vernichtung auszuführen, harrte an einem Brückenbogen der kommandirte Korporal mit brennender Lunte.

Als nun dieser das Kleingewehrfeuer dicht in der Nähe knattern hörte, auf der einen Seite Ulanen und Kosaken, auf der andern russische Scharfschützen erblickte, glaubte er, es sei höchste Zeit, das angesammelte Pulver zu entzünden. Ein Knall! — und ein viel hundertstimmiger

Digitized by Google

Entsetzensschrei folgte der ringsum Alles zerschmetternden Explosion. Eine große Anzahl der Flüchtigen fand hier durch des Pulvers Macht einen grausigen Tod; Tausende, von der Rückzugsstraße abgeschnitten, verloren Freiheit oder Leben in dem angeschwollenen Wasser der Elster — die Verwüstung verwehrte den Abgesperrten die Heimkehr in das ferne Vaterland. — Der dumpfe Knall drang an Napoleon's Ohr, als er Lindenau durchritt. Er ließ sogleich die alte Garde in Schlachtordnung stellen und ihre Batterien auffahren. Doch den Getreuen, die in Leipzig abgeschnitten waren, konnte in keiner Art mehr Hülfe gebracht werden.

Alle Bande der Disziplin hatten sich jetzt aufgelöst, die Soldaten verließen Geschütze und Bagage und wogten in großen Haufen, ohne Unterschied der Waffengattungen, durch einander. Poniatowski's und Macdonald's Scharen hatten die Pleiße hinter sich, nun sahen sie sich durch die Elster gehemmt. Die grausige Verwirrung stieg auf den höchsten Punkt. Ein großer Theil der Flüchtigen, die den Fluten der Pleiße entronnen waren, ertrank in der Elster. Diejenigen, welche gehofft hatten, sich über eine Nothbrücke retten zu können, sahen sich ins Verderben mit hineingerissen; denn der schmale Steg brach unter der Last der Fliehenden zusammen. Sie versuchten nun die Elster zu durchschwimmen, aber die Meisten ertranken, unter ihnen der Marschall Fürst Poniatowski, der letzte Sprößling des polnischen Königshauses, dem Napoleon die Wiederherstellung seines Vaterlandes versprochen hatte. Von den Russen heftig verfolgt, zumal seine reiche Kleidung und Ordenszeichen ihn kenntlich machten, war er, bereits verwundet, glücklich über die Pleiße gekommen, mußte jedoch den Fluten sein Pferd preisgeben. Aufs Aeußerste erschöpft, besteigt er ein anderes und reitet, die russischen Scharfschützen an der Elster gewahrend, durch die zwischen beiden Gewässern gelegenen Gärten. Vom steilen Ufer spornt er sein Roß zum Sprunge, es schlägt im Wasser über — der edle Pole findet sein Grab in den Wellen.

Macdonald war glücklicher, ihm gelang es zu entkommen. Doch noch eine Menge Flüchtiger sinkt hier unter den Streichen ihrer Ueberwinder.

Nach und nach erlischt der Widerstand, während um die übrigen Zugänge zur Stadt der blutige Streit fortwüthet. — Die Reihen der Vertheidiger hatten sich immer mehr gelichtet; denn auch die auf dem Markte aufgestellten Sachsen und mehrere Bataillone der Rheinbundstruppen schlugen sich nunmehr auf die Seite, auf die sie gehörten; ebenso gingen am Abende des 19. acht polnische Regimenter zu den Verbündeten über.

Einzug der verbündeten Monarchen in Leipzig. Noch währte der Kampf in einzelnen Stadttheilen, als bereits unter dem Schall kriegerischer Musik und unter dem lauten Zuruf der Bevölkerung Friedrich Wilhelm und Alexander auf dem Marktplatze zu Leipzig anlangten. Hier traf Alexander mit Blücher zusammen und umarmte ihn mit den Worten: „Sie sind Deutschlands Befreier!" Auch Friedrich Wilhelm dankte gerührt dem Heldengreise; die Verleihung der Feldmarschallwürde erfolgte etwas später.

In den drei Schlachttagen waren nach mäßiger Berechnung mindestens 500,000 Kanonenschüsse von beiden Seiten abgefeuert worden.

Napoleon büßte bei Leipzig einen großen Theil seines Heeres, nämlich über 60,000 kriegstüchtige Soldaten, ein. 15,000 Mann lagen todt auf dem weiten Schlachtfelde, 15,000 streckten in Leipzig die Waffen, 30,000 Verwundete mußte er ihrem traurigen Schicksale überlassen, 370 Stück Geschütze, 30,000 Gewehre, 7 Adler, zahlreiche Fahnen, 1000 Bagagewagen und eine Menge anderweitiges Gepäck fielen in die Hände der Sieger.

Die Opfer, welche die dreitägige Schlacht gekostet, entsprachen der Größe dieses Preises. Die Preußen zählten an Todten und Verwundeten über 16,000 Mann, unter ihnen 620 Offiziere; die Russen über 21,000 Gemeine und 864 Offiziere; die Oesterreicher berechneten ihre Verluste auf über 14,000 Mann und 420 Offiziere. Die Schweden dagegen waren mit dem bescheidenen Opfer von etwa 100 Mann davongekommen.

Wie die Stadt Leipzig, so hatte auch ihre Umgebung entsetzlich gelitten; die Mehrzahl der benachbarten Ortschaften war in Flammen aufgegangen, gegen 3 Mill. Thaler

Digitized by Google

Eigenthum vernichtet worden. Zwanzig brennende Dörfer, Trümmer jeder Art, herzzerreißender Jammer und unsägliche Noth bezeichneten den Tag, an welchem die bedrängten Völker an dem Unterdrücker Rache genommen und Ehre und Freiheit im blutigsten Kampfe wiedergewonnen hatten. „Die kaiserliche Größe war zum zweiten Male, sie war jetzt unrettbar bis auf den Tod getroffen." Hören wir, was Arndt den preußischen Kriegern zurief: „Worte preisen nicht würdig, was über jedes Lob der Worte erhaben ist; die Zunge kann nicht aussprechen, was wie ein Wunder erschienen ist, und was unbegreiflich ist wie alle Wunder. Als ihr auftratet, da dachtet ihr, da dachte alle Welt: die Preußen würden sich tapfer schlagen, sie würden ihren gerechten Zorn gegen ihre Unterdrücker, die Franzosen, redlich abbüßen; aber daß ihr solche Männer sein würdet, als ihr erschienen seid, das dachtet ihr nicht, und das konnten wir nicht denken. Das ist die Gewalt des überschwenglichen Geistes, die Gewalt Gottes, die über die Menschen kommt, daß sie aus sich selbst hinaus und über sich selbst empor gehoben werden. Ihr tapferen und frommen Kämpfer, wie oft habt ihr in Erstaunen selbst ausrufen müssen: „Das haben wir nicht gethan, das hat Gott selbst gethan, das war Gott! Gott gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück, Gott wollte, was wir wollen mußten." Ja, brave Männer, ihr redet und glaubet recht. Tausend Zeichen sind da und sind schon seit Jahren dagewesen, daß Gott Großes will mit der Menschheit und mit dem deutschen Volke. Selig, die darauf merken und in diesem Vertrauen unwankend auf der Bahn bleiben, worauf sie durch Gott gesetzt sind!" — „Endlich", beginnt ein Schreiben Stein's vom 21. Oktober, „endlich wagt man sich dem Gefühle des Glückes hinzugeben; Napoleon ist geschlagen und in unordentlicher Flucht. . . . Da liegt also das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete Gebäude am Boden; von einem Ende bis zum andern Ende Deutschlands wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und ein Feind des menschlichen Geschlechts, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen, und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist."

Vergessen wir es nicht: ein solcher Sieg konnte nur errungen werden mit Kriegern, die nicht von falscher Soldatenehre, sondern von wahrer Kriegerehre erfüllt waren; von Kriegern, „die" — wie es in dem Arndt'schen Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann heißt — „das Vaterland lieber haben als Gold, und denen die deutsche Freiheit werther ist als das Leben, und die gottgefällige Tugend theurer als die irdischen Güter." Selig, die in diesem heiligen Kampfe einen schnellen Tod fanden; auf ihre Angesichter waren die Spuren des Geistes geprägt, der in Allen lebte.

Welch ein grauenvolles Bild menschlichen Elends aber eröffnet sich unserm Blick, wenn wir der zahlreichen unglücklichen Verstümmelten gedenken, die in den kalten Oktobernächten hülflos auf dem Schlachtfelde und in den Straßen Leipzigs umherlagen! —

Der Arzt Reil, der mit aufopfernder Hingabe sich der Pflege der Verwundeten unterzog, schrieb an Stein: „. . . . Auf dem Wege von Halle nach Leipzig begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie Kälber auf Schubkarren ohne Strohpolster zusammengeklumpt lagen, und einzeln ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesen engen Fuhrwerken hatten, neben sich schleppten. Noch an diesem Tage, also sieben Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerschlacht, wurden Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüstliches Leben nicht durch Verwundungen, noch durch Nachtfröste und Hunger zerstörbar gewesen war. In Leipzig fand ich ungefähr 20,000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügellosesse Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand. Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen; daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieses schauderhaften Gemäldes, von welchen ich selbst Augenzeuge war, und die ich daher verbürgen kann. .... Die Verwundeten liegen entweder in dumpfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht

Digitized by Google

Sauerstoffgas genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen oder in wölbischen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Grade wächst, als ihre Verderbniß zunimmt, bis endlich einzelne Franzosen noch ganz ins Freie hinausgeschoben sind, wo der Himmel das Dach macht und Heulen und Zähneklappern herrscht. An dem einen Pol der Reihe tödtet die Stickluft, an dem andern reibt der Frost die Kranken auf... An jenen Orten liegen die Unglücklichen .. Alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der heißen Schlacht hereingetragen sind. Unter 20,000 Verwundeten hat auch nicht ein Einziger ein Hemd, Betttuch, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Nicht Allen, aber doch Einzelnen hätte man geben können. Keiner Nation ist ein Vorzug eingeräumt, Alle sind gleich elend berathen, und das ist das Einzige, worüber die Soldaten sich nicht zu beklagen haben. Sie haben nicht einmal Lagerstroh, sondern die Stuben sind mit Häckerling aus den Bivuaks ausgestreut, das nur für den Schein gelten kann. Alle Kranken mit gebrochenen Armen und Beinen, und deren sind Viele, denen man auf der nackten Erde hat kein Lager geben können, sind für die verbündeten Armeen verloren. Ein Theil derselben ist schon todt, der andere wird noch sterben. Ihre Glieder sind, wie nach Vergiftungen, furchtbar aufgelaufen, brandig und liegen in allen Richtungen neben den Rümpfen. Daher der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, der um so mehr wuchert, als Hunger und Kälte seiner Hauptursache zu Hülfe kommen. Viele sind gar nicht, Andere werden nicht alle Tage verbunden. Die Binden sind zum Theil von grauer Leinwand, aus Dürrenberger Salzsäcken geschnitten, die die Haut mitnehmen, wo sie noch ganz ist. In einer Stube stand ein Korb mit rohen Dachschindeln zum Schienen der zerbrochenen Glieder. Viele Amputationen sind versäumt; andere werden von unberufenen Menschen gemacht, die kaum das Barbiermesser führen können und die Gelegenheit nützen, ihre ersten Ausflüge an den verwundeten Gliedern unserer Krieger zu machen. Einer Amputation sah ich zu, die mit stumpfen Messern gemacht wurde. Die braunrothe Farbe der durchsägten Muskeln, die fast schon zu athmen aufgehört hatten, geben mir wenig Hoffnung auf Erhaltung des Operirten. An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, müssen Koth und Urin unter sich gehen lassen und faulen in ihrem eigenen Unrath an. Für die gangbaren sind zwar Bütten aufgestellt, die aber nach allen Seiten überströmen, weil sie nicht regelmäßig ausgetragen werden. In der Peterskirche stand eine solche Bütte neben einer andern, ihr gleichen, die eben mit der Mittagssuppe hereingebracht war. . . . Das Scheußlichste in dieser Art gab das Gewandhaus. Der Perron war mit einer Reihe solcher überströmenden Bütten besetzt, deren träger Inhalt sich langsam über die Treppe herabwälzte. Es war mir unmöglich, durch die Dünste dieser Cascade zu dringen. . . . Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichen Schauspiel, das mir kalt durch die Glieder fuhr und mir meine ganze Fassung lähmte. Nämlich auf dem offenen Hofe der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden. . . . So entheiligt man die Ueberreste der Helden, die dem Vaterlande gefallen sind! . . ."

Bei diesem Bilde mögen die Bewunderer Napoleon's, aber auch alle Diejenigen verweilen, die ihr Vaterland werth halten von ganzem Herzen. Denn wahrlich, nichts vermag der Erinnerung an jene große Zeit besser den rechten Ernst und die rechte Würde zu verleihen, als das erschütternde Bild der Leiden ohne Gleichen, unter denen die Märtyrer der Freiheitsschlacht ihr Leben dahingaben.

„Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegesglanz,
Vergiß der treuen Todten nicht und schmücke
Auch uns're Urne mit dem Eichenkranz!"

Digitized by Google

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

Digitized by Google